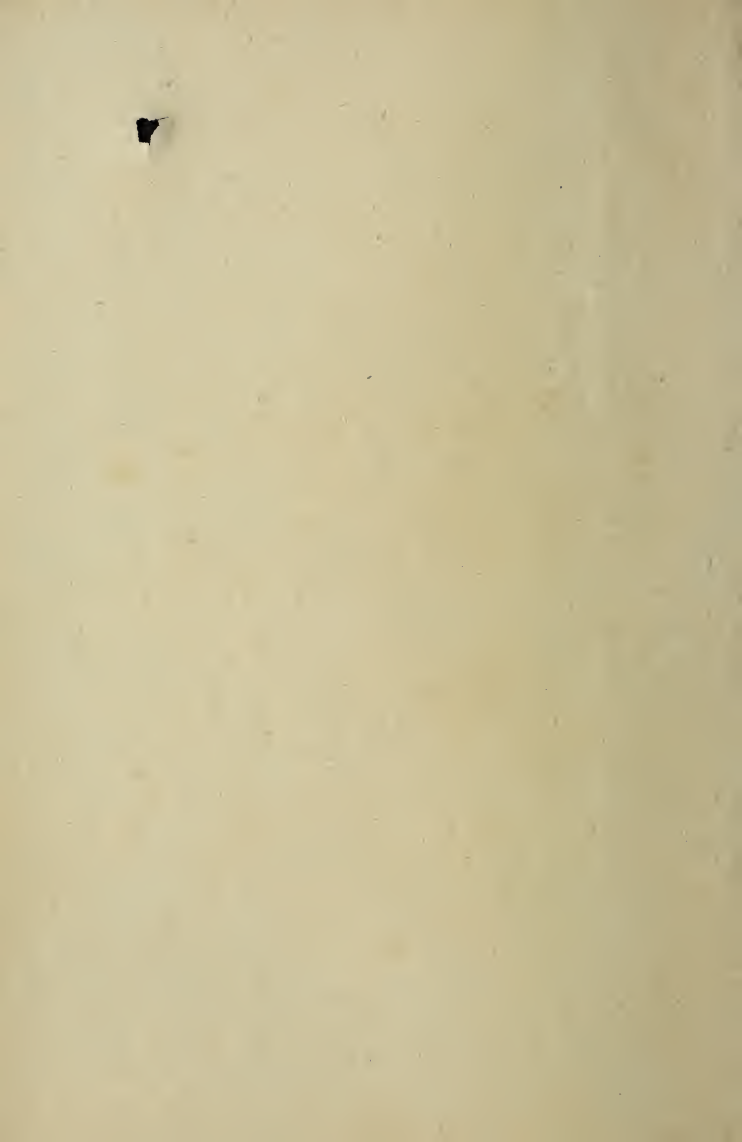



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800



Franklin's Leben und Schriften.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Benjamin Franklin's Leben und Schriften,

nach der von seinem Enkel,

William Temple Franklin,

veranstalteten

neuen Londoner Original-Ausgabe;

mit Benutzung

des

bei derselben bekannt gemachten

Nachlasses und früherer Quellen

zeitgemäß bearbeitet

von

Dr. A. Binzer.

Dritter Theil.

Kiel,

Universitäts-Buchhandlung.

1829.

His lib'ral soul, his worth, his actions scan,
Go, reader, go and imitate the man.

Lamont, Lines to the memory of B. F.

Franklin's Ansichten

über

Gegenstände des Schul- und Armenwesens,

der

Handels- und Staatswissenschaften

und der

Menschen- und Völkerrechte.



Einleitung.

Schreiben des Herrn Benjamin Vaughan an Dr. Franklin.

Das Wichtigste, was Franklin in Hinsicht auf Erziehung und Ausbildung der Nachwelt hinterlassen hat, ist wol unstreitig die, von ihm selbst geschriebene, leider nicht ganz vollendete Biographie, aus welcher das Interessanteste und Gemeinnützigste in dem ersten Bande dieser Bearbeitung zusammengestellt ist. In dieser Ansicht der Sache scheint es angemessen, den vorliegenden dritten Band mit folgendem, aus jener Biographie entlehnten, Briefe des Herrn Benjamin Vaughan an Franklin zu beginnen.

Paris, den 31. Jan. 1783.

Mein theuerster Herr!

Als ich die Blätter mit Ihren eigenhändigen Bemerkungen über die Hauptereignisse Ihres Le-

bens durchgelesen hatte*), kündigte ich Ihnen einen Brief an, in welchem ich die Gründe entwickeln wollte, weßhalb es mir wünschenswerth schien, daß Sie dies begonnene Werk vollenden und herausgeben möchten. Verschiedene Rücksichten haben mich seither verhindert, diesen Brief

*) Nähere Auskunft über diese Blätter giebt folgendes Schreiben des Herrn Abel James, eines Quäkers, an Franklin: »Vor einiger Zeit fielen, zu meiner großen Freude, etwa drei und zwanzig von Dir geschriebene Blätter mir in die Hände, die eine Erzählung Deiner Herkunft und Deines Lebens bis zum Jahre 1730 enthalten. — Ich sende Dir beiliegend eine Abschrift davon, damit Du, wenn Du später die Fortsetzung geschrieben hast, beide Theile zusammenfügen könnest; solltest Du aber noch nicht weiter geschrieben haben, so hoffe ich, daß Du Dich jetzt gleich daran machen werdest. Das Leben ist ungewiß, wie der Prediger sagt, und was würde die Welt sagen, wenn der menschenfreundliche, wohlwollende Benj. Franklin ihr und seinen Freunden ein so angenehmes und nützliches Werk vorenthielte, und ein Werk, das nicht etwa einigen Wenigen, sondern Millionen Unterhaltung und Nutzen gewähren würde. — Gut geschriebene Lebensbeschreibungen haben einen großen Einfluß auf jugendliche Gemüther, indem diese fast immer unwillkührlich den Entschluß fassen, dem hier vorgeführten Beispiele, in dieser oder jener Beziehung, zu folgen. Wenn nun unsere Jugend bewogen werden könnte, dem Fleiße und der Mäßigkeit Deiner früheren Jahre nachzustreben, welchen Segen würde dann die Publikation eines solchen Werkes von Dir verbreiten! — &c.

zu schreiben, und ich weiß nicht, ob ich Grund habe, mir irgend eine erwünschte Wirkung davon zu versprechen; da mir aber jetzt hinlängliche Muße geworden ist, so ergreife ich die Feder, und werde beim Schreiben wenigstens mich selbst unterhalten und belehren. Die Ausdrücke, deren ich mich zu bedienen pflege, könnten jedoch einem Menschen von Ihrem Zartgefühle anstößig sein; deßhalb will ich Ihnen nur erzählen, wie ich zu einem andern Menschen sprechen würde, der nicht weniger gut und groß, aber weniger bescheiden wäre, als Sie. Ich würde sagen: Herr, ich bitte Sie, Ihre Lebensgeschichte zu schreiben, und zwar aus folgenden Gründen:

Ihr Leben ist so merkwürdig, daß gewiß irgend Jemand dasselbe beschreiben wird, wenn Sie es nicht selbst thun; dadurch könnte aber leicht eben so viel Nachtheil entstehen, als Ihre eigene Behandlung der Sache Gutes stiften würde.

Alles, was Sie erlebt haben, steht in genauer Verbindung mit den Sitten und der Lage eines aufblühenden Volkes, und ich glaube nicht, daß in dieser Hinsicht die Schriften eines Cäsar und Tacitus, für die richtige Beurtheilung der

Natur des Menschen und der Gesellschaft, von größerm Interesse sein können, als die Ihrigen.

Das sind aber, meiner Meinung nach, nur geringfügige Gründe, mein Herr, im Vergleich mit der Aussicht, welche ihr Leben für die Bildung künftiger großer Männer eröffnet, und für die Vervollkommnung des Privat-Charakters, mithin für das häusliche Wohl nicht weniger, als für das öffentliche.

Das Werk, von welchem ich rede (so wie auch die »Kunst der Tugend«, welche Sie herauszugeben beabsichtigen *), wird namentlich ein vortreffliches Muster und Beispiel für die Selbsterziehung geben. Die Schule, wie die Erziehung überhaupt, schreitet noch fortwährend auf falschen Grundlagen vorwärts, und enthält einen schwerfälligen Apparat, dessen Wirksamkeit einem falschen Ziele zugewandt ist; aber Ihr Apparat ist einfach, und Ihr Ziel ist das richtige, und so lange die Eltern, wie die jungen Leute, aller anderen Mittel beraubt sind, einen vernünftigen Lebenslauf schätzen zu lernen und sich auf denselben vorzubereiten, wird Ihre Entdeckung, daß

*) S. Theil II. Tugend-Verein.

so Mancher die Sache ganz in seiner eigenen Macht habe, unschätzbar sein.

Einfluß auf den Privat-Charakter in den spätern Lebensjahren ist nicht nur ein später Einfluß, sondern auch ein schwacher. In der Jugend legen wir den Grund zu unsern Hauptgewohnheiten und Vorurtheilen; in der Jugend treffen wir unsre Wahl, in Hinsicht auf Beruf, Geschäfte und Ehe; in der Jugend erhalten wir unsere Erziehung, und nicht allein für uns, sondern auch für die nächste Generation; in der Jugend wird die Richtung unseres öffentlichen, wie unseres Privat-Charakters entschieden, und da die Frist des Lebens sich nicht weiter erstreckt, als von der Jugend bis zum Alter, so sollte das Leben gleich von Jugend auf wohl begonnen und ganz besonders gut geleitet werden, ehe wir für die wichtigsten Angelegenheiten unsere Entschlüsse gefaßt haben.

Aber Ihre Lebensbeschreibung wird nicht nur die Selbsterziehung lehren, sondern auch die Erziehung eines weisen Mannes darstellen, und der Weiseste wird heller sehen und seine eigene Fortbildung verbessern lernen, indem er hier das Betragen eines andern Weisen umständlich entwi-

ckelt findet. Und warum sollen schwächere Menschen einer solchen Hülfe ermangeln, da wir doch sehen, daß unser Geschlecht fortwährend im Dunkeln sich verirrt hat, weil es in diesem besondern Zweige, von den fernsten Zeiten her, fast ohne Führer war? — So zeigen Sie denn, den Söhnen und den Vätern, wie Viel zu leisten ist, und ermuntern Sie alle Weisen, Ihnen ähnlich zu werden, und alle Andern, weise zu werden.

Wenn wir sehen, wie hart und grausam Staatsmänner und Krieger gegen die niederen Klassen, und wie verkehrt ausgezeichnete Männer gegen ihre Bekannten sich benehmen können, so wird es lehrreich sein, die vielen Beispiele friedlicher, besänftigender Sitten kennen zu lernen, und zu gewahren, wie gut sich's miteinander verträgt, groß und häuslich, beneidenswerth und gefällig zu sein.

Die kleinen Vorfälle des Privatlebens, die Sie zu erzählen haben werden, müssen ebenfalls von großem Nutzen sein, weil es uns vor allen Dingen an Regeln der Klugheit in den gewöhnlichen Lebens-Angelegenheiten gebricht*); und es

*) Eine Auswahl solcher Regeln ist im 4ten Bande dieser Bearbeitung zusammengestellt.

wird interessant sein, zu sehen, wie Sie sich in diesen benommen haben. In dieser Beziehung kann das Wort, von dem ich rede, eine Art von Lebensschlüssel werden und gar Manches enthalten, was allen Menschen einmal auseinander gesetzt werden sollte, damit ihnen die Möglichkeit gegeben wird, durch Voraussicht weise zu werden.

Nach der eigenen Erfahrung ist nichts wichtiger, als die Angelegenheiten anderer Leute in einer interessanten Darstellung vor Augen zu haben; und dieses Ziel wird Ihre Feder sicher erreichen. Ihre Art, die Geschäfte des täglichen Lebens zu führen und zu verwalten, wird ein Ansehen von Einfachheit und Bedeutsamkeit haben, das unfehlbar Eindruck machen muß, und ich bin überzeugt, Sie haben dieselben mit eben so vieler Originalität betrieben, als ob Sie politische oder philosophische Erörterungen zu behandeln gehabt hätten; und was ist der wissenschaftlichen Erforschung und Behandlung würdiger (die Wichtigkeit und die Verirrungen desselben erwogen) als das menschliche Leben!

Einige Menschen sind tugendhaft gewesen in ihrer Blindheit, andere haben sich in phantastische Grübeleien verloren, noch andere sind schlau ge-

wesen zu bösen Zwecken; Sie aber, deß bin ich gewiß, werden nichts zu berichten haben, als was weise, praktisch und gut zugleich ist.

Ihre Darstellung Ihrer eigenen Person wird zeigen, daß Sie sich Ihrer Herkunft nicht schämen, was um so wichtiger ist, da Sie zugleich beweisen, daß man zur Glückseligkeit, Tugend und Größe keiner besondern Herkunft bedarf.

Da kein Zweck erreicht wird ohne Mittel, so werden wir sehen, wie auch Sie einen Plan bildeten, wodurch Sie zur Bedeutsamkeit gelangten; zugleich aber werden wir finden, daß, wie schmeichelhaft auch der Erfolg, die Mittel doch so einfach waren, als Weisheit sie nur ersinnen konnte, nämlich beruhend auf Natur, Tugend, Nachdenken und Gewohnheit.

Wir werden ferner sehen, wie zweckmäßig es sei, daß ein Jeder warte, bis die rechte Zeit da ist, wo er auf der Bühne der Welt erscheinen soll. Da unsere Gefühle sehr stark an dem gegenwärtigen Augenblicke hängen, so vergessen wir gar leicht, daß noch mehrere Augenblicke dem ersten folgen sollen, und daß wir daher unser Betragen so einrichten sollten, daß es dem ganzen Leben entspreche. Sie haben dieses stets

im Auge gehabt und sich die enteilenden Momente desselben nicht durch thörichte Ungeduld und Bekümmerniß verbittert, sondern durch Zufriedenheit und Genuß belebt. Ein solches Betragen ist leicht für diejenigen, welche die Tugend und sich selbst zu ihrer Richtschnur machen, und dahin streben, sich an den Beispielen anderer, wahrhaft großer Männer zu stärken, an welchen die Geduld so häufig das Charakteristische ist.

Einer Ihrer Freunde, ein Quäker, von welchem ich die zu Anfang erwähnten Blätter erhielt (denn hier will ich annehmen, daß derjenige, welchem ich schrieb, dem Dr. Franklin gleiche) lobte Ihren Fleiß und Ihre Mäßigkeit, und sah darin ein Muster für die ganze Jugend; auffallend ist es aber, daß er Ihre Bescheidenheit vergessen konnte und ihre Uneigennützigkeit, ohne welche Sie unmöglich so geduldig auf Ihre Beförderung gewartet und Ihre Lage mittlerweile so behaglich gefunden haben könnten. Und eben dadurch werden wir gezwungen, einzusehen, wie ärmlich der Ruhm und wie wichtig es sei, unsere Geisteskräfte zu ordnen.

Ich habe noch eine Schlußbemerkung zu machen, aus welcher hervorgeht, welchen Nutzen

das erwähnte Werk, schon als Biographie an sich, gewähren könne. Diese Art der schriftlichen Darstellung scheint etwas aus der Mode gekommen, und ist doch gewiß aller Aufmerksamkeit werth; und Ihre Arbeit in diesem Fache wird noch einen besondern Vortheil gewähren, indem man sie mit den Lebensbeschreibungen verschiedener öffentlicher Halsabschneider und Ränkeschmieder, dummer mönchischer Selbstpeiniger und eitler literarischer Kleinigkeitskrämer zusammenstellen und vergleichen wird. Wenn Ihr Wort zu mehreren Schriften derselben Art ermuntert, und mehrere Menschen veranlaßt, ein Leben zu führen, welches beschrieben zu werden verdient, so wird es dem ganzen Plutarch an Werth nichts nachgeben.

Doch ich bin es müde, einen Charakter zu fingiren, dessen sämmtliche Züge nur zu einem Manne in der ganzen Welt passen, ohne diesem das Lob derselben zu geben. Daher, mein theurer Dr. Franklin, lassen Sie mich diesen Brief mit einer an Sie selbst gerichteten Bitte schließen.

Es ist mein dringender Wunsch, daß Sie selbst die Welt mit Ihrem wahren Charakter bekannt machen möchten, weil derselbe sonst, in Folge der bürgerlichen Unruhen, entstellt und

verläumdet werden könnte. Wenn ich Ihr hohes Alter, Ihre besondere Art, die Dinge aufzufassen, und die Behutsamkeit Ihres Charakters bedenke, so erscheint es mir sehr zweifelhaft, ob, außer Ihnen, irgend Jemand im Stande sein würde, die Thatsachen Ihres äußern und die Triebfedern Ihres innern Lebens genügend darzustellen.

Daher hoffe ich, daß Sie meiner, in diesem Schreiben dargelegten Bitte Gehör geben und mir erlauben wollen, mich zu nennen

Ihren ꝛc. ꝛc.

B. Vaughan.

1. Plan einer Englischen Schule,

(d. i. einer Schule zur Erlernung der Muttersprache.)

Den Vorstehern der Akademie in Philadelphia zur Prüfung vorgelegt *).

Es wird vorausgesetzt, daß jeder in diese Schule aufzunehmende Knabe wenigstens im Stande sei, beim Lesen die Sylben zu sondern und auszusprechen, und eine leserliche Hand zu schreiben. Keiner darf vor dem —ten Jahre aufgenommen werden.

Erste, oder unterste Klasse.

In der ersten Klasse werden die Regeln der Englischen Grammatik gelehrt, und zugleich mit besonderer Sorgfalt darauf gesehen, daß die Schüler Fortschritte in der Rechtschreibung machen. Vielleicht ist es zu diesem Ende das Beste, die Schüler paarweise und zwar so zu setzen, daß immer je zwei, deren Geschicklichkeit in diesem Fache sich am gleichsten ist, zusammenkommen.

---

*) Aus Franklin's: Posthumous and other writings.

Diese läßt man dann mit einander wetteifern, indem jeder dem andern täglich zehn Wörter zu buchstabiren aufgiebt. Wer die meisten Wörter richtig buchstabirt hat, ist Sieger für diesen Tag; wer die meisten Tage im Monat Sieger war, erhält als Preis ein hübsches und für die Folge nützliches Buch. Die Kinder, deren Aufmerksamkeit auf die Rechtschreibung auf diese Weise stets rege erhalten wird, werden es frühzeitig recht weit darin bringen. Es ist eine Schande für einen Mann, in seiner Muttersprache so wenig bewandert zu sein, daß er fortwährend gleichlautende Wörter, von verschiedener Bedeutung, mit einander verwechselt, und das Bewußtsein dieses Fehlers ist die Ursache, daß mancher, sonst wohlunterrichtete, gescheidte Mann sich scheuen muß, auch nur einen gewöhnlichen Brief zu schreiben.

Die Schüler dieser Klasse müssen nur kurze Aufsätze lesen, wie z. B. Croxall's Fabeln und kleine Erzählungen. Diese müssen ihnen beim Unterricht vorgelesen werden, wobei der Lehrer die schwierigeren Worte erklärt. Dieser muß Keinen zum Lautlesen aufrufen, der nicht vorher das Pensum für sich eingeübt hat, und vorzüglich

darauf sehen, daß die Kinder nicht zu schnell lesen, und die Ruhepunkte und Pausen gehörig beobachten. Von den gewöhnlichsten schweren Wörtern könnte ein eigenes Vocabular mit Erläuterungen angefertigt werden, woraus den Kindern, als eine kleine Gedächtnißübung, täglich einige Wörter zum Auswendiglernen aufgegeben würden; oder sie selbst könnten sich wenigstens zu diesem Behuf eine Anzahl solcher Wörter in ein besonderes kleines Buch schreiben, wodurch sie die Bedeutung derselben sich immer mehr einprägen, und nach und nach zum Besitz eines kleinen Wörterbuchs für ihren künftigen Gebrauch gelangen würden.

Die zweite Klasse.

Hier lernen die Kinder mit Aufmerksamkeit und richtigem, dem Sinn und Gegenstand angemessenen Ausdrucke lesen.

Dem Schüler wird jeden Abend ein kurzer Aufsatz oder Abschnitt zur Uebung aufgegeben, den er sich bis zum Morgen einstudirt. Dann muß er Rechenschaft geben: zuerst von den Redetheilen und der Construction einiger Sätze, wodurch er nicht nur genöthigt wird, oft die Gram-

matik wieder durch zu gehen, sondern auch am Ende die Hauptregeln sich völlig zu eigen macht; — demnächst von der Bedeutung jedes ungewöhnlichen Wortes, dem Sinn jedes Satzes und dem Zweck des Schriftstellers, oder der Tendenz des Stückes. Dadurch gelangen die Knaben bald zu einer richtigen Ansicht von dem Sinn und der Macht der Worte, und zu der nothwendigen Gewohnheit, mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Darauf liest der Lehrer das Stück mit richtiger Modulation der Stimme, mit gehörigem Ausdruck, und, wo es erforderlich ist, mit angemessenen Gesten, den Schülern vor, und hält diese an, die Art seines Vortrages nachzuahmen. Außerdem macht er sowohl auf die nicht gut gewählten Ausdrücke, als auf die Schönheiten der Sprache, und auf diese besonders, aufmerksam.

Mit den Aufgaben muß oft gewechselt werden, damit die Schüler mit allen Gattungen des guten Styls, in Prosa und Versen, und mit der, einer jeden angemessenen Art des Vortrags bekannt werden; — eine gut erzählte Geschichte, ein Abschnitt aus einer Predigt, eine Rede eines Feldherrn an seine Soldaten, ein Monolog aus einem Trauerspiel, eine Scene aus einem Lust-

spiel, eine Ode, eine Satyre, ein Brief, reimlose Verse, ein heroisches Gedicht, oder ein Hudibrastisches, 2c. *). Doch dürfen nur solche Aufsätze gewählt werden, die irgend eine nützliche Belehrung enthalten, und zugleich zur Ausbildung des Verstandes und der Sittlichkeit der Jugend beitragen.

Die Schüler müssen ihre Aufgaben erst studiren und verstehen, ehe sie dieselben mündlich vortragen lernen; weßhalb jeder ein Wörterbuch besitzen muß, um die etwaigen Schwierigkeiten selbst überwinden zu lernen. Wenn unsere Knaben uns Englisch vorlesen, bilden wir uns leicht ein, daß sie verstehen, was sie lesen, weil wir es verstehen, und weil es ihre Muttersprache ist; und doch lesen sie oft nur, wie die Papagoyen sprechen, ohne zu wissen, was sie lesen. Unmöglich aber kann der Lesende seiner Stimme die gehörige Modulation geben und richtig vortragen,

*) Beiwort, gebildet von Hudibras, einer berühmten komischen Epopöe des Englischen Dichters Samuel Butler, worin die Cromwellsche Partei persiflirt wird. (Beste Ausgabe, London, 1744, 3 B. mit Erläuterungen von Grey. Teutsch, von Soltau, Königsberg, 1798.)

wenn nicht sein Verstand seiner Zunge vorangeht und ihn so in den Stand setzt, erst den Sinn vollkommen zu fassen. Die Gewöhnung der Knaben, dasjenige laut zu lesen, was sie noch nicht verstehen, ist die Ursache der unter den Lesern so häufig vorkommenden Eintönigkeit, die, einmal zur Gewohnheit geworden, so schwer wieder abzulegen ist; und eben darin ist der Grund zu suchen, daß wir unter funfzig Vorlesern kaum einen guten finden. Aus Mangel an guten Vorlesern verlieren aber solche Schriften, deren Zweck es ist, auf die Gemüther der Menschen zu ihrem eigenen oder zum allgemeinen Besten zu wirken, die Hälfte ihrer Kraft. Gäbe es in der Umgegend jeder Ortschaft auch nur einen guten Vorleser, so könnte die Wirksamkeit und der Einfluß eines öffentlichen Redners in demselben Grade über ein ganzes Volk sich verbreiten, als wenn Alle im Stande wären, seine Stimme zu vernehmen.

Die dritte Klasse.

Hier lernen die Schüler richtig und schön sprechen, was mit dem guten Vorlesen nahe verwandt ist und natürlichermaßen beim Unterricht

der Jünglinge zunächst folgt. Zu diesem Zweck läßt man sie zuerst die Elemente der Rhetorik nach irgend einem kurzgefaßten Systeme erlernen, so daß sie im Stande sind, von den gebräuchlichsten Tropen und Figuren Rechenschaft zu geben. Dann macht man sie aufmerksam auf alle ihre schlechten Angewöhnungen im Sprechen, auf die Verstöße gegen die Grammatik, auf die fehlerhaften oder fremdartigen Accente und auf alle unziemlichen Redensarten. Darauf läßt man sie kurze Reden aus der Römischen oder einer andern Geschichte, aus den Parlaments-Debatten u. s. w. auswendig lernen und mit der angemessenen Gesticulation hersagen. Auch Reden und Scenen aus unsern besten Trauer- und Lustspielen (mit sorgfältiger Vermeidung alles dessen, was für die Sittlichkeit der Jugend nachtheilig werden könnte) kann man aufgeben, und die Schüler üben, dieselben mit oder ohne Action vorzutragen, wobei man stets darauf bedacht sein muß, ihre Manier nach den besten Mustern zu bilden.

Zu ihrer fernern Ausbildung, und um etwas Abwechselung in die Beschäftigungen zu bringen, läßt man sie nun anfangen, Geschichte zu lesen,

nachdem sie zuvor die Hauptabschnitte der Chro=
nologie, nach einer gedrängten Tabelle, auswen=
dig gelernt haben. Zuerst nimmt man die alte
und Römische Geschichte vor (etwa die von Rol=
lin), dann, nach und nach, so wie sie in die
höhern Klassen hinaufrücken, die besten Schrift=
steller der vaterländischen Geschichte. Um den
Wetteifer unter den Schülern zu erregen, wer=
den wöchentlich kleine Preise oder andere Auf=
munterungen unter diejenigen vertheilt, welche
in Betreff der Jahrszahlen, der Orts= und Per=
sonen=Namen ꝛc., von dem, was sie gelesen ha=
ben, die beste Rechenschaft geben können. Das
wird sie bewegen, mit Aufmerksamkeit zu lesen,
und die historischen Thatsachen ꝛc. ihrem Gedächt=
niß einzuprägen. Dem Lehrer wird es dabei nicht
an Gelegenheit fehlen, durch lehrreiche Bemer=
kungen mancherlei Art das sittliche Gefühl und
den Geist der Jugend zu bilden.

Die Naturgeschichte und die Geschichte der
Künste und Handwerke können auch in dieser
Klasse (etwa nach dem Spectacle de la na-
ture) vorgenommen und in den folgenden, nach
andern passenden Büchern, fortgesetzt werden;
denn, nächst der Pflichtenlehre, ist die Kenntniß

ist es rathsam, jetzt in passenden Stunden nicht nur die Chronologie, sondern auch den zum Verständniß der Karten und Globen erforderlichen Theil der Geographie durchzunehmen, wobei die Schüler zugleich mit den neueren Namen derjenigen Orte bekannt gemacht werden müssen, die sie in den alten Schriftstellern erwähnt finden. Außerdem wird zu gelegener Zeit mit den Uebungen im Gut-Lesen und Sprechen fortgefahren.

Die fünfte Klasse.

Zur fernern Uebung auf dem begonnenen Wege, fahren die Schüler nicht nur fort, Briefe zu schreiben, sondern sie fangen auch an, kleine Aufsätze in Prosa, und mitunter in Versen, zu versuchen; nicht um sie zu Dichtern zu bilden, sondern weil nichts so schnell mit der Mannigfaltigkeit der Ausdrücke bekannt macht, als die Nothwendigkeit, solche Wörter und Redensarten aufzufinden, die eben in das Sylbenmaß oder zum Tonhalte und Reime eines Verses passen, und doch zugleich den erforderlichen Sinn gut bezeichnen. Diese Versuche müssen alle unter den Augen des Lehrers gemacht werden, welcher die Fehler angiebt und die Schreibenden an-

hält, sie gleich zu verbessern. Wenn das Urtheil eines Schülers noch nicht reif genug ist, um eigene, neue Aufsätze zu ersinnen, so giebt man ihm die Gedanken eines vorhandenen Aufsatzes (etwa aus dem »Spectator«), und läßt ihn diese in seine eigenen Worte einkleiden, oder den Hauptinhalt einer guten Erzählung, die er dann in seinen eigenen Ausdrücken ausführen muß. Zuweilen läßt man die Schüler auch einen Abschnitt aus einem weitläuftigen Schriftsteller zusammenziehen, zuweilen einen gedrängten Abschnitt weiter auseinandersetzen. Und dann giebt der Lehrer ihnen eine faßliche Logik, oder Denklehre, und erklärt ihnen alle Schwierigkeiten, die ihnen etwa aufstoßen mögen; wobei mit der Geschichte und den Lese- und Sprech-Uebungen stets fortgefahren wird.

Die sechste und oberste Klasse.

In dieser Klasse fährt man fort mit dem Studium der Geschichte, Rhetorik, Logik, Moral- und Natur-Philosophie, und liest und erklärt außerdem die besten Schriftsteller der Muttersprache (wie Tillotson, Milton, Locke, Addison,

Pope, Swift 2c.) und die besten Uebersetzungen des Homer, Virgil, Horaz 2c.

Einmal des Jahres werden, in Gegenwart der Schulvorsteher und Bürger, öffentliche Uebungen angestellt, bei welcher Gelegenheit die ausgezeichnetsten Schüler, welche die übrigen in irgend einem Zweige des Lernens übertreffen, schöne Bücher mit goldenem Schnitt als Preise erhalten, die nach drei Vergleichungsgraden ausgetheilt werden, nämlich ein bester Preis für den besten Schüler, ein zweiter für den nächstbesten, ein dritter für den dritten; während die Uebrigen durch Lob und Rath zu der Hoffnung ermuntert werden, daß sie es durch Fleiß dahin bringen könnten, ein ander Mal den Preis zu erhalten. Die Namen derer, welche Preise erhalten haben, werden jährlich in einer Liste gedruckt.

Die Stunden jedes Tages müssen so eingetheilt und besetzt werden, daß einige Klassen beim Schreibmeister sein können, um sich im Schönschreiben zu üben, während andere bei dem Lehrer der mathematischen Fächer Unterricht im Rechnen, in der Arithmetik, in der Geographie, im Gebrauch der Globen, im Zeichnen, in der Mecha-

nik rc. erhalten, und die übrigen, unter Aufsicht des Sprachmeisters, die Uebungen in der Muttersprache anstellen.

Auf diese Weise unterrichtet, wird die Jugend, beim Austritt aus der Schule, zu jedem Geschäft oder Beruf (diejenigen ausgenommen, welche die Erlernung anderer Sprachen erfordern) hinlänglich vorbereitet, und, wenn auch unbekannt mit allen alten und ausländischen Sprachen, doch ihrer eigenen mächtig sein, was für sie von unmittelbarerem und allgemeineren Nutzen ist. Zugleich werden die Schüler manche schätzbare Kenntnisse sich erworben haben, indem die Zeit, welche Andere, oft ohne Erfolg, auf die Erlernung jener Sprachen verwenden, hier benutzt worden ist, eine Grundlage von Kenntnissen und Fähigkeiten zu legen, die, zweckmäßig ausgebildet, die jungen Leute in den Stand setzen kann, die verschiedenen Geschäfte und Pflichten des bürgerlichen Lebens, zu ihrem eigenen und zu des Vaterlandes Nutzen und Ruhm, zu betreiben und zu erfüllen.

Die Bemerkung mag zum Schluß dieses Schulplans nicht unangebracht sein, daß Frank-

lin seine eigene Bildung, zwar nicht durch Lehrer, sondern nur durch eigenen Willen und Verstand geleitet, genau auf dem hier bezeichneten Wege sich erworben hat.

---

2. Ueber das Studium der eigenen und fremder Sprachen.

Wie viel Gewicht Franklin auf die gründliche Erlernung der Muttersprache legte, geht schon aus dem eben mitgetheilten Schulplane hervor. Unerachtet seines langen Aufenthalts in Paris und der dort erlangten Vertrautheit mit der Französischen Sprache, blieb ihm doch die Muttersprache in solchem Grade die liebste, daß er noch in einem Alter von 81 Jahren aus Philadelphia an den Abbé Morellet, ein Mitglied der Französischen Akademie in Paris, schrieb: »Ich bin hier in meiner »niche«, in meinem eigenen Hause, im Schooße meiner Familie, umgeben von meiner Tochter und meinen Enkeln, von alten Freunden oder Freundessöh-

nen, die mich eben so werth halten, und welche alle dieselbe Sprache mit mir sprechen und verstehen; und Sie wissen es ja selbst, wenn man durch den Gebrauch seiner Geistesfähigkeiten nützlich zu werden wünscht, so wird es einem in der Fremde doch nur halb wohl, wo man sich in einer Sprache unterhalten muß, die man sich doch nicht ganz zu eigen machen konnte.«

Er selbst hatte sich, von früher Jugend an, mit großem, beharrlichen Fleiß auf die gründliche Erlernung seiner eigenen Sprache gelegt und es schon frühe so weit darin gebracht, daß er sich, mit Leichtigkeit und Bestimmtheit, schriftlich und mündlich über jeden Gegenstand, der ihm vorkam, verbreiten konnte. Erst später erwachte in ihm das Bedürfniß, auch andere Sprachen kennen zu lernen, und er erzählt in seiner Selbstbiographie über sein Verfahren dabei Folgendes:

Im Jahre 1733, meinem 27sten Lebensjahre, hatte ich angefangen, Sprachen zu studiren. Das Französische hatte ich bald so weit inne, daß ich im Stande war, die in dieser Sprache geschriebenen Bücher mit Leichtigkeit zu lesen. Dann nahm ich das Italienische vor.

Einer meiner Bekannten, der dieselbe Beschäftigung erwählt hatte, bat mich oft, mit ihm Schach zu spielen. Ich fand aber, daß dies letztere gar zu viel von der Zeit wegnahm, die mir zum Studiren blieb (da ich den ganzen Tag in meiner Druckerei beschäftigt war) und erklärte endlich, daß ich nur unter folgender Bedingung ferner mit ihm spielen wolle: Der Sieger einer jeden Partie solle das Recht haben, dem Besiegten entweder einen Abschnitt aus der Italienischen Grammatik zum Auswendiglernen, oder ein Stück zum Uebersetzen u. dergl. m., aufzugeben, und der letztere solle sich mit seiner Ehre verpflichten, nicht wieder Schach zu spielen, bis er diese Aufgabe gelöst habe. Da wir ziemlich gleich gut spielten, so schlugen wir uns auf diese Weise in die Italienische Sprache hinein. Später erlernte ich auch, ohne große Anstrengung, so viel Spanisch, daß ich die darin geschriebenen Bücher verstehen konnte. In meiner frühesten Jugend war ich ein Jahr in einer Lateinischen Schule unterrichtet worden, hatte aber später diese Sprache völlig liegen lassen. Nachdem ich nun Italienisch, Französisch und Spanisch getrieben hatte, nahm ich einmal wieder ein Lateini-

sches Testament in die Hand, und war verwundert über die Entdeckung, daß ich weit mehr von dieser Sprache verstand, als ich erwarten konnte. Dies ermuthigte mich, dieselbe von Neuem zu studiren, was mir um so besser gelang, als das vorhergegangene Studium der lebenden Sprachen mir den Weg gar sehr geebnet hatte. Diese Umstände führten mich zu der Ansicht, daß unser gewöhnlicher Gang beim Sprachunterricht wol nicht der zweckmäßigste sein möchte. Man sagt uns, es sei das Beste, mit dem Lateinischen zu beginnen, und nachdem wir dieses erlernt hätten, würde es weit leichter sein, uns in jene neuern Sprachen hineinzuarbeiten, welche von jener abstammen. So viel ist wahr; — wenn wir das obere Ende einer Treppe erklettern und erreichen können, ohne uns der Stufen zu bedienen, so werden wir zu diesen beim Hinabsteigen mit geringerer Mühe gelangen; unstreitig aber werden wir am leichtesten zum Gipfel hinaufkommen, wenn wir, von der untersten an, die Stufen eine nach der anderen ersteigen. Ich möchte daher den Männern, welchen die Erziehung unserer Jugend anvertraut ist, Folgendes zu bedenken geben: Viele von denjenigen Schü-

lern, welche mit dem Lateinischen beginnen, lassen das Studium dieser Sprache nach einigen Jahren wieder liegen, ohne große Fortschritte darin gemacht zu haben. Das Wenige, was sie erlernten, ist ihnen nachher fast ganz ohne Nutzen, so daß die darauf verwandte Zeit für sie verloren ist. Würde es nicht besser gewesen sein, mit dem Französischen zu beginnen, und dann zum Italienischen und Lateinischen fortzuschreiten? Wenn sie dann auch, nach Verlauf derselben Zeit, das Sprachstudium aufgeben und gar nicht bis zum Lateinischen gelangen sollten, so würden sie doch eine oder zwei andere Sprachen erlernt haben, welche noch im Gebrauch sind und ihnen im gewöhnlichen Leben von großem Nutzen sein können.

So weit Franklin, in seiner Selbstbiographie. Wenn auch dieser Rath mehr auf Amerika berechnet und zu beziehen ist, als auf unsere alten, mehr oder weniger romanisirten, Europäischen Staaten, so scheint derselbe doch, in manchen Verhältnissen und Rücksichten auch bei uns wol der Beachtung werth. Wenigstens sollte man einerseits die Muttersprache nicht so vernachlässigen und hintansetzen, wie es noch fast durchge-

hends geschieht, andererseits aber auch die Gele=
genheit, wo sie gegeben ist, oder zu Gebote steht,
nicht versäumen, die Kinder, in den ersten Jah=
ren schon, wo es noch plaudernd und spielend
geschehen kann, mit einer oder zwei fremden; le=
benden Sprachen bekannt zu machen, ohne sie
dieselben, als bloße Sprachen, mit Zeitaufopfe=
rung studiren zu lassen. So früh und so leicht
können sie das Lateinische unmöglich lernen, und
wenn es dem Engländer leichter werden mag,
das seiner Mengsprache verwandtere Französische
verstehen zu lernen, als dem Teutschen, wel=
cher darin fast gar keine Anklänge aus seiner Ur=
sprache findet, so ist es wol eben so wahrschein=
lich, daß die Kenntniß des Französischen und
Italienischen die Erlernung der, beiden gemein=
schaftlichen, Lateinischen Stammsprache gar sehr
erleichtern könne. Wie Vieles aber Franklin
auch sonst noch gegen unsere Art, diese letztere
(noch immer als Hauptsache) zu betreiben, ein=
zuwenden gehabt haben würde, erhellt zum Theil
aus dem Aufsatze »Ueber die ursprünglichen Zwecke
der Stifter der Akademie in Philadelphia«, und
mehr noch aus den, dem Inhalte nach hierher
gehörigen und deßhalb hier folgenden, von ihm

dort angefügten, seiner Lektüre entnommenen Noten.

Locke sagt (in seinem Werke über die Erziehung) in Betreff des Sprachstudiums: »Für Diejenigen, welche den größten Theil ihrer Geschäfte mit der Zunge oder mit der Feder zu führen haben, ist es angemessen, wenn nicht nothwendig, daß sie ihre Sprache genau kennen und in der Gewalt haben, damit sie ihre Gedanken um so leichter und eindringlicher Anderen darlegen und mittheilen können. Daher kann es den gerechten Forderungen an einen gebildeten Menschen nicht genügen, wenn er sich durch seine Sprache verständlich machen kann. Er muß, außer andern Hülfsmitteln, um gut sprechen zu lernen, auch die Grammatik studiren, und zwar die Grammatik seiner eigenen Sprache, damit er diese, in seinem Vaterlande übliche Sprache genau kennen und richtig sprechen lerne, ohne die Ohren der Angeredeten durch Solöcismen und widrige Sprachfehler zu beleidigen. Zu diesem Ende, und für Alle, die ihre Sprache bearbeiten und ihren Styl verbessern wollen, ist die Grammatik nothwendig, aber nur die Grammatik der Muttersprache. Und sollten nicht alle Män-

ner der gebildeten Klassen dies thun wollen? Der Mangel an grammatikalischer Richtigkeit der Sprache wird allgemein für sehr unziemlich gehalten, und gewöhnlich schließt man daraus auf niedere Erziehung und schlechte Gesellschaft. Wenn das wirklich so ist (und ich glaube, mich nicht darin zu irren) so ist es wahrlich unbegreiflich, daß die jungen Leute aus den gebildeten Ständen gezwungen werden, fremde und todte Sprachen grammatikalisch zu erlernen, während sie nie etwas von der Grammatik ihrer eigenen Sprache erfahren. Sie wissen nicht einmal, daß ein solches Ding existirt, vielweniger wird es ihnen zum Geschäft gemacht, sich daraus zu belehren. Auch wird die Muttersprache selbst ihnen nie als Etwas dargestellt, was der Uebung und Bearbeitung werth sei, obgleich sie dieselbe täglich gebrauchen müssen und nicht selten im spätern Lebenslaufe nach der guten oder schlechten Art, sich darin auszudrücken, beurtheilt werden; während sie die Sprachen, auf deren grammatikalische Erlernung sie so viele Zeit und Mühe verwenden müssen, kaum jemals zu sprechen oder zu schreiben brauchen, oder doch, wenn dies gelegentlich der Fall ist, in Betreff der Fehler, die sie darin

begehen, billig entschuldigt werden sollten. Ein Chinese, welcher diese Art unserer Erziehung bemerkte, würde wahrscheinlich glauben, daß alle unsere jungen Leute bestimmt seien, Lehrer und Professoren der todten Sprachen fremder Länder, und nicht Geschäftsleute in ihrem Vaterlande zu werden!«

»Wenn die Grammatik überhaupt gelehrt werden soll, so muß es zu einer Zeit geschehen, da der zu Unterrichtende die Sprache schon sprechen kann; dieß geht wenigstens aus dem Beispiel der weisen und gebildeten Völker des Alterthums hervor, die es zu einem Theile ihrer Erziehung machten, die eigene Sprache, nicht fremde Zungen, zu studiren. Die Griechen zählten alle andern Völker zu den Barbaren und verachteten deren Sprachen; und wenn auch unter den Römern, gegen das Ende der Republik, das Griechischlernen in Aufnahme kam, so blieb doch die Lateinische Sprache das Studium ihrer Jugend; die Muttersprache sollten sie gebrauchen, deßhalb wurden sie in der Muttersprache unterrichtet und geübt.«

»Es kann wahrlich bei einem sonst gebildeten Manne nichts unangenehmer auffallen, als

wenn er sich mündlich oder schriftlich nicht gut auszudrücken weiß. Dennoch will ich jeden meiner Leser fragen, ob er nicht gar Manche kennt, die auf ihren Besitzungen leben und so, mit dem Namen, auch die Eigenschaften der Gentlemen erlangt haben sollten, die aber nicht einmal eine einfache Geschichte ordentlich erzählen, geschweige denn über irgend ein Geschäft klar und überzeugend sprechen können? Das ist jedoch nicht sowol ihr Fehler, als der Fehler ihrer Erziehung!« *).

Herr Rollin rechnet es den Französischen Universitäten als einen großen Fehler an, daß sie das Studium ihrer eigenen Sprache vernachlässigen. Er widmet diesem Gegenstande einen bedeutenden Theil des ersten Bandes seiner belles lettres, und stellt darin vortreffliche Regeln oder Methoden auf, um das Französische den Fran-

---

*) Ob diese Frage in Teutschland nicht etwa passender noch gestellt werden könnte, möge dahingestellt bleiben. Allein, wenn auch in der neuesten Zeit mehr darauf gesehen wird, daß die Jugend fehlerfrei und einigermaßen fließend mit der Feder sich ausdrücken lerne, so giebt es doch unter zwanzig Männern der gebildeten Klassen im Allgemeinen gewiß kaum einen, der gut sprechen oder auch nur gut lesen könnte.

zosen grammatisch zu lehren und sie zu Meistern ihrer Sprache zu machen. Er hat die unter seiner Aufsicht stehende Jugend nach diesen Regeln mit großem Erfolge unterrichtet.

Dr. Turnbull sagt in seinen Bemerkungen über eine liberale Erziehung:

»Die Griechen machten vielleicht frühere Fortschritte in den nützlichsten Wissenschaften, als irgend eine andere Jugend nach ihnen, und sie verdankten das hauptsächlich dem Umstande, daß sie keine andere Sprache studirten, als ihre eigene. Dadurch ersparten sie ohne Zweifel viele Zeit; aber das Studium ihrer Muttersprache betrieben sie mit großer Sorgfalt, und waren früh in der Jugend schon im Stande, vollkommen richtig und gut zu sprechen und zu schreiben. Die Römer lernten zwar Griechisch, aber sie vernachlässigten nicht ihre Muttersprache, sondern studirten diese in ihrer Jugend mit größerem Eifer, als wir jetzt das Griechische und Lateinische studiren, während wir um unsere eigne Sprache uns nicht im Geringsten bemühen.«

Herr Simon spricht in einem schön geschriebenen Discours (abgedruckt in den Memoiren der Académie des belles lettres à Paris)

von dem Gewicht, welches die Römer auf Reinheit der Sprache und Schönheit des Vortrags legten, und fügt dann hinzu:

»Es sei mir erlaubt, hier einige Bemerkungen über die Erziehung, die wir gewöhnlich unsern Kindern geben, einzuschalten. Sie ist sehr weit entfernt von den Vorschriften, deren ich soeben erwähnt habe. Wenn ein Kind das sechste oder siebente Jahr zurückgelegt hat, schickt man es mit einer Heerde unerzogener Knaben hinaus in die Schule, wo, unter dem Vorwande, Lateinisch treiben zu müssen, die Muttersprache gar nicht beachtet wird. Und was ist die Folge davon? Was wir alle Tage sehen: — daß junge achtzehnjährige Leute, deren Erziehung beendigt ist, nicht lesen können. Denn die Wörter artikuliren und zusammensetzen, nenne ich nicht lesen; dazu gehört mehr, eine gute Aussprache, ein sorgfältiges Beachten aller Ruhepunkte, ein richtig angebrachtes Sinken und Heben der Stimme, eine deutliche Bezeichnung des Sinnes, eine zarte Andeutung des Gefühls — mit einem Worte: Ausdruck. Und wer seine Muttersprache nicht in der Jugend lernt, wird sie nie lernen, die Wenigen etwa ausgenommen, welche später

durch Beruf oder natürlichen Geschmack angetrieben, ihren Geist durch das Studium der Sprache zu bereichern suchen. Und selbst diese werden aus der Mühe, die es ihnen kostet, einen eigenen Aufsatz zu Stande zu bringen, bald entnehmen, welch' ein Verlust es ist, die Muttersprache nicht zu rechter Zeit gründlich erlernt zu haben. Bei den Römern war die Erziehung auf einen ganz anderen Fuß gestellt. In besonderen Schulen wurden der Jugend von frühe an die Grundsätze und Schwierigkeiten, die Schönheiten und Feinheiten, die Tiefe und der Reichthum der Muttersprache gelehrt. Wenn die Jünglinge diese Schule verließen, waren sie dergestalt Meister ihrer Sprache, daß es ihnen nie an den passenden Ausdrücken fehlte; und ich müßte mich sehr irren, wenn es diesem Umstande nicht zuzuschreiben wäre, daß sie so vortreffliche Werke mit so bewunderungswürdiger Leichtigkeit hervorbrachten.«

Plinius (in seinem Briefe an eine Frau, die Wahl eines Lehrers für ihren Sohn betreffend) hebt als den wichtigsten Gegenstand seiner Erziehung hervor, daß er einen guten Lateinischen Sprachmeister bekomme, und empfiehlt

den Julius Genitor, wegen seines beredten, offenen und klaren, mündlichen Vortrages. Er räth nicht zu einem Griechischen Lehrer der Beredsamkeit, obgleich die Griechen in diesem Fache berühmt waren, sondern zu einem Lateinischen, weil Latein des Knaben Muttersprache war.

Locke sagt ferner in dem oben angeführten Werke: »Wenn man bei den Erziehungs-Methoden das rechte Ziel vor Augen gehabt hätte, so könnte unmöglich ein so wichtiger Theil derselben vernachlässigt worden sein, während man überall die Kinder über ihre Kräfte anstrengte, um gänzlich nutzlose Lateinische Aufsätze und Verse zu machen, und so ihr fröhliches Fortschreiten durch unnatürliche Schwierigkeiten hemmte. Aber die Gewohnheit hat es einmal geboten, und wer wagt es, ihr den Gehorsam zu weigern? — Und würde es nicht in der That sehr unvernünftig sein, von einem gelehrten Schulmeister (der alle Tropen und Figuren der Rhetorik des Farnabius *) an seinen Fingerspitzen hat) zu ver-

*) Farnabii Index rhetoricus scholis accomodatus erschien zuerst London 1625 und später in vielen neuen Auflagen.

langen, daß er seinem Schüler lehren solle, sich im Englischen (der Muttersprache) gut auszudrücken, wenn man weiß, daß dies so wenig seine Sache ist, daß des Knaben Mutter (die vermuthlich als ungebildet verachtet wird, weil sie kein System der Logik oder Rhetorik gelesen hat) ihn in dieser Hinsicht übertrifft?

Richtig Schreiben und Sprechen giebt immer einen gewissen Anstand, und verbürgt eine günstige Beachtung dessen, was man zu sagen hat; und da ein Engländer sich beständig des Englischen bedienen soll, so sollte er sich auch vorzugsweise auf die Erlernung dieser Sprache legen und nicht müde werden, seinen Styl in derselben zu feilen und zu vervollkommnen. Das Lateinische besser zu reden, als die Muttersprache, das kann wol einen gewissen Ruf begründen, allein zweckmäßiger und nützlicher wird man es finden, in seiner eigenen Sprache, die man jeden Augenblick gebraucht, sich gut ausdrücken zu können, als, in Betreff einer sehr unbedeutenden Eigenschaft, die eiteln Lobeserhebungen Anderer zu erndten. Das wird jedoch nirgends beachtet, und wenn Einer die Muttersprache mit etwas ungewöhnlicher Reinheit und Leichtigkeit spricht, so

verdankt er es seinem Genie oder irgend einem zufälligen Umstande, gewiß nicht seiner Erziehung, oder den Bemühungen seines Lehrers. Darauf zu sehen, wie ein Zögling die Landessprache schreibt oder spricht, das ist unter der Würde eines Erziehers, der selbst bei Griechisch und Lateinisch erzogen ward, wenn er auch nur wenig davon weg bekam. »Dieß sind die gelehrten Sprachen, und daher können die Gelehrten sich nur mit diesen befassen, nicht mit der Sprache des ungebildeten gemeinen Volks!« — Obgleich die großen Männer unter den Römern täglich in ihrer eigenen Sprache sich übten, und wir noch die Nämen Römischer Redner verzeichnet finden, welche ihren Kaisern Unterricht im Lateinischen ertheilten, was doch nur ihre Muttersprache war. Die Griechen gingen offenbar noch weiter. Außer ihrer eigenen Sprache galten ihnen alle anderen (wie schon oben erwähnt) für barbarisch, und dieses gelehrte und scharfsinnige Volk scheint durchaus keine fremde Sprache studirt zu haben, obgleich es keinen Zweifel leidet, daß auch die Griechen ihre Gelehrsamkeit und ihre Philosophie aus der Fremde entlehnten.«

Ueber denselben Gegenstand schreibt ein Mann

von großer Gelehrsamkeit an den Dr. Turnbull: »Nichts kann für die Menschheit wichtiger sein, als die richtige Methode bei der Erziehung der Jugend ꝛc.« — »Als unsere öffentlichen Schulen zuerst gestiftet wurden, ward die Kenntniß des Lateinischen für Gelehrsamkeit gehalten, und wer in zwei oder drei Sprachen einigermaßen bewandert war, galt für einen großen Gelehrten, wenn sein Geist auch durch keine wahre Wissenschaft (real knowledge) erleuchtet war. — So ist es jetzt nicht mehr; man hat eingesehen und muß eingestehen, daß man ein paar Sprachen vollkommen erlernt haben, und doch noch sehr unwissend sein kann. Die Erziehung der Griechen war anderer Art. Sie studirten ihre eigene Sprache gewissenhafter, als wir das Lateinische und Griechische. Wo wird aber in unsern Tagen die Muttersprache gelehrt? Wer hält es der Mühe werth, diejenige Sprache gründlich zu studiren, die er jeden Tag seines Lebens gebrauchen soll, seine Stellung in der Gesellschaft möge noch so hoch oder noch so unbedeutend sein? In dieser Sprache soll der Adel die Rechte des Landes verfechten und im Parlament die Sache des Fürsten führen. In dieser Sprache sollen

die Rechtsanwalte den Beklagten vertheidigen, sollen die Prediger belehren und erbauen, sollen die Menschen aller Stände ihre Briefe schreiben und ihre Geschäfte treiben; — und dennoch, wer hält es der Mühe werth, dieselbe nur richtig, geschweige denn gefällig schreiben zu lernen? Man läßt Jeden seinen Styl dem Zufall Preis geben, und das erste schlechte Muster nachahmen, das ihm eben in den Weg fällt, ehe er noch das Fehlerhafte unterscheiden, oder die Schönheiten einer ächten Einfachheit empfinden kann. Nur Wenige halten ihre Kinder zu einem Geschäfte tauglich, bis sie fünf oder sechs Jahre durch eine Lateinische Schule geprügelt sind, um ein Bischen von dem zu lernen, was sie nothwendig wieder vergessen müssen; während sie gerade in diesen Jahren, bei einer richtigen Erziehung, ihre Geisteskräfte entwickelt und mit Leichtigkeit ihre eigene Sprache erlernt haben würden; und das wäre ihnen, ihr ganzes Leben hindurch, von Nutzen gewesen.«

Zur Bildung des Styls sollten die Schüler angehalten werden, Briefe zu schreiben, das, was sie neulich gelesen haben, in ihren eigenen Worten aufzusetzen 2c., alles unter genauer Aufsicht

des Lehrers. (Vgl. den vor. Aufsatz: »Plan einer Englischen Schule«). Zur Bildung des Vortragens müssen sie Gespräche und Reden auswendig lernen und deklamiren rc., ebenfalls unter steter Aufsicht und nach genauer Vorschrift des Lehrers rc. — Unter Vortrag ist hier zu verstehen: angemessene Modulation der Stimme, Betonung, Ausdruck, Gesticulation rc. Bei einer öffentlich gehaltenen Rede, deren Zweck es ist, Andere zu überzeugen, trägt vielleicht die Art und Weise (der Vortrag) mehr zum Erfolge bei, als Inhalt und Methode. Und doch scheinen die beiden letzteren die Aufmerksamkeit der meisten Prediger und andern öffentlichen Redner ausschließlich in Anspruch zu nehmen, während der Vortrag fast ganz vernachlässigt wird.

---

3. Ueber eine Antwort des Demosthenes.

(Aus Franklin's Tagebuch v. 27. Juli 1784.)

Lord Fitzmaurice suchte mich in meiner Wohnung in Passy auf. Sein Vater, Lord Shel-

burne, hatte mich gebeten, dem Sohne gelegentlich Winke und Belehrungen zu ertheilen, wie ich sie für nützlich halten möge. So kamen wir auch auf öffentliche Redner und ihre Kunst zu sprechen, wobei des Demosthenes gedacht ward, der auf die Frage: welches die Haupterfordernisse der Beredsamkeit wären? antwortete: Erstens, Aktion; zweitens, Aktion; drittens, Aktion! — Ich bemerkte, man habe unter Aktion gewöhnlich des Redners Bewegung mit seinen Händen rc. verstanden; meiner Meinung nach gebe es aber eine Aktion, die von noch weit größerer Wichtigkeit für einen Redner sei, welcher das Volk überreden wolle, seinem Rath zu folgen; nämlich: eine solche Handlungsweise im Lebenswandel, welche geeignet sei, dem Volke eine vortheilhafte Idee von seiner Klugheit und Rechtschaffenheit zu geben. Wenn diese Meinung einmal begründet sei, so habe man damit im voraus alle Schwierigkeiten, alles Zögern und allen Widerstand überwunden, welche die gewöhnliche Folge des Mangels an Vertrauen oder des Verdachtes zu sein pflegten; und ein Mann von solchem Rufe würde, selbst wenn er ein sehr unvollkommener Sprecher wäre, fast immer den Sieg da-

von tragen, wenn seinem mit der blühendsten Beredsamkeit begabten Gegner der Charakter der Aufrichtigkeit und der innern Wahrhaftigkeit fehle. — Der Vater des jungen Lords hatte unglücklicherweise den Ruf der Unzuverlässigkeit, was seine Wirksamkeit gar sehr gehemmt hat.

---

4. Ueber die ursprünglichen Zwecke der Stifter der Akademie in Philadelphia *).

Durch die Stiftung einer öffentlichen Bibliothek im Jahre 1732, und durch mehrere nützliche Unternehmungen im Jahre 1749, hatte ich mir unter meinen Mitbürgern einigen Ruf erworben, und dies gab mir den Muth, einen größern Plan zu entwerfen, nämlich den Plan einer öffentlichen Erziehung unserer Jugend. So wie ich bei Stiftung der Bibliothek nur für Englische Bücher gesorgt hatte, so gingen auch

*) Aus dem schriftlichen Nachlaß Franklin's; geschrieben im Juni 1789.

bei diesem neuen Plane meine Ideen nicht weiter, als auf die Mittel zu einer guten Englischen Erziehung. Viele meiner Freunde, denen ich den Plan mittheilte, waren darin mit mir einverstanden; Andere aber, deren Einfluß nicht entbehrt werden konnte, meinten, der Unterricht in den gelehrten Sprachen müsse eingeschlossen werden. Ich unterwarf mich ihrer Ansicht, blieb jedoch für mich meinem ersten Plane treu, und beschloß, Alles, was in meinen Kräften stehe, für die Englische Schule zu thun.

Bevor ich die Subscription zur Begründung des neuen Instituts eröffnete, druckte ich eine kleine Flugschrift, unter dem Titel: »Vorschläge in Betreff der Erziehung der Jugend in Pensylvanien«, die ich mit meiner Zeitung gratis vertheilte, und wodurch ich die allgemeine Meinung für meinen Plan zu gewinnen suchte. Die Englische Schule war darin durchaus als die Hauptsache des Ganzen hervorgehoben, und ich weiß mit Bestimmtheit, daß gerade dies die meisten Freunde der Sache zur Unterschrift bewog. Sehr wenige habe ich vergebens um ihre Theilnahme gebeten, und die Summe ward bald sehr bedeutend, was um so auffallender war, da man

nicht zu einer Summe sich verbindlich machte, sondern gleich zu fünf gleichen Beiträgen in fünf auf einander folgenden Jahren.

Vier und zwanzig von den Hauptscribenten übernahmen die Leitung der Sache, als Vorsteher der Schule. Ein Herr Francis und ich setzten eine Art von Schulverfassung auf, welche von Allen unterzeichnet und dann gedruckt ward, damit das Publikum wisse, was es von dem neuen Institut zu erwarten habe. Diese Verfassung ist also bekannt, oder war es doch damals. Es hieß darin: der Rektor soll den Unterricht im Lateinischen und Griechischen, und außerdem in der Geschichte und Geographie, in der Logik und Rhetorik, und in der Englischen Sprache übernehmen. — Der Englische Lehrer soll die Muttersprache grammatisch lehren und außerdem ebenfalls Geschichte, Geographie, Logik und Rhetorik. Außerdem war es dem Rektor zur Pflicht gemacht, den Englischen Lehrer, wo es erforderlich sein möge, zu unterstützen, und deßhalb vermuthlich war für jenen ein Gehalt von 1000 Thalern, für diesen nur ein Gehalt von 500 Thalern festgesetzt. Es ist klar, daß nach diesen Bestimmungen für zwei getrennte,

neben einander bestehende Schulen gesorgt werden sollte. — In der Gehaltsbestimmung, welche von den Vorstehern ausging, lag schon eine Parteilichkeit für den Lateinischen Lehrer, und nur mit Mühe gelang es, als gar kein Englischer Lehrer für eine so geringe Besoldung zu finden war, eine Zulage von 250 Thalern für diesen zu bewirken. Gleich im ersten Jahre nach Eröffnung der Schule wurden 500 Thlr. zur Anschaffung Lateinischer Bücher bewilligt; für Englische Bücher nichts. Und so folgte eine Parteilichkeit der andern. Der größte Theil der Subscribenten hatte, wie oben erwähnt, vorzugsweise die Englische Erziehung im Auge gehabt; allein die glänzenden Versprechungen der Vorsteher, dieser einflußreichen Männer, brachten sie zum Schweigen und Nachgeben. Sie hatten namentlich versprochen, recht oft die Schule zu besuchen, die Schüler zu ermuntern, und sie gewissermaßen als ihre eigenen Kinder zu betrachten und zu behandeln, und nachdem sie, zur Zufriedenheit der Lehrer, die Schulzeit beendigt hätten, sich mit vereintem Eifer für sie zu verwenden, und sie, in Geschäftssachen nicht nur, sondern auch in Betreff der Beamtenstellen und der Heirathen,

allen Andern, selbst bei gleichen Kenntnissen und Fähigkeiten, vorzuziehen. In anderen Schulen unterrichtete Kinder hatten keinen Grund, auf einen so mächtigen Beistand sich Hoffnung zu machen, und die Subscribenten hatten ein so unbedingtes Vertrauen zu den Vorstehern gehabt, daß sie sich nicht einmal ein Recht vorbehalten hatten, ihnen, oder Einem unter ihnen, die Vorsteherschaft wieder zu nehmen, falls man Grund haben sollte, mit der Leitung unzufrieden zu sein. So mußte man sich denn alle Parteilichkeit gefallen lassen.

Es kam bald so weit, daß die Englische Schule ganz einging, während die Gehalte der Lateinischen Lehrer auf 3000 Thlr. jährlich stiegen. Dabei waren nur sechzig Schüler vorhanden, deren jeder mithin dem Stiftungsfond 50 Thlr. jährlich kostete, während er nur 20 Thlr. bezahlte. Außerdem fanden die Vorsteher es auch bald unbequem, die Schule zu besuchen; sie ließen die Sache ihren Gang gehen, und selbst die wiederholten Klagen der Subscribenten und der Eltern, die zu größern Erwartungen berechtigt waren, blieben fruchtlos. Am Ende bildeten sich unter den Vorstehern selbst zwei Parteien; die

eine verlangte Erneuung und Förderung der Englischen Schule, und berief sich auf die Verfassung; die andere erklärte die Englische Schule für nutzlos, und sagte, wie sie noch jetzt sagt, es sei ja ganz unerhört, den Unterricht in der Sprache des gemeinen Volks und in den, in dieser Sprache vorzutragenden Wissenschaften mit einer Akademie zu verbinden, und die Lateinischen Lehrer seien völlig hinreichend, um auch den Unterricht in der Muttersprache zu besorgen. Die vorhandenen Lehrer hielten es begreiflicher Weise mit der letzten Partei; denn sobald etwas Erhebliches für die Englische Schule geschehen wäre, hätten sie keine gegründete Hoffnung mehr auf Gehaltszulagen gehabt, die sie häufig in Anspruch nahmen. Die Folge ihrer Bemühungen war es wol hauptsächlich, wenn auch jetzt die Lateinische Partei den Sieg davon trug, und wenn die in ihren Erwartungen getäuschten Eltern, welche ihre Kinder nicht sowol zur Gelehrsamkeit, als vielmehr zu guten Bürgern und gewandten Rednern heranzubilden wünschten, diese aus der fast ausschließlich Lateinischen Schule wieder wegnahmen. Da jetzt zur Ersetzung des Mangelnden mehrere Privatschulen sich bildeten, so konnten auch spä-

te:e Versuche, die ursprüngliche Bestimmung der Akademie ins Leben zu rufen, wenig fruchten. Im Gegentheil führte dieser Umstand mehrere Jahre später (1769) zu dem einstimmigen Beschluß der Vorsteher, die Englische Schule ganz eingehen zu lassen, »weil die Kosten nicht gedeckt würden, und weil dieser Theil der Erziehung leicht auf den andern Schulen der Stadt besorgt werden könne ꝛc.«

In Bezug auf diesen Beschluß und ähnliche frühere Verfügungen habe ich folgende Bemerkungen zu machen: 1) Die lange Vernachlässigung der Englischen Schule hatte die Zahl der Schüler wirklich so sehr vermindert, daß das Schulgeld bei weitem nicht zur Bestreitung der Unkosten ausreichte. 2) Der Unterricht, welchen sie daselbst, anstatt der, in der Verfassung versprochenen, vollendeten Englischen Erziehung, erhielten, war wirklich von der Art, daß er gar leicht auch auf anderen, später errichteten Schulen ertheilt werden konnte. 3) Jenes, durch pflichtwidrige Verwahrlosung der Vorsteher verursachte, unvortheilhafte ökonomische Verhältniß der Englischen Schule ward jetzt als Vorwand gebraucht, um dieselbe gänzlich eingehen zu lassen.

4) Wenn die Unzulänglichkeit des Schulgeldes und die Leichtigkeit, den Schülern einen eben so guten Unterricht in anderen Schulen zu verschaffen, gute Gründe waren, um diese Schule eingehen zu lassen, so konnten sie eben so gut zu dem Beschlusse führen, die Lateinischen Lehrer zu entlassen; denn es ist notorisch, daß durch das Schulgeld nicht viel mehr als der vierte Theil von den Lehrergehalten gedeckt ward. Auf solche Gründe fußend hätten also die Vorsteher eben so gut die ganze Schule aufheben und die Stiftungsgelder für sich behalten können. 5) Durch die Weigerung, die Englische Schule ferner zu unterstützen, geschweige denn dieselbe, wie es ihre Pflicht war, zu verbessern, haben die Vorsteher die ursprüngliche Verfassung verletzt und vernichtet, mithin ihr feierlich gegebnes Wort, diese treu zu bewahren und auszuführen, gebrochen, und die Stiftungsgelder zu andern Zwecken verwandt, als den von den ersten Subscribenten beabsichteten und ihnen öffentlich versprochenen.

Es erhellt jedoch, daß dieser »einstimmige« Beschluß nicht ohne Widerspruch gefaßt worden war, noch unangefochten blieb; denn schon im nächsten Jahre ward wiederum, »nach reiflicher

Ueberlegung,« beschlossen, die Englische Schule, wie früher, fortbestehen zu lassen, und als, bei fortwährender Vernachlässigung dieses Hauptzweiges, der Englische Lehrer seinen Abschied nahm, sahen sich die Vorsteher im Februar 1773 genöthigt zu erklären: »Seit dem Abgange des Herrn Kinnersley leidet die Akademie gar sehr, weil sie keinen Lehrer für den grammatischen und rhetorischen Unterricht in der Muttersprache hat, so daß die Schüler jetzt keine Gelegenheit haben, sich im öffentlichen Vortrage zu üben, was ihren Vorgängern von großem Nutzen war, und viel dazu beitrug, den Kredit des Instituts zu heben.« — Also ein abermaliges Bekenntniß, daß die Lateiner nicht fähig waren, Englische Beredsamkeit zu lehren, obgleich sie es an Versicherungen, diese Fähigkeit zu besitzen, nicht fehlen ließen.

Es ist jetzt außer allem Zweifel, daß man vom ursprünglichen Plan der Schule abgewichen ist; daß die Subscribenten getäuscht und betrogen worden sind; daß das Publikum oft mit dem Betragen der Vorsteher unzufrieden gewesen ist und sich darüber beschwert hat; daß die kleinliche Behandlung guter Lehrer diese aus der Schule ver-

trieben hat, und die Schüler mit ihnen, wodurch die Akademie an ihren Einkünften großen Verlust erlitten; daß man fortdauernd geneigt war, die Englische Schule zu Gunsten der Lateinischen zu beeinträchtigen, und daß jedes Mittel, ein billigeres Verfahren einzuführen, fruchtlos geblieben ist; so daß keine Hoffnung zur Erreichung des ursprünglichen Zweckes mehr übrig ist, so lange beide Schulen mit einander vereint sind. Deßhalb verlangen wir jetzt eine Trennung derselben, wobei wir den Lateinern alles Gute wünschen, das ihnen auf eine honette Weise aus ihrem Systeme erwachsen kann, aber dennoch, ohne ungerecht gegen sie zu sein, eine billige Austheilung des gemeinschaftlichen Stiftungsvermögens in Anspruch nehmen müssen, indem wir den so lange vereitelten Plan in Ausführung zu bringen und dem Publikum die Mittel einer vollendeten Englischen Erziehung endlich zu verschaffen wünschen.

Von den ursprünglichen Vorstehern bin ich der einzig noch Lebende, und auch ich stehe am Rande des Grabes. Ich fürchte, daß ein Theil des Tadels, den die Vorsteher sich zugezogen haben, auf mich fallen möge, weil ich den Abwei-

chungen von der Verfassung nicht mit genügendem Ernst und Eifer mich widersetzt habe; obgleich in der That meine beinahe dreißigjährige Abwesenheit in fremden Landen meinen Einfluß bedeutend schwächen mußte. Um das Versäumte, so viel an mir ist, wieder gut zu machen, ergreife ich diese Gelegenheit — wahrscheinlich die letzte, die mir geboten wird — und trete als Zeuge auf gegen jene Abweichungen. Es ist mir, als ob ich hier von den theuern Geistern meiner abgeschiedenen Freunde umgeben wäre, und als ob diese in mich drängen, die einzige noch vorhandene Zunge zu gebrauchen, um die Gerechtigkeit, welche unsern Kindern versagt ward, für unsere Enkel zu fordern. Und ich hoffe, man wird diese Geister nicht unbefriedigt heimkehren lassen.

Der Ursprung der Lateinischen und Griechischen Schulen unter den verschiedenen Nationen Europa's schreibt sich bekanntermaßen daher, daß, bis vor etwa drei Jahrhunderten, keine Bücher in irgend einer andern Sprache geschrieben waren. Da alle zu der Zeit in Büchern enthaltenen Kenntnisse, Theologie und Jurisprudenz, Physik, Mathematik und Mechanik, Kriegskunst und

Politik, Natur- und Moralphilosophie, Logik und Rhetorik, Chemie und Pharmakopöie, Architektur und jeder andere Zweig der Kunst und Wissenschaft, in jenen Sprachen ausgedrückt und aufbewahrt waren, so war es natürlich nothwendig, dieselben zu erlernen, indem sie als die einzigen Thore anzusehen waren, durch welche man zu allen jenen Kenntnissen gelangen konnte.

Die bis dahin existirenden Bücher waren Handschriften und daher so theuer, daß nur wenige reiche Freunde der Wissenschaft sie kaufen konnten. Der gemeine Mann hatte nicht einmal die Mühe, lesen zu lernen, weil er doch nichts zum Lesen gefunden haben würde, was er verstehen konnte, ohne die alten Sprachen zu studiren, und auch dann nicht ohne Geld, um sich Manuscripte zu kaufen. Und selbst sechzig Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst waren der gelehrten Leser noch so wenige, daß die Drucker im Jahre 1499 (wie wir aus vorhandenen Briefen jener Zeit wissen) in ganz Europa nicht mehr als 300 Abdrücke von irgend einem alten Schriftsteller absetzen konnten. Als aber durch die Druckerkunst die Bücher wohlfeil geworden waren, nahm die Zahl der Leser bald so

zu, daß es der Mühe werth ward, auch in den verschiedenen Landessprachen Bücher zu schreiben und zu drucken. Anfangs enthielten diese Bücher vorzüglich Erbauungsschriften und kleine Erzählungen; nach und nach wurden verschiedene Zweige der Wissenschaften in den Landessprachen bearbeitet, und gegenwärtig ist der ganze Umfang der Wissenschaften, theils in Uebersetzungen aller werthvollen älteren Werke, theils in neuern, eigenen Werken, vollständig in lebenden Sprachen vorhanden, so daß das Erlernen der alten Sprachen, in der Absicht, sich Kenntnisse zu erwerben, durchaus überflüssig geworden ist.

Allein die Menschheit hat ein unbegreifliches Vorurtheil für alte Sitten und Gewohnheiten, welches sie geneigt macht, immer noch bei diesen zu beharren, wenn auch die Umstände, worauf früher ihr Nutzen beruhte, längst nicht mehr vorhanden sind. Und dieses Vorurtheil wirkt so mächtig, daß man oft sogar ganz unnütze Kosten und Beschwerden nicht scheut, um die verkehrtesten Gebräuche mitzumachen, bloß weil sie nun einmal so hergebracht sind. Von den unzähligen Beispielen nur eins. Es war — man weiß nicht genau wann — Sitte geworden, Hüte zu

tragen. Später ward es Mode, die Haare zu pudern und in künstlichen Locken zu frisiren. Die Hüte wurden dadurch überflüssig und hinderlich, weil sie die schönen Frisuren verdarben; allein die Sitte verlangte nun einmal, nicht ohne Hut zu gehen; man fuhr daher fort, sich die gewohnte Kopfbedeckung zu kaufen und dieselbe mit sich herum zu schleppen, trug sie aber nicht auf dem Kopfe, sondern unter dem Arme, und nannte sie, nach dem französischen Ursprunge, chapeau-bas.

Mir erscheint daher die noch immer herrschende Sitte, alle unsere Kinder in den öffentlichen Schulen vorzugsweise in der Lateinischen und Griechischen Sprache zu unterrichten, nur als der chapeau-bas der modernen Bildung; und ich meine, daß die auf das Studium dieser Sprachen verwandte Zeit für die Erziehung unserer Jugend weit besser angewandt werden könnte, und das war auch wirklich die Ansicht der meisten ursprünglichen Vorsteher der Akademie.

B. Franklin.

---

5. Ueber einen in Holland üblichen Zweig der weiblichen Erziehung *).

Man hat mir gesagt, daß in Holland die Kunde der Rechnungsführung einen Theil der weiblichen Erziehung ausmache. Im Jahre 1733 etablirte ich einen meiner Lehrlinge als Kompagnon in Charlestown, einen jungen Mann von Kenntnissen und Fähigkeiten mancher Art, nur nicht in Rechnungssachen, weßhalb ich denn auch selten Geld und nie Abrechnung von ihm erhielt. Nach seinem Tode aber ward das Geschäft von seiner Witwe, einer geborenen Holländerin, fortgesetzt und so gut geleitet, daß ich nicht nur über die früheren, rückständigen Geschäfte, sondern auch von jetzt an alle Vierteljahre regelmäßig die genaueste Rechenschaft erhielt, während sie für sich selbst so viel erübrigte, daß sie ihre vaterlosen Kinder anständig erziehen und, nach Ablauf der vertragsmäßigen Zeit, die ganze Druckerei für ihren Sohn von mir kaufen konnte.

*) Aus Franklin's Selbstbiographie.

Jener Zweig der Erziehung scheint mir daher für unsere jungen Mädchen sehr empfehlenswerth zu sein; wenigstens würde derselbe ihnen und ihren Kindern, im Falle einer Witwenschaft, zu weit größerm Nutzen gereichen, als der genossene Unterricht in der Musik und im Tanzen. Denn die erlangte Geschicklichkeit im Rechnungswesen würde sie nicht nur vor den Betrügereien schlauer Männer und den dadurch veranlaßten Verlusten sicher stellen, sondern auch in den Stand setzen, z. B. ein vortheilhaftes Handelsgeschäft fortzuführen, bis einer der Söhne erwachsen und fähig wäre, dasselbe zu übernehmen. So würde mancher Familie ein reichliches Auskommen gesichert bleiben, die jetzt verarmen muß, weil die Frau nicht rechnen kann.

---

6. Ueber das Waisenhaus in Philadelphia.

Wohlthätige Stiftungen, wenn sie auch ursprünglich gut gemeint und anfangs mehrere Jahre hindurch gut ausgeführt werden, sind den-

noch oft dem Schicksale unterworfen, daß im Laufe der Zeit ihre Leitung vernachlässigt und verwahrlos't, ihre Gelder schlecht verwaltet oder zu Privatzwecken verwandt werden. Wäre es nicht gut, sie durch kluge Gesetze, in Betreff der Wahl der Verwalter, und durch Einsetzung einer, mit gehöriger Macht bekleideten, Oberaufsicht über deren Betragen, wozu etwa eine schon vorhandene, bleibende Behörde erwählt werden könnte, gegen ein solches Schicksal zu sichern?

Wäre es nicht unserer Waisenanstalt würdiger, wenn der Schein, aus der Arbeit der Knaben Nutzen zu ziehen, vermieden und der erforderliche Aufwand ausschließlich durch freiwillige Beiträge bestritten würde? Wenn dies beschlossen werden sollte, dann würde es zweckmäßig sein, jedem Waisenkinde bei der Aufnahme eine fortlaufende Rechnung zu eröffnen. Den Waisen müßte dann Alles, was sie mit ins Institut brächten, und außerdem der Ertrag ihrer Arbeit ins Credit, und die Kosten ihrer Unterhaltung und Erziehung ins Debet geschrieben werden. Bei ihrer Entlassung, nachdem sie ein bestimmtes Alter erreicht hätten, könnte ihnen dann der Saldo, wenn er zu ihren Gunsten wäre, ausge-

zahlt werden; wenn sie aber Schuldner geblieben wären, müßten sie zur Erstattung (sobald sie dieselbe zu leisten im Stande wären) ermahnt, nie jedoch gezwungen werden. Jeden, der einen Ueberschuß erhalten hätte, könnte man ermahnen, einen Theil davon als freiwilligen Beitrag an das Institut zurückzuzahlen, wo er so liebevolle Aufnahme und Pflege fand, oder wenigstens späterhin, wenn Gottes Güte ihm die Mittel dazu verleihen sollte, entweder in Schenkungen oder im Testamente die Anstalt zu bedenken. Die Waisen müßten außerdem bei ihrer Entlassung anständige Kleidungsstücke, etwas Geld und ein Zeugniß ihrer guten Aufführung, wenn diese wirklich gut war, als Empfehlung erhalten, und von den Vorstehern der Anstalt immer noch als deren Kinder betrachtet und als solche in allen ihren Angelegenheiten und Geschäften bewacht, ermuntert, mit Rath unterstützt und unter Umständen freundlich ermahnt werden.

---

7. Ueber die Unterstützung der Armen in England.

Ich bin sehr dafür, den Armen Gutes zu thun, aber ich kann unmöglich alle Mittel zu diesem Zwecke billigen. Die beste Art, den Armen Gutes zu thun, ist, meiner Meinung nach, nicht, ihnen die Armuth gemächlich zu machen, sondern sie aus derselben heraus zu führen oder zu treiben. In meiner Jugend war ich viel auf Reisen, und bemerkte in verschiedenen Ländern, daß die Armen um so weniger für sich selbst thaten, je mehr von Andern für sie geschah, so daß sie gerade durch die zu reichliche Unterstützung immer tiefer verarmten. Im Gegentheil aber, je weniger für sie geschah, desto mehr thaten sie für sich selbst, und ihre Lage verbesserte sich. Es giebt wol kein Land in der Welt, wo so viele Armen-Anstalten bestehen, als hier (in England); theils durch milde Gaben gestiftete und unterhaltene Hospitäler zur Aufnahme der Armen, wenn sie krank oder gebrechlich sind, theils Armenhäuser für die Alten beiderlei Ge-

schlechts, und außerdem ein von den Reichen gegebenes allgemeines Gesetz, wodurch sie ihre unbeweglichen Güter einer schweren Abgabe zur Unterstützung der Armen unterworfen haben. Sind die Armen mit allen diesen Verbindlichkeiten gegen ihre Mitmenschen etwa bescheiden, demüthig und dankbar? — strengen sie sich nach Kräften an, um sich selbst zu ernähren und den Uebrigen die Last zu erleichtern? Im Gegentheil, es giebt kein Land in der Welt, wo die Armen müßiger und unverschämter, der Lüderlichkeit und dem Trunke ergebener wären. Durch das neue Gesetz (wodurch der Landmann gezwungen ist, sein Korn zu einem bestimmten Preise zu verkaufen) ward den Armen die letzte Triebfeder zur Betriebsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit genommen, indem ihnen dadurch eine andere Aussicht auf Unterstützung im Alter und in Krankheiten eröffnet ward, als durch sorgsame Ersparniß in den Tagen der Gesundheit und Jugend. Kurz, es ward dadurch eine Prämie zur Beförderung des Müßiggangs ausgesetzt, und man darf sich nicht wundern, jetzt die Wirkung derselben in der Zunahme der Armuth zu gewahren. Die Aufhebung jenes Gesetzes würde bald eine

Aenderung in ihrer Lebensweise hervorbringen; der heilige Montag und der heilige Dienstag würden bald aufhören, Festtage zu sein. »Sechs Tage sollst du arbeiten« — dies alte und schon längst als veraltet betrachtete Gebot würde wieder als eine ehrwürdige Vorschrift betrachtet werden; die Betriebsamkeit würde zunehmen und mit ihr der Wohlstand der niederen Volksklasse; die Umstände der letztern würden sich verbessern; — und für das Wohl der Armen wird in der That mehr gethan, wenn man sie nöthigt, für sich selbst zu sorgen, als wenn die Wohlhabenden ihr gesammtes Vermögen unter sie vertheilten.

Entschuldigen Sie mich, meine Herren vom Publikum, wenn ich Ihnen bei diesem interessanten Gegenstande die Mühe mache, ein wenig von meinem Unsinn zu lesen; ich habe wahrlich neuerdings sehr viel von dem Ihrigen gelesen, und darf daher bei Ihnen (wenigstens bei denjenigen unter Ihnen, welche schreiben) auf etwas Nachsicht rechnen.

Der Ihrige &c. *)

---

*) In einem Briefe an Herrn Small, vom 5. Nov. 1789, sagt Franklin: »Ich bin längst Ihrer Meinung gewesen, daß unsere gesetzliche Armenversorgung ein

8. Ueber die arbeitenden Armen *).

An den Herausgeber des ***.

Mein Herr!

In den letzten Jahren habe ich oft heftige Ausfälle gegen die Hartherzigkeit der Reichen und viele Klagen über die Bedrückungen gelesen, welche die arbeitenden Armen dieses Landes (Englands) von den Reichen erdulden müssen. Erlauben Sie mir, die Sache in einigen Worten auch von der andern Seite zu betrachten. Ich will keineswegs der Sache der Unterdrückung das Wort reden; wenn ich aber sehe, daß die Armen durch solche Schriften gegen die Reichen aufgehetzt und zu Unruhen gereizt werden, die mancherlei Unglück und selbst Gefahren herbeiführen, so kann ich nur wünschen, daß man den wahren

großes Uebel sei, indem dieselbe wirklich als Beförderung des Müßigganges wirkt. Wir folgten darin dem Beispiele der Engländer, sehen aber jetzt unsern Fehler ein, und werden ihn hoffentlich bald wieder verbessern.«

*) Geschrieben im April 1768. Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

Stand der Dinge besser einsehen lerne, daß die Armen selbst, durch jene geschäftigen Scribenten, nicht noch unzufriedener und unglücklicher gemacht würden, als sie es ohnehin schon durch ihre Lage sind, und daß die Nation, durch grundlose Selbstbeschuldigungen, als ob die Reichen in England kein Mitleid mit den Armen, als ob die Engländer überhaupt kein menschliches Mitgefühl hätten, nicht bei den Fremden in üblen Ruf gerathen möge.

Um diesem Lande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, will ich mir die Bemerkung erlauben, daß in keinem andern Lande so viel für die Armen gethan wird, als eben hier, wo ein eigenes Staatsgesetz die Unterhaltung der Armen gebietet. In allen andern Ländern, selbst in Schottland und Ireland, führt die Noth zum Bettelstabe. Und dieses Gesetz ward nicht von den Armen gegeben, sondern von den Wohlhabenden. Vermögende Gesetzgeber unterwarfen ihre eigenen Besitzungen und die aller Uebrigen einer Abgabe zur Versorgung der Armen; sie belasteten diese Besitzungen mit einer Art von Erbzins, wodurch die Armen gleichsam Erbschafts-Ansprüche auf einen bestimmten Theil jeder Besitzung der Rei-

chen erhalten haben. Ich wünsche, daß die guten Folgen dieser großmüthigen Versorgung einigermaßen der guten Absicht entsprechen möchten, womit sie beschlossen und fortgesetzt ward; ich fürchte aber das Gegentheil, daß nämlich der Müßiggang dadurch befördert, und somit die Armuth und Bettelei, die man vermindern wollte, vermehrt werden wird.

Außer dieser Abgabe, womit die Reichen sich selbst belastet haben, und welche an einzelnen Orten bis auf 25 Prozent vom Einkommen gestiegen ist, sind überall, durch Schenkungen und jährliche Beiträge, milde Stiftungen errichtet: theils eine Menge von Freischulen, wo die Kinder der Armen unentgeltlich im Rechnen, Lesen und Schreiben unterrichtet, zum Theil auch gekleidet und ernährt werden; theils mit ungeheuren Kosten angelegte Hospitäler, zur Aufnahme und Pflege der armen Kranken, Lahmen, Verwundeten, Geisteskranken &c., so wie der Wöchnerinnen und der verlassenen oder ausgesetzten Kinder. Ferner werden fortwährend Beiträge gesammelt und gegeben, um die Noth derer zu erleichtern, welche das Ihrige durch Feuersbrunst, Sturm oder Fluth verloren haben,

und um den Aermeren bei starkem Frost, bei Mißwachs ꝛc. zu Hülfe zu kommen; — und in allen diesen Werken der Wohlthätigkeit wird die Englische Nation gewiß von keiner anderen übertroffen. So viele Beweise von Güte verdienten wol einige Dankbarkeit. Dazu kommen ferner noch alle die Gesetze, wodurch die Einfuhr fremder Erzeugnisse entweder gänzlich verboten, oder doch durch hohe Zölle erschwert wird, wodurch mithin die Reichen gezwungen sind, ihre Bedürfnisse weit theurer zu bezahlen, als wenn der Handel offen wäre. Alle diese Verbote sind Gesetze zur Unterstützung der Armen, welche die Reichen sich selbst gegeben haben und zu ihrem Nachtheil fortbestehen lassen; der ganze Unterschied des Preises der inländischen und ausländischen Waaren ist eine Gabe der Reichen an die Armen, und diese müßten in der That dadurch im Stande sein, allmählig aus ihrer Dürftigkeit sich herauszuarbeiten, wenn sie nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, jede Erhöhung ihres Lohnes als ein Mittel betrachteten, um mehr zu trinken und weniger zu arbeiten, so daß ihr Elend in Krankheiten, im Alter oder in Zeiten des Mißwachses eben so groß bleibt, als wenn

solche Gesetze nie zu ihren Gunsten gegeben wären.

Viel boshafter Tadel ist von einigen Schriftstellern gegen die Reichen ausgesprochen worden, weil sie ein luxuriöses, kostspieliges Leben führen, während die Armen Hunger leiden ꝛc. Sie bedachten nicht, daß die arbeitenden Armen das von den Reichen Ausgegebene als Zahlung für ihre Arbeit empfangen. Es mag paradox klingen, wenn ich behaupte, daß die arbeitenden Armen (d. h. Alle, die von ihrer Arbeit leben, und hungern oder betteln müssen, sobald sie aufhören zu arbeiten) alle Jahre das ganze Einkommen der Nation empfangen; ich meine nicht allein das Staatseinkommen, sondern auch die Einkünfte aller Privatvermögen, oder eine Summe, die dem ganzen reinen Einkommen gleich ist. Zur Vertheidigung dieses Satzes führe ich folgende Gründe an. Die Reichen arbeiten nicht für einander. Ihre Wohnungen, Hausgeräthe, Kleider, Wagen, Nahrungsmittel, Putzsachen, kurz Alles, was sie und ihre Familien verbrauchen und verzehren, ist das Erzeugniß der arbeitenden Armen, welche für diese Arbeit fortwährend bezahlt werden müssen. Diese Zahlungen

umfassen die sämmtlichen Einkünfte der Privatvermögen, denn die Meisten verbrauchen ihre ganze Einnahme. Außerdem wird für Kleidung und Ernährung der Truppen, für Waffen, Pulver und Blei, Schiffe, Zelte, Wagen 2c. 2c. (lauter Erzeugnisse der Arbeit) sehr viel von der Staatseinnahme ausgegeben. Das Uebrige geht auf mit den Gehalten der Offiziere und Beamteten und dem Sold der Soldaten und Matrosen, und wird von diesen wiederum ausgegeben für Erzeugnisse der arbeitenden Armen. Ich räume ein, daß ein oder das andere Vermögen vergrößert wird, indem der Besitzer weniger ausgiebt, als er einnimmt; dagegen aber werden andere in demselben Grade sich vermindern, indem die Besitzer mehr als ihre Einnahme verbrauchen, so daß die Bereicherten, wenn sie mehr Land kaufen wollen, leicht so viel, als sie bedürfen, in den Händen Derer finden, welche ärmer geworden und dadurch genöthigt sind, zu verkaufen. Auf diese Weise gleicht sich mithin die Sache wieder aus. Ich räume gleichfalls ein, daß die Reichen einen Theil ihrer Einnahme für Erzeugnisse des Auslandes hingeben, wofür also die arbeitenden Armen anderer Länder bezahlt werden;

dagegen bemerke ich aber, daß wir erst unsere eigenen arbeitenden Armen für eine gleiche Quantität unserer Erzeugnisse bezahlen müssen, gegen welche jene des Auslandes eingetauscht werden; oder wir müssen diese letztern in Geld bezahlen, welches nicht im Lande gemacht wird, sondern vom Auslande gekauft werden muß, indem der gleiche Werth in Erzeugnissen unseres Landes dafür hingegeben wird, und für diese Erzeugnisse müssen immer wieder unsere eigenen arbeitenden Armen bezahlt werden. Ich räume ferner ein, daß es eine Mittelklasse giebt, welche gewinnt und selbst Besitzungen erwirbt, indem sie die Arbeit der Armen kauft und zu höheren Preisen wieder an die Reichen verkauft: dann können sie aber ihren Gewinn oder die Einkünfte der erworbenen Besitzungen nicht anders genießen, als indem sie auf irgend eine Weise die arbeitenden Armen beschäftigen und bezahlen, welche auch ihnen zur Verfertigung und Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse rc. rc. eben so unentbehrlich sind, als den Reichen. Selbst Pensionisten, Hospital-Pfleglinge, Bettler und Alle, welche durch Wohlthätigkeit Anderer unterstützt werden, verbrauchen ihre Einnahme auf dieselbe Weise;

so daß, wie ich oben bemerkte, die arbeitenden Armen jährlich das ganze reine Einkommen der Nation erhalten, und von uns nichts mehr erhalten können.

Wenn man behauptet, daß ihr Lohn zu niedrig ist, und daß sie für ihre Arbeit besser bezahlt werden sollten, so wünsche ich von Herzen, daß man ein Mittel ersinnen könne, wodurch ihre bessere Bezahlung mit ihrem wahren Wohl und Vortheil in Einklang gebracht würde; allein so wie die Wohlfeilheit der Waaren im Ueberfluß derselben ihren Grund zu haben pflegt, so entspringt auch die Wohlfeilheit der Arbeit meistens aus der Menge der Arbeiter, welche, um nur Beschäftigung zu finden, den Arbeitslohn immer weiter hinabdrücken. Was kann man dabei thun? Man könnte durch ein Gesetz den Lohn der Arbeit erhöhen; allein wenn unsere Erzeugnisse zu theuer sind, finden sie im Auslande keinen Absatz, und dieser ganze Zweig der Beschäftigung wird eingehen, wenn wir nicht durch Krieg und Eroberung andere Nationen zwingen, auch wider Willen unsere Waaren zu kaufen; und man ist wirklich zu Zeiten unverständig genug gewesen, solche Maßregeln in Vorschlag zu bringen. Im

Lande selbst aber, wie sollen wir da, wenn wir nicht etwa unsern Arbeitern weniger Beschäftigung geben wollen, für das, was sie thun, mehr bezahlen, als wir es bisher gethan? Aus welchen Mitteln sollten wir die Zulage nehmen, wenn bereits unser ganzes Einkommen ihnen gleichsam verpfändet ist? Und wenn sie höhern Lohn bekämen, würden sie darum weniger arm sein, wenn sie deßhalb verhältnißmäßig um so viel wenigere Tage in der Woche arbeiteten? — Ich habe gesagt, man könnte den Arbeitslohn gesetzlich erhöhen; aber ich zweifle sehr, ob man dadurch irgend etwas zur Verbesserung ihrer Lage ausrichten würde, wenn man nicht zugleich ein anderes, jetzt fast erstorbenes Gesetz wieder beleben und wirksam machen kann; ein Gesetz, das von Vielen gehört und gepredigt, aber von Wenigen jemals gehörig beachtet worden ist: »Sechs Tage sollst du arbeiten.« Dieser Theil des Gebots ist eben so bestimmt, als der andere: »und den Siebten sollst du ruhen.« Wir aber denken nur immer daran, diesen milden zweiten Theil zu beachten, und vergessen den ersten ganz. Der heilige Montag wird von unsern Arbeitern in der Regel eben so gewissenhaft gehalten, als der

Sonntag, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre Zeit dann nicht wohlfeil in der Kirche anwenden, sondern kostspielig in der Schenke vergeuden. Ihr ꝛc.

9. Ueber eine Holländische Anstalt zur Vorbeugung der Armuth *).

An Herrn Maséres.

Mein Herr!

— In der Schrift des Dr. Price, über die Leibrenten, werden Sie Nachrichten von einer Anstalt in Holland finden, welche ich ihm mitgetheilt habe. Die Häuser, von welchen dort die Rede ist, sind nette, hübsche Gebäude mit sehr bequemen Zimmern, von welchen einige um einen viereckigen, mit Blumenbeeten und zierlichen Sandgängen geschmückten Garten herum liegen, andere nach hinten heraus ihre besondern kleinen Gärten haben. Sie sind theils für alte Män-

*) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß; geschrieben in London den 17. Juni 1772.

ner, theils für alte Frauen bestimmt. Ferner enthält ein solches Haus eine Kapelle zu gemeinschaftlichem Gottesdienst, eine gemeinschaftliche Küche und einen gemeinschaftlichen Speisesaal. Gewöhnlich wohnen zwei Personen, die nach passenden Umständen ausgewählt werden, zusammen in einem Zimmer, damit sie sich gegenseitig, besonders bei plötzlichen Krankheitszufällen, behülflich sein können; doch hat jede ihr eigenes Bett. Die Vorsteher, welche die Wirthschaft leiten und die erforderlichen Regeln bestimmen, haben auch ein Versammlungszimmer in demselben Gebäude, um an Ort und Stelle die Beschwerden anzuhören, und das Erforderliche darauf zu verfügen. Das »Oude Mannen Huys« wird von Herren, das »Oude Vrouwen Huys« von Damen verwaltet. Jährlich wird ein Ausschuß von zwei Mitgliedern gewählt, welchen die besondere Inspektion und Verwaltung zunächst obliegt. Am Schluß des Jahres geben sie dieses Geschäft an ihre Nachfolger ab, und zum ehrenden Andenken an die geleisteten Dienste werden ihre Namen mit goldenen Lettern in eine Liste eingetragen, welcher die eine Wand des Versammlungszimmers bestimmt ist. Alle Hausge-

räthe sind nett und bequem, die Zimmer und Betten werden von besondern Dienstboten des Hauses rein gehalten, und die Leute scheinen glücklich zu leben.

Diese Anstalten sind darauf berechnet, der Armuth vorzubeugen, was ohne Zweifel besser ist, als die schon drückende Last derselben zu erleichtern; denn hierdurch wird dem Volke eine ruhige, bequeme und sorgenfreie Lage im hohen Alter, als eine Ermunterung vor Augen gestellt, in der Jugend so fleißig und mäßig zu sein, daß sie wenigstens die zur Aufnahme in eine solche Anstalt erforderliche Einkaufssumme (etwa 100 Thaler oder wie viel es nach den Umständen sein mag) bis zu ihrem funfzigsten Jahre, vor welchem Keiner aufgenommen wird, erübrigt haben. Beim Erwerbe einer solchen Summe wird aber Mancher dahin gelangen, daß er mehr zu erwerben weiß, ehe das erforderliche Alter da ist, und daß er nachher die Aufnahme nicht mehr nöthig und wünschenswerth findet rc.

Ich habe dieses in der Hoffnung geschrieben, daß Sie mir Ihre Ansicht mittheilen werden, ob die Begründung einer solchen Anstalt in einem jeden Bezirke nicht wahrscheinlich die besten

Folgen haben würde zur Beförderung der Betriebsamkeit und Sparsamkeit unter den niederen Volksklassen und zur dadurch möglichen Verminderung der ungeheuren Last der Armentaxen.

10. Eine in China getroffene Vorkehrung gegen die Hungersnoth *).

Ich habe irgendwo gelesen, daß man in China von der Zahl der Menschen und der Quantität der erzeugten Lebensmittel jährlich genaue Verzeichnisse macht. Diese werden dem Kaiser zugeschickt, dessen Minister sogleich daraus ersehen können, in welcher Provinz Mangel zu besorgen, und in welcher andern, um diesem abzuhelfen, Ueberfluß zu erwarten ist. Um die Anfertigung solcher Verzeichnisse zu erleichtern, und die Mühe zu sparen, von Haus zu Haus zu gehen, und um die Zeit nicht mit Fragen und Antworten zu verlieren, ist jedes Haus mit

*) Aus einem Briefe an Dr. Percival.

einer kleinen Tafel versehen, welche eine bestimmte Zeit hindurch alle Jahre außen an der Thüre hängen muß, und worauf gewisse Worte geschrieben stehen, so daß der Hausbewohner nur die erforderlichen Zahlen hinzuschreiben braucht, etwa so:

Männer . . . . »
Weiber . . . . »
Kinder . . . . »
Reis . . . . » ℔.
Waizen . . . . » »
Fleisch . . . . » » ꝛc.

Unter sechzehn Jahren wird Alles zu den Kindern, drüber Alles zu den Männern oder Weibern gezählt. Wenn die Regierung über irgend einen andern Gegenstand Auskunft begehrt, so werden die Fragen auf die nämliche Tafel geschrieben. Auf diese Weise brauchen die, in jedem Bezirk zu diesem Zwecke angestellten, Beamten nur vor die Hausthüren zu gehen, und die auf der Tafel befindlichen Angaben in ihre Bücher einzutragen, ohne den Familien im Geringsten beschwerlich zu fallen. Auf falsche Angaben sind Strafen gesetzt, und da die Nachbaren so ziemlich die Richtigkeit derselben beurtheilen kön-

nen, so darf keiner wagen, sich durch Unwahrheiten der Gefahr auszusetzen, von einem Andern angegeben zu werden. — Vielleicht wäre aber eine solche Vorkehrung bei uns gar nicht ausführbar.

11. Ueber die Zunahme der Bevölkerung *).

1. Tabellen über das Verhältniß der Ehen zu den Geburten, der Todesfälle zu den Geburten, der Ehen zu der Zahl der Einwohner ꝛc., welche nach den Todtenlisten, Taufbüchern ꝛc. in großen Städten berechnet sind, können nicht auf das ganze Land angewandt werden; und eben so wenig können Tabellen der Art, welchen die Beobachtungen in den alten ganz bewohnten Ländern Europa's zum Grunde liegen, in Bezug auf neue Länder, wie Amerika, richtige Resultate liefern.

*) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß; geschrieben in Philadelphia 1751.

2. Denn die Volkszahl wächst im Verhältniß zur Zahl der Ehen, und diese in Verhältniß zu der Leichtigkeit und Bequemlichkeit, mit welcher eine Familie zu ernähren ist. Sobald eine Familie leichter ihren Unterhalt findet, werden auch häufiger und früher im Leben Ehen geschlossen.

3. In Städten, wo alle Geschäfte, Gewerbe und Aemter besetzt und überfüllt sind, schieben viele das Heirathen so lange auf, bis sie sich im Stande sehen, die Lasten eines Hauswesens zu tragen. In großen Städten, wo Luxus herrscht, sind diese Lasten natürlich größer; viele bleiben ihr ganzes Leben hindurch ledig, und bringen's nicht weiter, als zu Bedienten, Gesellen, Handlungsdienern ꝛc. Große Städte ergänzen daher die Zahl ihrer Einwohner nicht durch natürliche Fortpflanzung; die Zahl der Sterbefälle übersteigt hier in der Regel die der Geburten.

4. In völlig bebauten Ländern muß beinahe derselbe Fall eintreten, weil alle Ländereien besetzt und bis zur höchsten Stufe kultivirt sind. Wer kein Land bekommen kann, muß für die Grundbesitzer arbeiten; wenn Ueberfluß an Arbeitern da ist, muß ihr Verdienst gering sein,

und von geringem Verdienst läßt sich nicht leicht eine Familie erhalten. Diese Schwierigkeit hält Viele vom Heirathen ab, welche deßhalb lange ledig und in Dienstverhältnissen bleiben. Nur wenn die Städte den Ausfall ihrer Bevölkerung vom Lande her ersetzen, und dadurch hier etwas mehr Raum frei wird, gewinnt das Landvolk mehr Muth zum Heirathen, und die Zahl der Geburten übersteigt die der Todesfälle.

5. Ein großer Theil Europa's ist mit Landleuten, Fabrikanten ꝛc. völlig besetzt, und kann daher für jetzt keine Zunahme der Bevölkerung erwarten. Amerika ist hauptsächlich von Indianern bewohnt, die meist von der Jagd leben. Da aber von allen Menschen der Jäger am meisten Land zu seinem Unterhalte bedarf (der Landmann schon viel weniger, der Gärtner noch weniger, der Fabrikant am wenigsten von Allen), so fanden die Europäer Amerika so bevölkert, als es von Jägern bevölkert sein konnte. Doch waren diese, im Besitze großer Landstrecken, leicht zu bewegen, einen Theil ihrer Ländereien an die Ankömmlinge abzutreten, die mit den Jagenden in keine streitige Berührung kamen, und sie andererseits mit manchen Bedürfnissen versorgten.

6. Da nun Land nicht nur in Ueberfluß bei uns vorhanden, sondern auch so wohlfeil ist, daß jeder Arbeiter, der die Landwirthschaft versteht, sich in Kurzem genug ersparen kann, um ein zum Unterhalt einer Familie hinreichendes Stück Land zu kaufen, so scheuen diese Leute sich nicht, zu heirathen. Denn wenn sie auch weit genug hinaus denken, um zu überlegen, wovon ihre Kinder leben sollen, wenn sie erwachsen sind, so wissen sie, daß auch für diese genug Land zu haben ist, und eben so wohlfeil.

7. Daher sind die Ehen in Amerika häufiger, und werden gewöhnlich früher geschlossen, als in Europa. Wenn in dem letztern auf hundert Köpfe jährlich nur eine Ehe gerechnet wird, so kann man in jenem zwei rechnen, und wenn man in diesem auf eine Ehe vier Kinder rechnet, so kann man dort nicht drei annehmen (weil die Europäer später heirathen). Wenn von diesen Kindern auch nur die Hälfte groß wird, und unsere Ehen, was man im Durchschnitt annehmen kann, im zwanzigsten Jahre geschlossen werden, so muß unsere Volksmenge sich alle zwanzig Jahre wenigstens verdoppeln.

8. Das Gebiet von Nord-Amerika ist so weit ausgedehnt, daß selbst bei einer solchen Zunahme der Volkszahl viele Menschenalter erforderlich sind, um es ganz zu bevölkern, und bevor es ganz bevölkert ist, wird der Arbeitslohn nicht bedeutend sinken, weil selten jemand lange dient, sondern fast jeder sich bald ein Eigenthum kauft, oder sich unter den neuen Ansiedlern zu irgend einem Geschäfte selbst etablirt. Daher ist die Arbeit jetzt in Pensylvanien nicht wohlfeiler, als vor dreißig Jahren, obgleich neuerlich so viele Tausend Arbeiter aus Teutschland und Ireland eingewandert sind.

9. Groß-Britannien wird daher noch lange ohne Besorgniß sein können, daß die Kolonien mit dem Mutterlande in Fabrik- und Handels-Angelegenheiten wetteifern möchten.

10. Dagegen wird die Frage nach Britischen Manufakturen, im Verhältniß der Zunahme der Kolonial-Bevölkerung, stets wachsen. Welch ein großer Markt für England, und ganz in seinen Händen! Kein Fremder kann sich einmischen; und in Kurzem kann hier der Absatz so stark werden, daß das Mutterland nicht mehr im Stande sein wird, den Bedarf zu liefern,

wenn es auch seine Ausfuhr ganz auf die Kolonien beschränken wollte — — — — — *).

12. Die Meinung, daß Amerika durch die Arbeit der Sklaven im Stande sei, mit England in Hinsicht der Wohlfeilheit der Fabrikate zu wetteifern, ist irrig. Die Arbeit der Sklaven kann hier nie so wohlfeil werden, als die der freien Arbeiter in England; das kann Jeder leicht berechnen. Der Zinsfuß in den Kolonien ist 6 bis 10 Procent. Die Sklaven kosten im Durchschnitt 30 Pf. Sterl. per Kopf. Nun rechne man die Interessen des zum Ankauf derselben erforderlichen Kapitals, die Versicherung oder das Risiko ihrer Lebensdauer, ihre Nah-

*) Der Paragraph 11 fehlt, und der Herausgeber der neuesten großen Ausgabe hat nichts darüber bemerkt. Man sieht aus diesen Bemerkungen zwar, daß Franklin noch keinen Begriff davon hatte, in welchem ungeheueren Maßstabe die Leichtigkeit der Fabrikation und die Quantität der Fabrikate durch Verbesserung des Maschinenwesens zunehmen werde; allein der Aufsatz ward vor der Trennung der Kolonien geschrieben, und wer weiß, in welchem Maße die Wichtigkeit derselben für England, bei einer wohlberechneten und liberalen Verwaltung, in Kurzem gestiegen wäre! Bei der Beurtheilung dieses ganzen Aufsatzes muß man daher stets den Zustand vor der Revolution im Auge behalten.

rung, Kleidung und Krankenpflege, den Verlust durch Vernachlässigung der Arbeit (Nachlässigkeit ist die natürliche Eigenschaft jedes Menschen, der keinen Gewinn von seinem Fleiße hat), die Kosten eines Aufsehers, der sie zur Arbeit antreibt, und den gelegentlichen Schaden, der aus ihren Diebereien erwächst (denn fast jeder Sklave ist, der Natur der Sklaverei wegen, ein Dieb); und vergleiche dann die Summe dieser Kosten mit dem Lohn der Eisen- und Wollarbeiter in England, so wird man sehen, daß die Arbeit hier viel wohlfeiler ist, als sie es je bei uns durch die Neger werden kann. Warum kaufen denn die Amerikaner Sklaven? Weil man diese so lange behalten kann, als man ihrer Arbeit bedarf, während die auf Lohn angenommenen Arbeiter immer ihre Brodherren verlassen (und nicht selten mitten in der Arbeit), um ein eigenes Geschäft zu beginnen. Vergl. § 8.

13. Da die Zunahme der Bevölkerung auf der Leichtigkeit beruht, mit welcher Ehen geschlossen und Familien ernährt werden können, so müssen folgende Umstände die Größe der Volkszahl vermindern.

a. Das Schicksal, erobert zu werden; denn

die Eroberer werden stets so viele Aemter besetzen, und die Arbeit der Besiegten mit so hohen Abgaben belegen, als erforderlich ist, um sich in dem neuen Besitze zu behaupten; und die Verminderung der Mittel zum Unterhalt der Eingeborenen wird ihnen den Muth nehmen, zu heirathen, mithin auch die Zahl der ursprünglichen Einwohner vermindern, während die der Fremden wächst.

b. Der Verlust an Land. So nahm die Zahl der Britten ab, als sie nach Wales vertrieben und in einen unfruchtbaren Landstrich, der so viele Menschen nicht ernähren konnte, zusammengedrängt wurden, so lange, bis das natürliche Verhältniß der Menschenzahl zu den Nahrungsmitteln wieder hergestellt war; während die Angelsachsen auf den verlassenen Ländereien sich so lange vermehrten, bis die ganze Insel von Engländern angefüllt war. Und wenn jetzt eine andere fremde Nation die Engländer nach Wales triebe, so würden in wenigen Jahren nicht mehr Engländer

in Britannien sein, als jetzt Bewohner in Wales sind.

c. Verlust des Handels. Die Ausfuhr inländischer Erzeugnisse zieht für eine Menge von Menschen aus dem Auslande so viel Unterhalt herbei, daß sie dadurch in den Stand gesetzt werden, zu heirathen und eine Familie heranzuziehen. Wenn ein Volk irgend einen Handelszweig einbüßt, und für die dadurch beschäftigt gewesenen Menschen nicht gleich ein neues Gewerbe in Gang kommt, so wird sich bald eine bedeutende Abnahme der Bevölkerung zeigen.

d. Verlust der Nahrungsmittel. Angenommen, eine Nation sei im Besitz einer Fischerei, die nicht allein Vielen Arbeit verschafft, sondern auch überhaupt den Lebensunterhalt erleichtert, und eine andere würde Meister von der See und brächte jene um diesen Erwerb: so wird die Volksmenge, im Verhältniß zur Größe dieses Verlustes, abnehmen und der steigende Preis der Lebensmittel den Unterhalt der Familien erschweren.

e. Schlechte Regierung und Unsicherheit des

Eigenthums. Wenn ein Land unter diesen Uebeln seufzt, so werden nicht nur viele der Bewohner auswandern, sich mit andern Völkern, bei denen sie sich niederlassen, vermengen, ihre Muttersprache verlieren und so am Ende selbst zu Fremden werden; sondern auch unter den Zurückbleibenden wird die Industrie abnehmen, mancher Nahrungszweig eingehen und der Unterhalt einer Familie erschwert werden. Eben so wirken schwere Abgaben auf die Verminderung der Volksmenge.

f. Einfuhr der Sklaven. Die in die Englischen Zuckerinseln eingeführten Neger haben die Zahl der dortigen Weißen beträchtlich vermindert. Die Armen werden dadurch ihrer Beschäftigung beraubt, während einige wenige Familien große Reichthümer erwerben, welche sie durch den Verbrauch fremder Luxusartikel verschwenden; und indem sie ihre Kinder in den Gewohnheiten des Luxus erziehen, so bedarf ein Einzelner jetzt so viel Einkommen zu seinem Lebensunterhalt, als sonst Hundert kaum bedürfen würden. Die Weißen, welche

Sklaven haben und gar nicht arbeiten, werden schwächlich, und ihre Vermehrung nimmt ab; die Sklaven hingegen erschöpfen, bei zu großer Anstrengung und zu schlechter Kost, ihre Kräfte; unter ihnen sterben daher beständig mehr, als geboren werden, wodurch eine fortwährende Zufuhr aus Afrika nothwendig wird. In den nördlichen Kolonien, wo wenige Sklaven sind, nimmt die Zahl der Weißen zu. Die Sklaven verderben überdies die Sitten der Familien, die sich ihrer bedienen; die Kinder solcher Familien werden stolz, arbeitsscheu, und am Ende, bei Müßiggang groß geworden, ganz unfähig, sich durch eigene Betriebsamkeit ihren Unterhalt zu verschaffen.

14. Der Fürst, welcher ein neues Land in Besitz nimmt, das er entweder unbewohnt vorfindet, oder dessen Bewohner er vertreibt, um seinem Volke Platz zu verschaffen; der Gesetzgeber, welcher wirksame Gesetze giebt, um den Handel zu befördern, die Gewerbsthätigkeit zu vermehren, die Landwirthschaft zu heben und zu verbessern, den Unterhalt durch Fischereien zu er-

leichtern, das Eigenthum zu sichern u. s. w.; und der Mann, welcher neue Erwerbsquellen, Künste oder Manufakturen und Verbesserungen im Landbau erfindet; alle diese können mit Recht die Väter ihrer Nation genannt werden, weil sie, durch Erleichterung der Ehen, die Erzeugung einer großen Menschenmenge veranlassen.

15. Was die Privilegien betrifft, die man den Verheiratheten ertheilt (wie das jus trium liberorum bei den Römern), so kann dadurch die Bevölkerung eines durch Krieg oder Pest verödeten oder sonst dünn besetzten Landes beschleunigt, aber nie die Volkszahl, bis über die vorhandenen Mittel des Unterhalts hinaus, vermehrt werden.

16. Fremde Luxuswaaren und entbehrliche Fabrikate, die ein Volk einführt und verbraucht, vermehren aus gleichen Ursachen die Volkszahl des Landes, das sie liefert, und vermindern die Bevölkerung in dem Lande, wo sie verbraucht werden. Gesetze, welche solche Einfuhren erschweren, und im Gegentheil die Ausfuhr eigener Fabrikate zum Verbrauch in fremden Ländern befördern, können (in Bezug auf das Volk, welches sie giebt) erzeugende Gesetze genannt

werden, weil sie, durch Vermehrung der Unterhaltsmittel, die Ehen erleichtern. Solche Gesetze stärken ein Land auf doppelte Weise, durch Zunahme der eigenen Volkszahl und durch Verminderung derselben in den Nachbarländern.

17. Einige Europäische Nationen sind so klug, keine Ostindischen Produkte zu konsumiren; sie sollten dasselbe von ihren Kolonien verlangen, denn der Gewinn für den Kaufmann ist nicht zu vergleichen mit dem Verlust, den die Nation dadurch an der Volkszahl leidet.

18. Der einheimische Luxus der Großen vermehrt die Zahl der dadurch beschäftigten Fabrikanten, deren viele sind, und wirkt nur vermindernd auf die Familien, welche sich ihm ergeben, und deren sind wenige. Je größer der allgemeine Modeaufwand in irgend einer Volksklasse ist, desto vorsichtiger wird man in Betreff der Heirathen. Es sollte daher nie geduldet werden, daß der Luxus allgemein werde.

19. Die große Zunahme der Nachkommenschaft einzelner Familien ist nicht immer die Folge einer größeren natürlichen Fruchtbarkeit, sondern beruht manchmal auf den Beispielen der Betriebsamkeit der Familienhäupter, und auf der

zum Fleiß gewöhnenden Erziehung, wodurch die Kinder fähig werden, besser für sich selbst zu sorgen, und Muth gewinnen, früh zu heirathen, weil sie die Aussicht auf ein gutes Auskommen haben.

20. Wenn es daher in einem Volke eine Sekte giebt, welche Mäßigkeit und Betriebsamkeit als Religionspflichten betrachtet, und ihre Kinder mehr dazu anhält, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, so muß diese durch natürliche Fortpflanzung mehr zunehmen, als irgend eine andere Sekte.

21. Die Einwanderungen Fremder in ein Land, das bereits so viele Einwohner hat, als es bei den vorhandenen Erwerbsmitteln tragen kann, wird am Ende keine Vermehrung der Bevölkerung bewirken, wenn die Ankömmlinge nicht fleißiger und mäßiger sind, als die Eingebornen. Ist dies der Fall, so werden sie die Mittel zum Unterhalt vermehren und sich selbst auch, aber allmählich die Eingeborenen verdrängen. Auch ist es keineswegs nothwendig, Fremde ins Land zu ziehen, um irgend einen zufällig leer gewordenen oder leer gebliebenen Strich zu bevölkern; denn ein solcher leerer Raum wird bald durch

natürliche Fortpflanzung gefüllt werden, wenn die Gesetze des Landes gut sind. Vergl. § 14 und 16. Wer kann jetzt noch die Leere gewahren, welche vor vierzig Jahren (d. i. zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts), durch die Pest des Heroismus in Schweden, Frankreich und bei anderen kriegerischen Nationen, entstanden war; in Frankreich durch Vertreibung der Protestanten, in England durch Anlegung der Kolonien, oder in Guinea durch eine hundertjährige Sklavenausfuhr, wodurch halb Amerika geschwärzt ward? Die dünne Bevölkerung Spaniens ist mehr eine Folge des Nationalstolzes, der Trägheit und anderer Umstände, als der Vertreibung der Mauren oder der Anlegung neuer Kolonien.

22. Kurz, es giebt keine Schranke für die sich vermehrende Natur der Pflanzen oder Thiere, als die, welche durch Anhäufung und Kollision in Betreff der Unterhaltungsmittel entsteht. Fehlte es auf der Oberfläche der Erde an anderen Pflanzen, so würde sie allmälig von einer einzigen Art übersäet und bedeckt werden, wie z. B. mit Fenchel; und hätte sie keine anderen Bewohner, so wäre sie vielleicht in wenigen Menschenaltern von einer einzigen Nation ange-

füllt, wie z. B. von den Engländern. So rechnet man jetzt (1751) die Zahl der Engländer in Nordamerika auf mehr als eine Million (obgleich, wie man glaubt, kaum 80,000 über's Meer gekommen sind); und doch ist vielleicht in England darum kein einziger Kopf weniger; die Zahl der Engländer in Britannien hat vielmehr gleichfalls bedeutend zugenommen, weil die Kolonien einer großen Menge von Fabrikanten Beschäftigung geben. Gesetzt, diese Million verdoppele sich nur in 25 Jahren, so würde sie, nach Verlauf eines Jahrhunderts, doch schon die jetzige Bevölkerung Englands überstiegen haben, und die meisten Engländer würden in Amerika sein. Welch ein Zuwachs an Macht für Großbritannien, zur See und zu Lande! Welche Erweiterung des Handels und der Schiffahrt! Welch eine Menge von Schiffen und Seeleuten! Wenig über hundert Jahre sind wir erst hier gewesen, und doch waren schon im letzten Kriege unsere Kaper an Mannschaft und Geschütz stärker, als die ganze Brittische Seemacht unter der Königin Elisabeth. Wie wichtig ist also für England die gegenwärtige Unterhandlung zur Regulirung der Gränzen zwischen seinen und den

Französischen Kolonien! Und wie eifrig sollte es bedacht sein, sich hinlänglichen Raum zu sichern, indem die Zunahme der Bevölkerung so sehr vom Raume abhängt.

23. Zum Schluß noch einen Vergleich. Eine wohlorganisirte Nation gleicht einem Polypen; man schneide ein Glied weg, es wird sich alsbald wieder ergänzen; man schneide das Ganze mitten durch, so wird jede Hälfte bald die fehlende aus sich selbst ersetzt haben. Und so wie man aus einem Polypen durch Theilung zehn Polypen machen kann, so kann man auch, wenn es nur an Raum nicht gebricht, aus einer Nation zehn andere, eben so zahlreiche und mächtige Nationen machen, oder vielmehr die eine an Zahl und Macht zehnmal vergrößern *).

---

*) Das ist aber nicht dasselbe, wie Franklin nachher sehr deutlich einsah und selbst bewies. Ueberhaupt möchte er später dieses Bild von der Theilung nicht so unbedingt hingestellt haben.

12. Ueber den Einfluß der Sitten auf die Zu- oder Abnahme der Bevölkerung.

(Bemerkungen zu einigen der vorhergehenden Sätze Franklin's, aus der Feder des Herrn Richard Jackson, eines sehr ausgezeichneten Advokaten in London).

— — Das Ziel eines jeden Individuums ist sein eigenes Wohl. Die Regeln, die es beim Streben nach diesem Ziele befolgt, beruhen auf einer Reihe von Vorstellungen, deren jede beinahe auf Autorität begründet ist, das heißt, nur durch Vertrauen, das man in eine oder mehrere Personen setzt, Gewicht bekommt, und nicht durch Beweiskraft. — Dies ist, in den wichtigsten wie in manchen unbedeutenderen Lebensverhältnissen, selbst bei den weisesten Menschen der Fall; und daß es der Fall ist, kann um so weniger befremden, wenn wir bedenken, daß es vielleicht unmöglich ist zu beweisen, ob das Leben selbst irgend einen andern Werth habe, als den, welcher demselben nach Autorität beigelegt wird.

Eine Bestätigung dieses Satzes kann man aus der Bemerkung entlehnen, daß in jedem Lande der Welt die Glückseligkeit auf verschiedene Weise erstrebt wird, und daß, selbst in einem und demselben Lande, Menschen von verschiedenem Alter, Stand und Rang ihr Glück in die Erlangung völlig ungleicher Genüsse setzen.

Diese Vorstellungen, so wie andere darauf gegründete, werden allmälig zur Gewohnheit, und da sie den Entschluß des Willens beherrschen, so nenne ich sie moralische Gewohnheiten.

Es giebt andere Gewohnheiten, welche mehr die Thätigkeit der Glieder unseres Leibes lenken, und welche ich deßhalb mechanische Gewohnheiten nennen will. Diese bilden das, was wir gewöhnlich Künste nennen, welche mehr oder weniger frei oder mechanisch sind, je nachdem sie mehr oder weniger die Mitwirkung der geistigen Thätigkeit in Anspruch nehmen.

Die Gesammtheit der moralischen Gewohnheiten eines Individuums bildet die Sitten desselben; die Gesammtheit der Sitten aller Individuen bildet die National-Sitten.

Die Glückseligkeit der Individuen ist offenbar das letzte Ziel der politischen Gesellschaft;

und politische Wohlfahrt, oder die Macht, der Glanz und der Reichthum des Staats, sind, was nicht nur die Politiker, sondern auch die würdigen Männer im Allgemeinen, stets eingeräumt haben, die Mittel, welche zu diesem Ziele führen, und deßhalb wünschenswerth.

Die Ursachen der Beförderung oder Hemmung irgend eines dieser drei Gegenstände sind entweder äußere oder innere. Die letztern können abgetheilt werden in physische, bürgerliche und persönliche Ursachen, und unter diesen letzten begreife ich die moralischen und mechanischen Gewohnheiten der Menschen. Die physischen Ursachen sind vorzüglich, Klima, Boden und Zahl der Bewohner; die bürgerlichen sind Regierung und Gesetze. Die politische Wohlfahrt steht immer im Verhältniß zur Kraft dieser besondern Ursachen. Eine Menge von äußern Ursachen und alle diese innern beschränken und bedingen sich nicht nur gegenseitig, sondern sie wirken auch fortwährend auf einander ein, so daß sie sich verbessernd oder verschlechternd, merklich oder unmerklich gegenseitig verändern; selbst das Klima nicht ausgenommen.

Die mächtige Wirksamkeit der Sitten auf

die Zunahme eines Volkes geht deutlich hervor aus dem Beispiel der Quäker; durch Betriebsamkeit und Mäßigkeit wird unter ihnen der Gebrauch der Lebensbedürfnisse vervielfältigt und erweitert. Aehnlichen Sitten verdanken Holland, die Schweiz, China, Japan und mehrere Theile von Hindostan ihre starke Bevölkerung; in jedem dieser Länder ist der Einfluß der Ausdehnung des Gebiets und der Fruchtbarkeit des Bodens vermehrt, oder der Mangel derselben durch Betriebsamkeit und Mäßigkeit ersetzt worden. In der Schweiz hat weder die Natur, noch die Kunst, zur Erzeugung der Mittel zum Lebensunterhalt viel beigetragen; dennoch sehen wir, daß dort Familien, die von ihrem Vermögen leben, und die wir in England unter dem Namen der Gentry begreifen, sich durch Mäßigkeit erhalten, und selbst vergrößern; dagegen drängt sich uns die Bemerkung auf, daß in den südlichen Theilen dieses Inselreichs solche Familien, mit Einschluß aller höheren, nach und nach erlöschen. Daraus ergiebt sich klar, daß Luxus (d. i. ein größerer Aufwand an Unterhaltsmitteln, als der Klugheit gemäß verbraucht werden sollte) eben so zerstörend wirkt, als ein verhältnißmäßig

großer Mangel an solchen Mitteln. Die Gentry in Schottland, wie die in der Schweiz, vermehrt sich, obgleich, im Durchschnitt gerechnet, das Einkommen derselben nicht den vierten Theil dessen beträgt, was die Gentry in Süd-England zu verzehren hat.

In Amerika, wo die Ausgaben sich mehr auf wirkliche Bedürfnisse beschränken und diese Bedürfnisse wohlfeil sind, ist es nicht ungewöhnlich, daß ein lebender alter Mann hundert Nachkommen zählt; in England dagegen kommt es nicht selten vor, daß ein Mann sieben, acht und mehr Kinder hat, und dennoch in der folden Generation nicht einen einzigen Nachkommen mehr findet, weil die Menge der Kinder in einem Lande, wo Luxus und Theurung herrscht, das Fortkommen der Familie so erschwerte, daß es den Kindern nicht möglich war, zu heirathen.

Daß der Grund davon mehr im Luxus zu suchen ist, als im bloßen Mangel, erhellt aus dem, was ich über Schottland sagte, und mehr noch aus dem Umstande, daß in mehreren, von London weit entlegenen Theilen Englands, wo die Lebensbedürfnisse fast eben so theuer, und zum Theil sogar theurer sind, als in London

selbst, dennoch die Leute aller Klassen heirathen, und ihre Kinder erziehen können.

Ferner: unter den niedern Klassen der Gesellschaft sind es die Dienstboten, welche von allen die wenigsten Kinder erzeugen. Dies ist in gewissem Grade ihrer Stellung zuzuschreiben, welche dem Ehestand ungünstig ist, allein auch dem Luxus und der Sittenverderbniß, welche unter dieser Klasse größer sind, als unter irgend einer andern, und zwar in Folge des täglichen Einflusses der Lebensweise in den höhern Ständen, der auf die Leute der niedern Stände, denen es überdieß an einer zweckmäßigen Erziehung gebricht, nothwendig nachtheilig wirken muß.

Die Quantität der Unterhaltsmittel hat in England seit vielen Menschenaltern ohne Zweifel zugenommen; und wenn die Zahl der Einwohner auch gewachsen ist, so steht der Zuwachs der letztern doch in keinem Verhältniß zu der Zunahme jener. Ich möchte glauben, daß fast alle Theile dieses Königreiches zu irgend einer frühern Zeit bevölkerter waren, als sie es gegenwärtig sind; obgleich ich der Meinung, daß dies von England im Ganzen gleichfalls gelte, nicht beipflichten

kann, weil viele unserer Städte sich ungeheuer vergrößert haben.

Diese Vergrößerung unserer Städte ist die Wirkung einer Sittenveränderung und einer Vervollkommnung in den Künsten, die allen Ländern Europens gemein war. — Wenn Mäßigkeit den Mangel an natürlichen oder erworbenen Unterhaltsmitteln ersetzen kann, so wie andrerseits Verschwendung dem Einfluß derselben entgegenwirkt, so ist Betriebsamkeit ohne Zweifel eine wirksamere Ursache des Ueberflusses, als irgend ein natürlicher Vortheil des Umfangs oder der Fruchtbarkeit des Landes.

Ich habe vorhin Beispiele angeführt, wo mit diesen letztern Vortheilen die der Mäßigkeit und Betriebsamkeit vereint wirken. In Spanien und Klein-Asien sehen wir den Einfluß der Mäßigkeit verbunden mit Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Bodens. In Ireland fand früher dieselbe Vereinigung Statt, während Schottland nur den Vorzug der Mäßigkeit hatte. Der Wechsel in diesen beiden Ländern ist in die Augen springend; er entsprang aus einer, noch keinesweges weit verbreiteten Betriebsamkeit ꝛc.

Es läßt sich demnach nicht leugnen, daß der

Einfluß der Sitten auf Ab- oder Zunahme der Bevölkerung sehr groß ist; und wer kann ihre stille Wirksamkeit auf die bürgerliche Verfassung verkennen? Die Geschichte sowol, als unsere eigene Erfahrung, giebt uns eine Fülle von Beweisen dafür, obgleich man diese Erscheinungen nicht selten äußern Ursachen zuschreibt. Daß die Volkssitte einer Regierung, im Kampfe mit auswärtigen Mächten, die größte Kraft verleihen könne, ist so allgemein anerkannt, daß es ein gewöhnlicher Grundsatz aller Vertheidiger der Freiheit ist: »eine freie Regierung würde nie aufgelös't und nie überwältigt werden, so lange die Sitten der Unterthanen unverdorben wären.«

Die Ueberlegenheit der Alt-Griechen über die Perser hatte ihren Grund nur in der Verschiedenheit der Sitten. Zwar hatten die Griechen auch den größten aller bürgerlichen Vortheile, die Freiheit, auf ihrer Seite; allein diese gab ihnen keine andere politische Kraft, als insofern sie auf die Sitten einwirkte, und als die letztern verdorben waren, ward der Rest ihrer Macht dadurch vollends vernichtet, daß die Römer ihnen die Freiheit wieder gaben.

Ob die Sitten der Römer zu irgend einer

Zeit geeignet waren, die Glückseligkeit der Individuen zu befördern, kommt hier nicht in Betracht; allein daß der Einfluß dieser Sitten auf ihre Regierung und auf ihr öffentliches Betragen das Römische Reich erst begründete, dann erweiterte, später stützte und endlich wieder stürzte, das ist außer allem Zweifel. — Und die Sittenverderbniß verringerte nicht nur die Volkszahl des Römischen Reichs, sondern schwächte auch die nachbleibende Bevölkerung dergestalt, daß sie lange vor Auflösung des Reichs, vielleicht schon vor Aufhebung der Republik, unfähig war, sich zu vertheidigen, so daß, ohne disciplinirte stehende Heere, zusammengesetzt aus Männern, welche, hauptsächlich in Folge ihrer moralischen, und auch in Folge ihrer mechanischen Gewohnheiten, von der Masse des Volkes ganz verschieden waren, das Römische Reich schon viele Menschenalter früher eine Beute der Barbaren geworden wäre.

Unter mechanischen Gewohnheiten des Militärs verstehe ich die Kunst des Exercitiums und die Disciplin überhaupt. Daß diese nur einen secondären Einfluß übt, geht hervor aus der Ungleichheit, die zu allen Zeiten Statt gehabt hat

zwischen neuen, wenn auch wohldisciplinirten, Truppen und Veteranen, und mehr noch, aus der unwiderstehlichen Macht einer einzigen moralischen Gewohnheit, der Religion, auf Truppen, die häufig weder disciplinirt, noch erfahren sind.

Die militärischen Sitten der Noblesse in Frankreich bilden die Hauptmacht dieses Königreiches*), und die unternehmenden und rastlos strebenden Eigenschaften und Sitten der Bewohner von Canada setzten eine kleine Zahl von Männern in den Stand, unsere volkreichen, im Allgemeinen weniger kriegerischen Kolonien zu beunruhigen. Allein weder jene, noch diese sind so mächtig, als sie anfangs scheinen, weil der Mangel anderer Gewohnheiten, die ihnen höhere politische Vorzüge sichern würden, noch mächtiger wirkt. Militärische Sitten sind nicht nothwendig in einer Zeit und in einem Lande, wo dieselben gelegentlich unter einer, zur Vertheidigung des Staates hinlänglichen Anzahl von Männern gebildet und erhalten werden können, wie es in Groß-Britannien der Fall ist, wo die niedere Volksklasse, obgleich keinesweges von militärischer

*) Diese Bemerkung ist vor der Revolution geschrieben.

Sinnesart, dennoch bessere Soldaten abgiebt, als selbst die Noblesse von Frankreich. Vor ein paar Jahrhunderten waren die Bewohner dieses Landes im Verhältniß zu den volkreichen und fruchtbaren Provinzen Frankreichs, was jetzt Canada im Verhältniß zu den Brittischen Kolonien ist. — Die Einführung stehender Heere hat kriegerische Nationen der früher besessenen Vortheile über andere, weniger kriegerische, beraubt. — In neuerer Zeit übt ein kleines Heer, mit vielen Mitteln zur Unterstützung desselben, größere Macht aus, als ein weit zahlreicheres Heer, mit wenigeren Mitteln. Das ist wenigstens im Kriege zwischen Frankreich und Deutschland oft der Fall gewesen (NB. vor der Französischen Revolution).

Die besten Mittel zur Unterstützung einer Armee findet man in der Betriebsamkeit und Mäßigkeit eines Volkes, dessen Regierung und dessen Gesetze den Handel begünstigen; denn Handel ist heutiges Tages fast die einzige Triebfeder, die Jeden treibt, durch eigene Thätigkeit zum öffentlichen Wohl beizutragen. Allein es liegt nun einmal in der Natur menschlicher und weltlicher Angelegenheiten, daß jeder neue Gewinn auch eine neue Gefahr des Verlustes mit sich bringt;

so kann die Verbesserung der Sitten von einer gewissen Art die Verschlimmerung anderer herbeiführen, und Betriebsamkeit und Mäßigkeit können unter dem Einfluß des Handelsgeistes sowol zum Verderben, als zur Stütze der Regierung dienen, unter welcher dieser blüht.

Der Handel führt zur Vervollkommnung der Künste, doch mehr der mechanischen, als der freien, und dies aus einer sehr einfachen Ursache, — weil er nämlich die Sitten mildert und verweichlicht. Ausdauernde Tugend und unbeugsame Rechtlichkeit sind selten zu finden, wo der Handelsgeist Alles durchdringt; dennoch strebt die Vervollkommnung des Handels dahin, daß Alles seinen Preis bekomme. Wir sehen hier täglich sein Fortschreiten, sowol zu unserm Heil, als zu unserm Unheil. Dinge, deren Verkauf die guten Sitten verbieten, sind Gegenstände des Handels geworden, und, in der That, gar Weniges ist noch extra commercium. Mit der gesetzgebenden Gewalt selbst wird Handel getrieben, und Kirchen-Aemter werden, selbst unter aufrichtigen Christen, selten o h n e Vergütungsgelder vergeben, und f ü r solche nicht selten an unwürdige Personen. Die Rohheit der alten kriegerischen Zeiten,

und die fanatische Wuth der neueren enthusiastischen, sind abgeschliffen; selbst die Prozeßsucht hat sich außerordentlich vermindert, indem alle Sitten sich mildern; allein Luxus und Sittenverderbniß sind an deren Stelle getreten, und scheinen unzertrennliche Gefährten des Handels und der Künste zu sein.

Dies ist jedoch offenbar weit mehr der Fall in umfassenden Staaten und besonders in deren Hauptstädten, als an andern Orten. Es ist eine alte Bemerkung der Politiker und Geschichtschreiber, daß die Bewohner kleiner Staaten immer am besten ihre Sitten zu bewahren wissen. Dies möge nun seinen Grund darin haben, daß die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber hier größeren, oder darin, daß Geld- und Ehrgeiz hier kleineren Spielraum haben, so ist es jedenfalls ein gewichtiger Grund gegen die Vereinigung der Amerikanischen Kolonien zu einem Staate, oder auch nur zu einem Staatenbunde, was in Zukunft leicht zur Reduction unter eine Regierung führen kann.

So lange sie nicht vereinigt sind, ist ihre Macht zwar weniger, ihre Freiheit und die Bewahrung ihrer Sitten aber mehr gesichert. —

Die Bewohner von Pensylvanien sind mäßig und betriebsam, und das in höherem Grade, als die irgend einer andern Provinz. Wenn der Luxus sich einmal verbreitet, so kann er durch Gesetze nicht wieder ausgerottet werden. Plato pflegte zu sagen: »es war eine schwere Aufgabe, Gesetze für ein Volk zu machen, das in Ueberfluß und Ueppigkeit schwelgte.«

Doch mir scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß Erziehung allein den Strom dämmen, und, ohne Beeinträchtigung der wahren Betriebsamkeit und Mäßigkeit, doch bewirken könne, daß jene träge Frugalität der alten Irländer, oder jene luxuriöse Industrie dieser Hauptstadt (London) nicht Grund fasse, indem sie dahin trachtet, die Jugend mit den alten einfachen Sitten vertraut zu machen, und so eine Vereinigung hervorzubringen zwischen Uneigennützigkeit und Handelsgeist; eine Vereinigung, die uns auch jetzt schon mitunter im Leben erscheint, aber fast ausschließlich bei Männern von liberaler Erziehung.

Schließlich noch dies: Wenn man (in Kolonien) ein neues Volk bilden will, so wird es nicht unmöglich sein, Boden und Klima von hin-

länglicher Güte zu finden, Leute zur Ansiedelung zu bewegen, und selbst eine Weile in ihren neuen Wohnsitzen zu unterhalten, gute Gesetze zu geben und eine gute Regierung einzusetzen, und selbst Gewerbe und Künste in's Leben zu rufen; allein viele der nothwendigen moralischen Gewohnheiten wird man schwerlich jemals unter solchen Leuten finden, die sich in friedlichen Zeiten freiwillig erbieten, die Heimath zu verlassen, um neue Kolonien zu bevölkern; und außerdem sind die moralischen sowol, als die mechanischen Gewohnheiten, welche den Bedürfnissen des Mutterlandes entsprechen, häufig nicht geeignet, den Schwierigkeiten neuer Ansiedelungen, oder äußerer, größtentheils nicht vorherzusehender Ereignisse, zu begegnen. Aus diesem Grunde sind die für das Staats- und Privatvermögen so kostspieligen Versuche mancher Europäischen Staaten, neue Kolonien anzulegen, so oft gescheitert, und es scheint bemerkenswerth, daß namentlich keine der Englischen Kolonien zu irgend einer Bedeutsamkeit gelangte, bevor die erforderlichen Sitten in dem neuen Lande geboren und herangebildet waren.

R. Jackson.

---

13. Ueber Ausfuhrverbote *).

An das Publikum.

Meine Herren,

Ich gehöre der Volksklasse an, die Euch alle ernährt, und neuerdings von Euch allen verschrien wird; — kurz, ich bin ein Landmann.

Durch Eure Zeitungen haben wir erfahren, daß Gott einigen Ländern Europa's eine schlechte Erndte bescheert habe. Ich dachte, das möge Alt-England zum Vortheil gereichen und unsere Kornpreise würden jetzt steigen, was uns Millionen eintragen und uns reichlich mit Geld versehen könnte, das jetzt wahrlich knapp genug ist. — Allein die Weisheit der Regierung verbot die Kornausfuhr! Gut, sagte ich; so müssen wir mit unserm eigenen Marktpreis zufrieden sein. — Nein, sagten die gestrengen Herren vom Pöbel, den sollt Ihr nicht bekommen. — Bringt Euer Korn nur zu Markt, wenn Ihr's wag't; wir wollen es zu niedrigern Preisen für Euch verkaufen, oder auch umsonst es von Euch nehmen.

---

*) Aus Franklin's schriftl. Nachlaß.

So werde ich von beiden Enden der Staatsgewalt, vom Kopf und Schwanz der Regierung, angegriffen; — was soll ich da machen? — Soll ich mein Korn auf dem Boden liegen lassen, um die Ratten zu füttern und zu pflegen? — Auch gut; sie können wenigstens nicht undankbarer sein, als die, welche ich bisher gefüttert habe. Sind wir Landleute denn die Einzigen, denen man die Vortheile einer ehrlichen Arbeit mißgönnt? — Und warum? Einer der neulich gegen uns aufgetretenen Scribenten macht ein Verzeichniß der Schüsseln bekannt, die an meiner Tochter Hochzeitsfeste aufgetragen wurden, und schreit in der ganzen Welt aus, wir hätten die Unverschämtheit, Rinderbraten und Pudding zu essen! — Hat er nicht in dem guten Buche die Vorschrift gelesen: »Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden;« oder hält er uns einer guten Kost weniger würdig, als unsere Ochsen?

Ja, aber die Manufakturisten! die Manufakturisten! die müssen begünstigt werden, die müssen ihr Brod wohlfeil erhalten! — Hört einmal, Ihr Herren Unverstand, Ihr sagt, die Landleute leben in Herrlichkeit; wolltet Ihr lieber,

daß sie das erworbene Geld in Kisten verschlössen? Machen sie sich ihre feinen Kleider und Hausgeräthe selbst, oder einer für den andern, so daß sie das Geld unter sich behalten? Oder beschäftigen sie nicht vielmehr Eure geliebten Manufakturisten, und setzen so ihren Erwerb zum Besten der ganzen Nation wieder in Umlauf? Für meine Wolle würde ich bessere Preise machen, wenn ich damit auf auswärtige Märkte ziehen dürfte; aber das, Ihr Herren, wollen Eure Gesetze nicht erlauben. Sie muß im Lande bleiben, damit unsere theuern Manufakturisten sie wohlfeiler erhalten. Und dann, nachdem Ihr uns entmuthigt habt, die Schafzucht zu verbessern, schimpft Ihr, daß wir nicht genug Hammelfleisch liefern.

Ich hörte oft meinen Großvater sagen, die Landleute hätten sich das Verbot der Wollausfuhr gefallen lassen, in der Hoffnung, die Fabrikanten würden ihnen für die wohlfeilere Wolle auch wohlfeilere Kleider liefern. Fehlgeschossen! theurer sind sie geworden, von jenem Tage bis zum heutigen immer theurer. Wie ist das möglich? Ei nun, das Tuch wird ausgeführt, und das hebt die Preise.

Wenn der Grundsatz gut ist, die Ausfuhr einer Waare zu verbieten oder zu beschränken, damit sie im Lande wohlfeiler zu bekommen ist, so bleibt dem Grundsatze treu und führt ihn streng durch. Verbietet die Ausfuhr eurer Wollen-, Leder- und Eisenwaaren und aller eurer Fabrikate, um sie alle im Lande wohlfeiler zu machen. Und, ich stehe Euch dafür, wohlfeil genug sollen sie werden, bis endlich die Leute aufhören müssen, sie zu fabriciren.

Einige Leute scheinen zu glauben, es werde ihnen nicht eher wohl ergehen, als bis England ein zweites Schlaraffenland geworden, wo, nach ihrer Vorstellung, die Straßen mit Groschen-Rollen gepflastert und die Häuser mit Pfannkuchen gedeckt sein, und gebratene Küken krähen sollen: Kommt her und verzehrt mich!

Ich sage Euch, seid Ihr überzeugt, einen guten Grundsatz gefunden zu haben, haltet fest daran und führt ihn durch. Ich höre, daß man behauptet: das Verbot der Kornausfuhr anzurathen, war für das Ministerium nothwendig und recht; aber es war gesetzwidrig; und gleichfalls: daß der Pöbel die Wagen anhielt, war gesetzwidrig; aber es war nothwendig und recht.

Der Fall ist auf ein Haar derselbe. Nun hörte ich ferner, es solle zu Gunsten der Minister eine Indemnitäts-Akte erlassen werden, um sie gegen die Folgen ihres ungesetzlichen Verfahrens sicher zu stellen. Ist das wahr, so müßte man eine zweite für den Pöbel erlassen. Andere sagen: es sollten Einige aus dem Pöbel, des Beispiels wegen, gehängt werden. Ist das wahr, so — doch ich sage nicht mehr, als was ich zuvor schon sagte: »wenn Ihr sicher seid, einen guten Grundsatz gefunden zu haben, so führt ihn durch.«

---

14. Sätze zur Prüfung *).

---

1. Alle Nahrungs- und Unterhaltsmittel der Menschen kommen aus der Erde oder aus dem Wasser.

2. Der Werth der Lebensbedürfnisse und Annehmlichkeiten, die nicht zu den Nahrungsmitteln gehören, wird bestimmt nach dem Ver-

*) Aus Franklin's schriftl. Nachlaß.

hältniß der Masse von Nahrungsmitteln, welche während der Hervorbringung jener verbraucht werden.

3. Ein kleines Volk auf einem großen Landgebiete kann seinen Unterhalt in den Erzeugnissen der Natur finden, ohne andere Arbeit, als die, welche das Einsammeln der Gewächse und der Fang der Thiere erfordert.

4. Ein großes Volk auf einem kleinen Gebiete reicht damit nicht aus, und muß zu seinem Unterhalt die Erde bebauen, damit sie zur Ernährung der Menschen sowol, als derjenigen Thiere, die sie essen wollen, eine größere Menge vegetabilischer Lebensmittel hervorbringen.

5. Aus dieser Arbeit entspringt ein großer Zuwachs an allen Nahrungsmitteln, so wie an Stoffen zur Kleidung, wie Flachs, Wolle, Seide, ꝛc. Der Ueberfluß daran ist Reichthum, und von diesem bezahlen wir die zur Erbauung unserer Häuser, Städte ꝛc. erforderliche Arbeit; mithin sind diese letztern nichts anderes, als verwandelte Unterhaltsmittel.

6. Manufakturwaaren sind nur eine andere Form, in welche so viele Lebens- und Unterhaltsmittel verwandelt werden, als den erzeugten Waa-

ren an Werth gleichkommen. Dies erhellt daraus, daß der Fabrikant von demjenigen, welcher ihn beschäftigt, eigentlich nichts mehr für seine Arbeit erhält, als seinen Unterhalt, Kleidung, Feuerung, Wohnung rc. einbegriffen, was wiederum alles, nur nach Verhältniß der, bei der Verfertigung consumirten Lebensmittel, seinen Werth erhält.

7. Die Erzeugnisse der Erde können, in ihrer Umgestaltung als Manufakturwaaren, leichter auf fremde Märkte geführt werden, als vor dieser Verwandlung.

8. Das Verhältniß des Handels ist richtig, wo, mit Einschluß der Transportkosten, eine Quantität Waaren gegen eine andere von gleichem Werthe ausgetauscht wird. Wenn z.B. A. in England eben so viel Arbeit und Unkosten auf die Erzeugung eines Scheffels Waizen verwenden muß, als B. in Frankreich, um vier Maß Wein zu gewinnen, so stehen vier Maß Wein im richtigen Tauschverhältniß zu einem Scheffel Waizen, vorausgesetzt, daß A. und B. auf halbem Wege zusammenkommen, um ihre Waaren umzusetzen. Der Vortheil eines solchen gleichen Handels besteht darin, daß jeder die Annehmlich-

keiten seines Lebens dadurch vermehrt, indem er, anstatt Waizen allein, oder Wein allein zu haben, jetzt Waizen und Wein zugleich genießen kann.

9. Wo Arbeit und Unkosten, zur Erzeugung zweier Waaren zu gegenseitigem Austausch, beiden Theilen bekannt sind, da wird im Allgemeinen der Umsatz ein richtiges, gleiches Verhältniß behaupten; wo sie hingegen nur einem Theile bekannt sind, wird der Umsatz oft ungleich werden, indem die Geschicklichkeit Vortheil zieht aus der Unwissenheit.

10. Wer z. B. tausend Scheffel Waizen zum Verkauf ausführt, wird vermuthlich nicht so viel daran gewinnen, als wenn er zuvor den Waizen in Manufakturwaaren verwandelt hätte, d. h. wenn er die Arbeiter, während sie ihm Manufakturwaaren verfertigten, damit ernährt hätte. Es giebt nämlich viele, Zeit und Mühe sparende Arbeitsmethoden, die nicht allgemein bekannt sind; dazu kommt, daß die Wenigsten von denen, die genau wissen, wie viel Aufwand der Bau des Waizens erfordert, etwas von dem Manufakturwesen verstehen, oder jene künstlichen Mittel der Bearbeitung kennen, so daß sie geneigt sind, die zur Bereitung solcher Waaren er-

forderliche Mühe größer anzuschlagen, als sie wirklich ist, und daher in Betreff des Werthes sich leicht hintergehen und sich verleiten lassen, mehr dafür zu zahlen, als sie, ehrlich gerechnet, werth sind.

11. Der Vortheil, Manufakturen in einem Lande zu haben, besteht daher nicht, wie man gewöhnlich annimmt, darin, daß sie den Preis der rohen Produkte, die sie verarbeiten, zum Steigen bringen; — denn obschon ein Bund Flachs für 6 Pfennig, zu Spitzen verarbeitet, 20 Schilling werth sein kann, so liegt die Ursache dieses höhern Werthes doch allein darin, daß die Spitzen, außer dem Flachs, noch an Unterhaltsmitteln für die Arbeiter 19 Schilling und 6 Pfennig gekostet haben; — der Vortheil beruht vielmehr darauf, daß die Erzeugnisse, so verarbeitet, leichter auf auswärtige Märkte zu bringen, und daß dort die fremden Käufer leichter mit Manufakturwaaren als mit Naturprodukten zu übervortheilen sind. Wo keine Spitzen verfertigt werden, sind Wenige im Stande, den Werth derselben zu beurtheilen. Der Verkäufer kann 40 Schilling verlangen, und vielleicht 30 erhalten, für das, was ihm nur 20 Schilling kostet.

12. Zum Schluß. Es scheint nur drei Wege zu geben, auf welchen eine Nation zum Reichthum gelangen kann. Einmal durch Krieg, indem man, wie die Römer es machten, die eroberten Länder plündert. Das ist freilich nichts anderes, als Räuberei. Zweitens, durch Handel, das ist, in der Regel, durch Betrügerei. Endlich drittens, auf dem einzigen ehrlichen Wege, durch Landwirthschaft, bei welcher der Mensch, durch eine fortlaufende Kette von Wundern, die Gottes Hand zu seinen Gunsten geschehen läßt, als eine Belohnung für sein unschuldiges Leben und seine tugendhafte Betriebsamkeit, aus der dem Schooße der Erde anvertrauten Saat einen wahren Zuwachs empfängt.

---

15. Ueber Handel und Geld.

A. Aus einem Briefe an James Lovell, geschrieben in Passy den 22. Juli 1778.

Sowol zwischen Nationen, als zwischen Privat-Personen, sollte der Handel stets in richti-

gem Verhältnisse bleiben und nur in dem Austausche von Bedürfnissen gleiches Werthes bestehen. Aus dem Bedürfniß des Nachbarn ungerechten Gewinn zu ziehen, das kann freilich augenblicklichen Vortheil gewähren, wird aber in der Folge immer böses Blut machen; und Waaren, die unsere Freunde bedürfen, mit Ausfuhrzöllen zu belasten, ist ein betrügerischer Versuch, Etwas für Nichts zu erhalten. Der Staatsmann, welcher zuerst diese Art der Besteuerung ersann, hatte den Geist eines Taschendiebes, und er wäre unfehlbar ein Taschendieb geworden, wenn das Schicksal ihn in eine dazu passende Lage versetzt hätte. Die Nationen, welche dem Geiste dieser Maßregel gehuldigt und danach gehandelt haben, sind vierfach dafür bestraft worden, wie Taschendiebe bestraft werden sollen. Savoyen hat, durch seine Zölle auf die Ausfuhr des Weines, die Versorgung der Schweiz verloren, und England (um andere Beispiele zu übergehen) hat durch seine Zölle auf die Ausfuhr des Thees den Handel mit seinen Kolonien eingebüßt. Da wir aber kein Bedürfniß und keine Annehmlichkeit des Lebens produciren, die unserm Lande ausschließlich angehörte, und

nicht auch anderswo zu erhalten wäre, so ist die Beschränkung unserer Produktion durch Ausfuhrzölle, und die darin enthaltene Ermunterung anderer Nationen zum Wetteifer in unsern Handelszweigen und nach den von uns besuchten Hafen, eine absolute Thorheit, die in der That mehr oder weniger mit Bosheit vermischt ist. Was mich betrifft, so würde ich, wenn mein Widerstand von irgend einer Bedeutung wäre, gegen jede Beschränkung der Art protestiren, selbst wenn sie als eine Art von Repressalie für nöthig erachtet würde. Das Wesen dieser Maßregel ist in meinen Augen so niedrig, daß ich das Gewissen oder den Charakter meines Vaterlandes unter keiner Bedingung damit befleckt sehen möchte.

B. Eine den 7. Juli 1767 in London geschriebene Note.

Gesetzt, ein Land, X, sei im Besitz von dreierlei Manufakturen, und versorge aus diesen drei andere Länder, A, B und C, mit Wollen-, Seiden- und Eisenwaaren. Es habe aber den Wunsch, den Vertrieb und die Preise

der Wollenwaaren, zu Gunsten seiner eigenen Manufakturisten in diesem Zweige, zu erhöhen.

Zu diesem Zwecke wird nun die Einfuhr der in A. verfertigten Wollenzeuge verboten.

Als Repressalie verbietet man in A. die Einfuhr der Seidenwaaren aus X.

Die Folge ist, daß die Seidenfabrikanten sich über den Verfall ihres Handels beschweren.

Um sie zufrieden zu stellen, wird in X. die Einfuhr der Seidenwaaren aus B. verboten.

In B. werden, zur Vergeltung, die Eisenwaaren aus X. verboten.

Darauf beschweren sich die Eisenarbeiter über den Verfall ihres Handels.

Deßhalb wird wiederum in X. die Einfuhr der Eisenwaaren aus C. verboten, und als Repressalie verbietet C. die Einfuhr der Wollenzeuge aus X.

Was hat man durch alle diese Verbote erlangt?

Antwort: In allen vier Ländern ist der Vorrath oder die Produktion von Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens vermindert worden.

C. Bemerkungen über Stand und Stellung der Kaufleute.

(Aus Franklin's schriftl. Nachlaß).

1. Wenn es möglich wäre, daß Menschen, welche entfernt von einander leben, mit Leichtigkeit ihre gegenseitigen Vorräthe und Bedürfnisse kennen lernen, und bei jeder Gelegenheit zusammentreffen könnten, um ihre Waaren nach billiger Schätzung gegen einander auszutauschen, so würde es keiner vermittelnden Personen, keiner Kaufleute bedürfen, und ein solcher Stand würde wahrscheinlich gar nicht existiren.

2. Da das aber nicht möglich ist, so muß irgend Etwas in's Mittel treten. Zu diesem Ende könnten z. B. die Regierungen eine Anzahl öffentlicher Beamten anstellen, mit der Verpflichtung, sich gründlich und umsichtig von dem überflüssigen Vorrath sowol, als von den Bedürfnissen, in Kenntniß zu setzen, und durch zweckmäßige Vorkehrungen allen, die Vermehrung des allgemeinen Wohls fördernden, Austausch zu bewerkstelligen. Solche Beamte aber, wenn es auch denkbar wäre, daß sie der Lösung der ihnen

zugemutheten Aufgabe wirklich gewachsen wären, würden jedenfalls Gehalte beziehen müssen, deren Betrag ihrer Betriebsamkeit und ihrer Treue angemessen sein müßte.

3. Allein in größern Vereinen, und für die allgemeineren Angelegenheiten der Menschen, sind Beamte der Art nie angestellt gewesen, weil man vermuthlich überzeugt war, daß die treue Erfüllung solcher Amtspflichten doch unausführbar sein würde. Daher scheint es nothwendig, zu gestatten, daß Männer, welche des möglichen Gewinnes halber die Sache unternehmen wollen, die Erzeugnisse der Industrie Anderer aus allen Gegenden zusammenholen oder überall hin ausführen, um auf diese Weise zu jenem nützlichen Austausch behülflich zu sein.

4. Diese Männer müßten aber ihr Interesse darin finden, die Wahrscheinlichkeit der Bedürfnisse und die Mittel und Wege zur Befriedigung derselben zu studiren, und da keine Gehalte oder öffentliche Belohnungen existiren, um ihnen ihre erworbene Geschicklichkeit, ihre Mühe und ihren dem Gemeinwohl geleisteten Nutzen zu vergüten, oder sie für den aus Unerfahrenheit und aus Unglücksfällen entspringenden Verlust zu

entschädigen, so scheint es der Vernunft gemäß, ihnen, zur Ermunterung in ihren Geschäften, freie Hand zu lassen, um so vielen Gewinn daraus zu ziehen, als sie können; und, wo das Geschäft Allen offen steht, wird dieser Gewinn, der Wahrscheinlichkeit nach, selten übermäßig groß sein. Vermuthlich wird auch auf diese Weise das Geschäft zu größerem Vortheil des Allgemeinen geführt werden, und die, welche sich damit befassen, werden mehr ihrem Verdienst gemäß belohnt werden, als es der Fall sein würde, wenn besondere Beamte dazu angestellt wären.

D. Grundsätze der Handelswissenschaft.

(Freiheit und Schutz sind die besten Stützen des Handels. — Betriebsamkeit ist das einzig wahre Mittel, Manufakturwaaren wohlfeil zu machen.)

Motto: Handel wird gewöhnlich als die Basis betrachtet, worauf die Grundpfeiler der Macht dieses Landes errichtet sind und ewig stehen müssen.

Tous les sujets doivent leurs soins et leurs lumières à l'état.

Dedication.

Allen denjenigen, welchen das fortschreitende Wohl dieses Reiches (Großbritanniens) am Her-

zen liegt, ist dieser Versuch, der, wie wir hoffen, nützliche und unwiderlegbare Grundsätze der behandelten Gegenstände enthält, in aufrichtiger Liebe gewidmet.

Im März 1774 *).

Vorwort.

Es ist eine irrige Vorstellung, wenn wir meinen, nur für uns selbst, oder für unser besonderes Vaterland, da zu sein. Der allweise Schöpfer der Welt hat gewollt, daß alle seine Werke in gegenseitiger Abhängigkeit von einander stehen sollen; und wenn wir auch in der Beschränktheit unserer Geistesfähigkeit nicht im Stande sind, die Natur und den Zweck dieser vereinten Kette von Wesen völlig zu verstehen,

*) Dieser Aufsatz floß ursprünglich aus der Feder des Herrn George Whately; allein Franklin, welcher denselben zur Prüfung erhielt, korrigirte so Mancherlei, und setzte so viel Eigenes hinzu, daß sich ein freundschaftlicher Streit zwischen ihen entspann, wer den gegründetsten Anspruch auf die Autorschaft habe. Endlich kamen sie dahin überein, die Schrift ohne Namen zu publiciren, und statt dessen die Worte: »Von einem Freunde des Königs und des Vaterlandes«, dem Titel anzuhängen. (Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.)

so können und sollen wir doch Alles erforschen und erwägen, was auf unsere wechselseitige Abhängigkeit von einander und auf die Quellen und Grundsätze unserer Handlungen Bezug hat.

Durch gründliches Erforschen dieser Dinge werden wir finden, daß unsere Bedürfnisse, wirkliche sowol, als eingebildete, unsere Leidenschaften und unsere Gewohnheiten die Triebfedern unserer ganzen Handlungsweise und die wahren Hebel sind, welche den allgemeinen Verkehr, zwischen Einzelnen, so wie zwischen ganzen Gesellschaften und Staaten, in Bewegung setzen.

Die meisten Schriftsteller über diesen Gegenstand haben sich's angelegen sein lassen, irgend einen besondern Handelszweig, oder irgend eine Lieblingsidee in der Art des Geschäftsganges zu erläutern, und als einzig wahr darzustellen. Wir haben in diesem Versuche mit allem Eifer dahin gestrebt, die Freunde des Handels und der Menschheit überhaupt von einigen herrschenden Vorurtheilen zu befreien, und einige von selbst einleuchtende allgemeine Grundsätze abzuhandeln, in der Ueberzeugung, daß solche Grundsätze, wenn sie richtig sind, für Erörterungen und Folgerungen aller Art als Probirsteine gelten können ꝛc.

§. 1. Was ist Handel?

Handel ist derjenige Verkehr zwischen Nationen oder Individuen, durch welchen wir zu allen den Dingen gelangen, die nach unseren Vorstellungen oder Begriffen, auf eine reelle oder ideelle Weise, uns zum Nutzen oder zum Vergnügen gereichen können.

§. 2. Was wird durch den Handel erzielt?

Die Triebfeder oder der Hebel eines solchen Verkehrs ist nichts anderes, und wird nie etwas anderes sein, als Gewinn, oder die Hoffnung auf Gewinn, weil weder die Gesellschaft noch das Individuum jemals absichtlich ein unvortheilhaftes Geschäft betreiben wird.

Wenn aber Gewinn das Ziel des Handels ist, so muß das ganze Geheimniß desselben darin bestehen, diejenigen Wege zu verfolgen, auf welchen Gewinn oder Vortheil zu erlangen ist.

In Handelsgeschäften kann nicht, wie beim Spiele, vorausgesetzt werden, daß der Eine nothwendig verlieren muß, was der Andere gewinnt; vielmehr kann Jeder gleich viel gewinnen. Wenn A. mehr Korn hat, als er verbrauchen kann, dagegen aber Mangel an Rindvieh; und B. Ueber-

fluß an Rindvieh, aber Mangel an Korn; so gewinnt Jeder beim Tausch, und der allgemeine Vorrath an Lebens-Annehmlichkeiten erhält dadurch einen Zuwachs.

§. 3. Die besten Beförderungsmittel des Handels sind Freiheit und Schutz.

Freiheit und Schutz sind ganz unstreitig die Grundlagen, worauf das Gedeihen des Handels beruhen muß, so gewiß, als eine offene, gute Landstraße die Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs befördert; dagegen giebt es keinen größeren Feind des Handels, als Zwang.

Den Regierungen, welche diese einfachen Grundsätze angenommen haben, ist der größte Vortheil daraus erwachsen.

Wenn die Regenten, im Allgemeinen, die beschränkenden Gesetze aller Art aufheben wollten, so würde der Handel am meisten in solchen Ländern blühen, wo eine glückliche Lage, ein mildes Klima und die Thätigkeit und Betriebsamkeit der Bewohner die Mittel darbieten, zu einem schnellen und nützlichen Verkehr, zu gegenseitiger Befriedigung aller wirklichen, oder eingebildeten Bedürfnisse.

Wenn durch Kriege der Handel in Stockung geräth, so kann es leicht der Fall sein, daß Jeder sich selbst eben so großen Schaden bereitet, als seinem Feinde. Nicht nur die Kaufleute, welche durch ihr Geschäft das Gemeinwohl der Menschheit befördern, sondern auch Landleute und Fischer, die für den Unterhalt Aller thätig sind, sollten nie in ihren Geschäften gehemmt oder behindert werden, sondern, in Kriegs- wie in Friedens-Zeiten, den Schutz Aller genießen.

Diese Politik haben diejenigen, welche wir Barbaren zu nennen belieben, zum Theil angenommen. Die handeltreibenden Unterthanen irgend einer mit dem Kaiser von Marokko im Kriege begriffenen Macht hatten bisher volle Freiheit, in seinen Landen zu wohnen und Geschäfte zu machen, so wie auch unbehindert an den Küsten vorbei zu segeln.

Daß eine solche Politik allgemein angenommen werde, haben wir nicht mehr Ursache zu erwarten, als daß die ganze Welt nach denselben Gesetzen regiert werden wird. Wir sind jedoch der Meinung, daß die Klugheit der Menschen kein Gesetz zu ersinnen vermöge, wodurch ein vortheilhafter Handel wirklich verhindert, oder in

seinem Gange plötzlich aufgehalten werden könne; so wenig, als es möglich sein möchte, auch durch die strengsten Gesetze die Befriedigung des Hungers zu verhindern, sobald irgend eine Gelegenheit dazu sich darbietet.

Nichts desto weniger sollten die verschiedenen Regierungen, in Gemäßheit mit den verschiedenen Gebräuchen und Verfassungen ihrer Staaten, Freiheit und Schutz des Handels beständig im Auge haben, und so viel als möglich ins Leben rufen: denn jedes Gesetz und jede Verordnung, welche die für das wahre Wohl des Staats erforderliche Freiheit beschränkt, oder den in Anspruch genommenen Schutz versagt, muß nothwendig verderblich sein.

Wir wissen Alle, daß in vielen einzelnen Fällen einzelne Personen einen Verkehr oder ein Geschäft treiben können, wodurch das Publikum in einem bestimmten Punkte beeinträchtigt zu werden scheint; und doch kann es vielleicht dem Staate nicht möglich sein, ein solches Geschäft zu verhindern, ohne die Freiheit des Handels zu verletzen. Als Antwerpen belagert ward, versorgte ein Holländer, der noch überdies eine hohe Magistratswürde in Amsterdam bekleidete, die feind-

lichen Spanier mit Waffen, Kriegs- und Lebens-bedürfnissen aller Art, und rühmte sich dessen. So tadelnswerth dies auf den ersten Anblick erscheint, so hatte der Mann, seinen allgemeinen Grundsätzen nach, doch nicht so ganz Unrecht. Er war nämlich in Gefahr, die ganze Ladung durch feindliche Kaper zu verlieren, mithin selbst einen bedeutenden Verlust zu erleiden, während die Feinde Gewinn davon gehabt haben würden. Wenn er sie aber den Feinden verkaufte, so mußte ihm, und folglich indirekte auch dem Staate, dem er angehörte, dies zum Vortheil gereichen. Dieser Holländer pflegte, um zu zeigen, wie wesentlich in seinen Augen die Freiheit des Handels sei, sich eines sehr starken Ausdrucks zu bedienen. So oft die Rede auf jenen Vorfall kam, pflegte er zu sagen: »Ja, ich habe allerdings dem Feinde Waffen zugeführt, und ich würde, um den Handel im Gange zu erhalten, durch die Hölle fahren, wenn mir auch die Flammen meine Segel versengten.«

In der Regel ist es eine irrige Voraussetzung, daß der Feind, wenn wir ihm seine Bedürfnisse nicht zuführen, nicht anderweitig damit versorgt werden könne. Da wir das Unheil, das

er mit den erhaltenen Kriegsbedürfnissen anrichten kann, erdulden müssen, warum sollen wir nicht den Gewinn mitnehmen, der uns aus der Lieferung erwachsen kann?

§. 4. Reelle und ideelle Bedürfnisse.

Wir haben als obersten Grundsatz aufgestellt, was wol Jeder einräumen wird, daß Gewinn, oder Hoffnung auf Gewinn, die Triebfeder alles Verkehrs und Handels ist. Darunter sind begriffen, wie oben schon angedeutet ist, zuvörderst alle Gegenstände des Nutzens, und demnächst die Gegenstände des Vergnügens, des Ehrgeizes und der Mode, mit einem Worte: des Luxus.

Die wahrhaft nützlichen Dinge sind: Eßwaaren, Getränke, Kleidung, Feuerung und Wohnung. Was dahin gehört, kann Jeder sich nach Belieben ausmalen; ein vollständiges Verzeichniß davon würde viel zu weitläuftig sein.

Was die Eßwaaren betrifft, so muß es den Bewohnern eines Landes, wo Ackerbau, Gartenbau und Viehzucht gedeihen können, an Betriebsamkeit zur guten Bewirthschaftung des Landes fehlen, wenn sie, ohne besondere Unglücksfälle,

zu ihrem Unterhalt die Hülfe der Nachbaren bedürfen. Dasselbe gilt vom Getränke, wenn sie sich mit dem begnügen wollen, was aus ihren eigenen Feld- und Gartenfrüchten verfertigt werden kann; und auch von der Kleidung, wenn sie damit zufrieden sind, die aus den Produkten und in den Fabriken ihres eigenen Landes verfertigten Manufakturwaaren zu tragen. Endlich giebts auch nur wenige Länder, die mit den zur Feuerung und Wohnung erforderlichen Materialien nicht versehen wären.

Der wirkliche Mangel an Gegenständen dieser Art wird und muß stets ein Sporn zur Arbeit sein, entweder für das Individuum selbst, welches den Mangel fühlt, oder für Andere, welchen ein Ersatz für ihre Arbeit gegeben wird.

Sobald wir die Gegenstände des Luxus mit in Erwägung ziehen, wird das Feld außerordentlich erweitert, und hier muß man mit gewissenhafter Ueberlegung und Prüfung zu Werke gehen. Der Luxus kann zu einer solchen Höhe gesteigert werden, daß er von Einigen für dem Staate gefährlich gehalten wird; obgleich wir, im Allgemeinen, eine solche Besorgniß für ungegründet halten, insofern nämlich Reichthum dem Luxus,

in allen seinen Zweigen, zum Grunde liegt. Reichthum aber besteht in demjenigen, was ein Staat oder ein Individuum noch übrig hat, nachdem das zur Anschaffung der wesentlichen, wahrhaft nützlichen Bedürfnisse Erforderliche bestritten ist. Dieser Ueberschuß, aus welchen Quellen er auch entspringen mag, würde durchaus und in jeder Beziehung nutzlos sein, wenn nicht die Macht des Vergnügens und der Meinung zu Hülfe käme, und das hervorriefe, was wir ideelle Bedürfnisse nennen wollen; und wenn nicht durch die Neigungen und Leidenschaften, deren Keim die Hand des Allmächtigen in uns gelegt hat, diese ideellen Bedürfnisse uns fast eben so wünschenswerth und unentbehrlich würden, als die obengenannten wahren Bedürfnisse, nämlich als die zum Lebensunterhalt nothwendigen Eßwaaren, Getränke, Kleider, Feuerung und Wohnung.

Wir wiederholen es daher: Aus dem Wunsche und dem Bestreben, dasjenige zu erlangen, was für den Menschen von reellem oder ideellem Nutzen ist, entspringt aller Verkehr oder Handel, zwischen Nationen sowol, als zwischen Individuen; und es scheint unbestreitbar, daß die Er-

zeugnisse der Erde und der Industrie im Allgemeinen alle Gegenstände unseres Bedürfnisses, mithin auch unseres Handels, liefern müssen.

Wenn es nun auch schwerlich zu erwarten ist, wie wir schon früher angedeutet haben, daß die Fürsten eine allgemeine Handels- und Gewerbs-Freiheit gestatten werden, weil sie selten ihr wahres eigenes Interesse kennen, so folgt doch daraus keineswegs, daß nicht bei der Regierung eines betriebsamen Volks gewisse feste Grundsätze befolgt werden sollten; und solcher Grundsätze erlauben wir uns einige hier aufzuführen und zu erörtern.

§. 5. Grundsätze der Verwaltung für ein betriebsames Volk.

Wenn der Ertrag des Landes vermehrt werden soll, so muß dieses durch Menschen und Thiere *) bearbeitet werden. Es ist daher Pflicht und Interesse des Staats, die Fortpflanzung der Menschen und Thiere zu befördern, und die verschiedenen Klassen derselben nach ihren Eigenthümlichkeiten zu ernähren und zu pflegen.

*) Beasts, worunter hier insbesondere Haus- und Lastvieh zu verstehen ist.

Betriebsamkeit sollte in allen Gestalten, in allen Fällen und auf alle Weise gefördert und geschützt, Trägheit dagegen auf jede nur mögliche Weise hintertrieben werden.

Alles, was lebt, bedarf des Unterhalts. Unterhalt kostet Etwas. Wer betriebsam ist, bringt irgend Etwas hervor und bezahlt durch seine Arbeit einen Ersatz für seinen Unterhalt. Er ist daher keine Last, kein Druck für die Gesellschaft. Die Trägen aber sind für den Staat nichts anders, als nicht zu vergütende Unkosten.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß jede Art der Beschäftigung, welche, auch bei öfterer Unterbrechung, ohne Nachtheil betrieben werden kann, jede Arbeit, die mehrmals an einem Tage begonnen und an die Seite gelegt werden kann, ohne darunter zu leiden, wie Spinnen, Stricken, Weben rc., sehr vortheilhaft für ein Land sein müssen, weil dabei die müßigen Stunden, die im Familienleben, zwischen den gewöhnlichen und nothwendigen Beschäftigungen der Frauenzimmer, täglich vorzukommen pflegen, wie z. B. zwischen Aufstehen und Frühstücken, zwischen dem Frühstück und den Vorbereitungen zum Mittagsessen rc., alle nützlich ausgefüllt

werden können. Die Summe aller dieser Zeittheilchen ist im Laufe des Jahres sehr bedeutend, weßhalb es auch in dieser Beziehung sehr heilsam ist, der göttlichen Vorschrift zu folgen: Sammlet die Brocken, daß nichts verloren gehe. Verlorene Zeit ist verlorener Unterhalt und daher verlorener Schatz. Manche Familie hat durch Benutzung solcher müßigen Stunden und Viertelstunden in einem Jahre viele Ellen Leinewand gewonnen.

Es war ein schönes Wort, das ein Kaiser von China sprach: »Ich will, wo möglich, keinen Müßiggang in meinem Reiche dulden; denn wenn ein Mensch müßig ist, muß dafür irgend ein Anderer Hunger und Kälte leiden.« Der Sinn dieser Worte war, nach unserer Meinung, daß die Arbeit, welche jeder Einzelne dem Staate schuldig ist, von dem Müßigen aber versäumt wird, natürlich den Anderen anheim und zur Last fallen müsse.

Alles, was dazu beitragen kann, durch nützliche Thätigkeit irgend Etwas dem Lande abzugewinnen oder zu verfertigen, womit andere Nationen versorgt werden können, sollte möglichst befördert werden; und wenn es in einem Lande an Materialien fehlt, um die Bewohner zu be-

schäftigen, so sollten alle Mittel angewandt werden, das Fehlende herbeizuschaffen. Gold und Silber, diese Zeichen des Reichthums, sind bei weitem nicht so nützlich, als Stoffe zum Verarbeiten, und es ist offenbar vortheilhaft, diese für jene einzutauschen.

Das sind, unserer Ansicht nach, unumstößlich richtige Grundsätze, die eine weise Regierung ihren Beschlüssen zum Grunde legen muß.

Von Vielen ist es als eine vortreffliche und nothwendige Maßregel gepriesen worden, den Verbrauch der Erzeugnisse fremder Länder für ideelle Bedürfnisse zu erschweren, besonders wenn sie nicht gegen Erzeugnisse und Fabrikate des eigenen Landes eingetauscht werden können. Nach dem Hauptgrundsatze der Handelsfreiheit können wir eine solche Maßregel nicht gut heißen; denn unfehlbar wird der Luxuriöse solche fremde Erzeugnisse verbrauchen, und der, seinen Gewinn verfolgende, Kaufmann wird sie ihm verschaffen; das werden Einfuhrverbote oder schwere Zölle nie verhindern. Wenn wir jedoch, für einen Augenblick, der Lehre beipflichten sollen, so bemerken wir, daß es nur ein Mittel geben möchte, den

Gebrauch ausländischer Waaren wirklich in Abnahme zu bringen, nämlich: die Entbehrung derselben unter den Reichen und Großen des Landes zur Mode zu machen.

Wenn wir die Sache klar durchschauen, so möchte es kaum möglich sein, ohne Betrug oder Raub die Erzeugnisse fremder Länder auf eine andere Weise zu erhalten, als durch Eintausch gegen die Produkte des eigenen Landes oder der eigenen Betriebsamkeit. Wenn wir Gold- und Silber-Bergwerke besitzen, so können Gold und Silber Erzeugnisse unseres Landes genannt werden; wenn wir keine besitzen, so können wir diese edlen Metalle nur erhalten, indem wir die Erzeugnisse oder Fabrikate unseres Landes dafür hingeben. Haben wir sie für die letzteren erhalten, so sind sie nichts anderes, als diese Erzeugnisse selbst in einer anderen Gestalt, die wir nun, wenn unser Handel es erfordert und unsere anderen Erzeugnisse nicht passend dazu sind, als Tauschmittel für die Erzeugnisse eines anderen Landes hingeben können, welches uns liefert, was wir bedürfen oder wünschen. Sobald wir, bis zu einem unverhältnißmäßigen Grade, unser Gold und Silber weggegeben haben, wird unsere

Betriebsamkeit von Neuem gespornt, mehr herbei zu schaffen, um auf dieselbe Weise wieder dieselben Vortheile erlangen zu können.

§. 6. Betriebsamkeit ist für den Handel wichtiger, als Geld.

Es ist eine oft und eifrig vertheidigte, aber dennoch irrige Lehre, daß die Wohlfeilheit der Lebensmittel auch die Manufakturwaaren wohlfeil machen müsse, und daß Ueberfluß an Geld zur Förderung und Erweiterung des Handels führe. Wir wollen zu beweisen suchen, daß Beides nur durch Betriebsamkeit bewirkt werde.

Die Vorsehung hat in ihrer Weisheit verfügt, daß die Menschen verschiedene Wege gehen und verschiedene Beschäftigungen haben, und daß die Reichen und Armen durch verschiedene reelle oder ideelle Bedürfnisse angetrieben werden sollen. Es gränzt an die Unmöglichkeit, daß die Reichen nicht das Verlangen oder den Wunsch haben sollten, noch mehr zu besitzen, oder daß die Armen sich nicht gezwungen fühlen sollten, zu erwerben, was zur Befriedigung ihrer wirklichen Bedürfnisse erforderlich ist. Wenn die Reichen sich die Befriedigung ihrer Wünsche versagen, so nützt

ihnen der Reichthum, so fern sie keinen Gebrauch davon machen, nicht mehr, als das Erz in einer verlassenen Mine. Wenn der Arme durch die Arbeit eines Tages sich seinen Unterhalt für zwei Tage verschaffen kann, und die Hälfte seiner Zeit müßig sitzt, so ist er, während dieser müßigen Zeit, für die Gesellschaft nichts anderes, als ein Mönch oder ein Krüppel. Wenn das Verlangen, seine Habe zu vergrößern, den Reichen belebt, so wird er auf eine industriöse Weise seinen ganzen Reichthum anwenden. Wenn der Mangel an Lebensmitteln den Armen treibt, seine ganze Zeit zu nützlicher Arbeit zu verwenden, so muß er nothwendig durch seinen Fleiß mehr produciren, als wenn er nur die halbe Zeit arbeitet. Daraus scheint zu folgen, daß Gewinn die ursprüngliche Triebfeder, und daß Betriebsamkeit und das Verlangen, die Bedürfnisse zu befriedigen, die vermittelnden Triebfedern alles Verkehrs oder Handels sind. Wir müssen jedoch bemerken, daß eine wahrhaft weise Regierung, so weit das allgemeine Wohl es gestattet, stets eben so sehr bemüht sein sollte, für einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln zu sorgen, wodurch Menschen und Thiere gesund und kräf-

tig erhalten werden, als die Industrie zu beför-
dern; denn diese kann keinen guten Fortgang ha-
ben, ohne die aus dem reichlichen Vorrath der
Lebensmittel erwachsende Kraft.

Die unteren Volksklassen arbeiten in der
Regel nicht aus Lust, sondern aus Noth. Wohl-
feilheit der Lebensmittel macht sie müßiger; da-
her wird dann weniger Arbeit verrichtet, — die
Arbeiter werden mithin mehr gesucht und bald
auch besser bezahlt. Theurung der Lebensmittel
hingegen nöthigt den Arbeiter, seine Thätigkeit
zu vermehren; die nächste Folge davon ist, daß
mehr Arbeit verrichtet wird, als der gewöhnliche
Bedarf erheischt; und dann sinkt die Arbeit im
Preise. Mithin werden die Erzeugnisse und Fa-
brikate durch Wohlfeilheit der Lebensmittel theu-
rer, durch Theurung derselben wohlfeiler *).

---

*) Diese, so wie mehrere andere Bemerkungen in die-
sem Aufsatze, sind in besonderer Beziehung auf Eng-
land geschrieben, wo die Betriebsamkeit eine Richtung
genommen hat, die keineswegs auf den Vortheil des
einzelnen Arbeiters berechnet ist, wo vielmehr ein-
zelne große Kapitalisten die Betriebsamkeit von Tau-
senden zu ihrem alleinigen Vortheil verwenden. Diese
Tausende, die ausschließlich von ihrer Arbeit das
Leben fristen, und, des kärglichen Lohnes wegen, nie
im Stande sind, etwas für ihr hohes Alter oder

Was den Satz betrifft, daß Ueberfluß an Geld zum Vortheil des Handels und der Manufakturen gereiche, so muß jeder in diesem Fache Bewanderte wissen, daß die Münze, die man in der Regel unter dem Ausdruck Geld zu verstehen pflegt, und die in jedem Staate eine andere ist, keinesweges als die Triebfeder des Verkehrs oder Handels der Welt im Allgemeinen betrachtet werden kann. Gold und Silber in Barren, oder in ungeprägten Massen, könnte eher dafür gelten, da sie, in Hinsicht des Werthes, eine, weniger als irgend etwas Anderes, dem Wechsel unterworfene Waare sind. Zwar kann auch die Münze, im Umsatz des Handels, zu einer Waare gemacht werden, sie eignet sich aber weit weniger dazu, weil die einzelnen geprägten Stücke durch den beständigen Gebrauch sich abreiben und an Gewicht verlieren.

Man kann daher behaupten, daß die Münze eigentlich nur von Nutzen sein kann als ein all-

---

für ihre Kinder zu erübrigen, bleiben daher stets abhängig von ihren Brodherren, und wo Arbeit die einzige Beschäftigung und bloßer Lebensunterhalt die einzige Hoffnung ist, da muß Müßigkeit ein Genuß werden.

gemein anerkanntes Maß, nach welchem alle Arten von Waaren ein- und ausgetauscht werden; und gewiß ist es, daß die Münze nicht zu denjenigen Dingen gezählt werden kann, die allein von wahrem Nutzen sind. Nun wollen wir annehmen, die gangbare Münze bestehe in nichts als Marken oder Zahlpfennigen, und jeder Arbeiter besitze eine beliebige Anzahl solcher Marken; wird deßhalb irgend eine Arbeit mit Eifer betrieben werden, oder wird mehr Arbeit verrichtet werden, als wenn durch die Arbeit gerade nur so viele Marken erworben werden können, als erforderlich sind, um die wirklichen Bedürfnisse dafür einzutauschen? Gewiß nicht. Nur das Verlangen, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, kann die Betriebsamkeit beleben, den Handel in Gang setzen und einen Ueberfluß an Manufakturwaaren (oder anderen Erzeugnissen) zu Wege bringen.

Nichts desto weniger ist es die Pflicht der Regierung, Münzen oder Marken von verschiedenen Arten und Benennungen prägen zu lassen, damit, beim Abschluß der verschiedenen Tauschgeschäfte, das Kostbarste aller Dinge, die Zeit, nicht unnützerweise verschwendet werde. Der reichliche oder geringe Vorrath an solcher Münze

kann aber nicht ganz vom Willen einer Regierung abhangen, sondern wird mit bedingt durch den allgemeinen Umlauf und Gang des Handels, welcher, ohne Nachtheil, die Münze zur Waare machen kann; so wie man zugeben muß, daß die edlen Metalle, aus welchen solche Münzen hauptsächlich verfertigt werden, nichts anderes sind, als Waaren, die aus Ländern, wo Bergwerke sind, von anderen, wo solche nicht sind, gegen einheimische Erzeugnisse oder Fabrikate eingetauscht werden.

§. 7. Von Silbermünzen und dem zu geringen Vorrath davon.

Der Satz, daß die Wohlfahrt eines Staates davon abhänge, all sein Gold und Silber, in Barren oder Münzen, für sich zu behalten, beruht in der That auf sehr engherzigen Grundsätzen. Alle Republiken, die wir kennen, waren weise genug, nicht so zu denken. Spanien, diese große Silberquelle, hat in neuerer Zeit mit allem Recht die Ausfuhr des Silbers gegen eine Abgabe gestattet, wie es die Engländer mit ihrem Blei und Zinn machen; allein auch vor dieser Erlaubniß konnten die Strafgesetze in Spa-

nien die Ausfuhr nicht verhindern; denn das Silber war eine Waare, welche dieses Königreich für die ihm fehlenden Erzeugnisse anderer Länder hinzugeben genöthigt war.

Wenn es Spanien und Portugall gelungen wäre, ihre thörichten Gesetze, um, wie Locke sagt, den Kuckuck einzusperren, durchzuführen, und all ihr Gold und Silber für sich zu behalten, so würden diese Metalle gegenwärtig nicht viel mehr werth sein, als Blei und Eisen; so sehr würde der Ueberfluß den Werth verringert haben. Wir sehen also, wie unverständig solche Gesetze sind. Aber unsere eigenen Prohibitiv- und Restriktiv-Gesetze, die angeblich in der Absicht gegeben worden sind, um aus unserem Handel mit dem Auslande einen Ueberschuß in Geld zu erzielen, und die Gesetze, welche der Nothwendigkeit der Ausfuhr dieses Geldes vorbeugen sollen, wodurch, wenn sie vollständig ausgeführt werden könnten, mit der wachsenden Masse des Geldes der Werth desselben verhältnißmäßig sinken müßte; — diese Gesetze, meinen wir, sind im Grunde nicht besser, als jene Spanischen Edikte, — Verkehrtheiten von derselben Gattung.

In Großbritannien ist, im Vergleich mit

den Nachbarstaaten, eine, im Verhältniß zum Goldvorrath, zu geringe Quantität von Silbermünzen in Umlauf, so daß diese nothwendig zur Waare werden müssen, und zwar nicht nur für die Ausfuhr, sondern auch im Lande für diejenigen Fabriken, in denen Silber verarbeitet wird. Wenn es in größeren, ungeprägten Massen liegen bliebe, würde das schon weniger der Fall sein. Man könnte aber die Sache leicht verhindern, ohne irgend einen Nachtheil für das Publikum, und ohne die bisher gültige Probe zu ändern, was nie geschehen sollte. Man brauchte nämlich nur zu verfügen, daß, anstatt zwei und sechzig, wie bisher, künftig fünf und sechzig Schilling Sterling aus einem Pfund probehaltigen Silbers geschlagen werden sollten. Doch müssen wir bemerken, daß auch dann die Ausfuhr oder das Einschmelzen, mit einem Worte: das zur Waare werden des Silbers durch keine Gesetze zu verhindern sein dürfte, sobald es durch außerordentlichen Bedarf so im Werthe steigt, daß es auch zum Preise von fünf und sechzig Schilling per Pfund noch mit Vortheil ausgeführt oder in den Fabriken verarbeitet werden könnte.

§. 8. Von anderen Münzen und Papiergelde.

Die Falschmünzer haben, mit dem Risiko, gehängt zu werden, eine Maßregel ausfindig gemacht, deren Annahme, nach unserer Meinung, theilweise wenigstens, den Regierungen empfohlen zu werden verdient. Sie prägen kleinere Silbermünzen von so geringem Gehalte, daß sie zehn und vierzehn Procent und noch mehr dabei gewinnen, und setzen diese in Umlauf. Daß solche leichte Münzen, obgleich das Publikum damit betrogen wird, dennoch von Nutzen sind, liegt am Tage. Die Regierung wird natürlicher Weise alles Mögliche thun, um diese offenbare Spitzbüberei zu entdecken und zu verhindern. Kann man nun einerseits verlangen, daß das Publikum die Last dieses Betruges tragen solle? Und doch wird dasselbe andererseits zum Gebrauche der ungesetzlichen Münze gleichsam gezwungen, insofern kein Vorrath von gesetzlicher Münze vorhanden ist. Daß es in der Macht der Regierung stehe, das oben erwähnte unrichtige Verhältniß der Silbermünze zu verbessern, oder vielmehr das richtige Verhältniß wieder herzustellen, kann keinem Zweifel unterworfen sein; ob aber die Staatskasse oder jeder Einzelne, der eben im

Besitze solcher Münzen ist, den Verlust des Umprägens tragen solle, das möchte nicht so leicht zu entscheiden sein; da man mit Grund sagen kann, daß jede Privatperson es in ihrer Macht habe, irgend eine Münze, die das gesetzlich bestimmte Gewicht nicht hat, zu nehmen oder nicht zu nehmen. Wer sie nimmt, thut das zu seinem eigenen Schaden, und muß die Folgen tragen. Dagegen aber läßt sich wieder anführen, daß eine unverhältnißmäßig geringe Anzahl gesetzlicher Münzen vorhanden ist, und daß es außerdem fast unmöglich sei, den Umlauf der leichten Münze zu verhindern, oder daß dieser Umlauf wenigstens nicht verhindert werde. Man wird vielleicht einräumen, daß, da der Gebrauch der Münze zum öffentlichen Wohl bestimmt ist, jeder Verlust, welcher entweder durch Abnutzung oder selbst durch Feilen an den Münzen entsteht, dadurch wieder gut gemacht werden sollte, daß, nach Verlauf einer bestimmten Zeit nach der Prägung, die in Umlauf befindlichen Münzen eingefordert und zum Nachtheil der Staatskasse als vollgültig in Empfang genommen würden. Wir wissen sehr wohl, welch ein weites Feld dadurch allen denjenigen eröffnet werden könne, die

gute Münzen abfeilen oder zu leichtes Geld prägen, sind aber auch der Meinung, daß diesem Uebel in bedeutendem Grade abgeholfen werden könne, wenn von Anfang herein die rechten Maßregeln dawider ergriffen würden.

Es scheint uns nicht unpassend, hier zu erwähnen, daß es gleichgültig sei, ob Silber oder Gold als Norm zur Bestimmung des Gehalts angenommen werde; doch scheint es uns das Natürlichste, bei dieser Wahl dem seltensten und kostbarsten Metalle auch hierin den Vorzug zu geben.

Kupfer ist unstreitig auch ganz geeignet zu Münzen, wenn es in passender Feinheit und verhältnißmäßig-richtigem Gewicht ausgeprägt wird. Der Nutzen wird sich aber auf den kleinen Tauschhandel der Individuen beschränken, und mehr, als dazu erforderlich ist, sollte nicht geprägt werden.

Der Umlauf des Papiergeldes ist von großem Nutzen, weil dadurch bedeutende Zeitersparung möglich wird, und diejenigen, welche sonst nichts zu thun haben, als Münzen zu zählen und zu wägen, anderweitig und nützlicher beschäftigt werden können, sobald man im Stande ist, mit ein

paar kleinen Stückchen Papier eine große Zahlung zu machen. Wer Papiergeld ausstellt, muß natürlich so viel in Besitz haben, als erforderlich ist, um dasselbe, dem darauf bezeichneten Werthe nach, einzulösen. Und kann man mit irgend einer Münze mehr bezwecken, als den darauf bezeichneten Werth wirklich dafür erhalten zu können?

Keiner Regierung ist es möglich, den Umfang des Papier-Kredits, dessen die Unterthanen zu ihrem Verkehre bedürfen, zu beschränken oder zu bestimmen. Eben so gut könnte es einer Regierung einfallen, Gesetze vorzuschreiben für die Operationen und dem Vertrauen eines jeden Einzelnen, bei seinen Handelsgeschäften selbst. Die Heilung eines jeden scheinbaren Uebels, das daraus entsteht, muß dem natürlichen Gange der Dinge anheim gestellt bleiben.

§. 9. Von Wechseln.

Da nach unserer Ansicht einige Grundsätze, in Betreff des Wesens der Wechsel, auf eine irrige Weise dargestellt, andere aber neuerlich aufgestellt worden sind, die nur dazu dienen können, die Sache noch dunkler zu machen, so wollen

wir hier in der Kürze einige dahin gehörige, unserer Meinung nach von selbst einleuchtende, Grundsätze zusammenfassen.

Das Wechselgeschäft, zwischen einem Lande oder einem Orte und einem andern, besteht in Folgendem. Irgend Jemand hat von einem bestimmten Orte eine Summe Geldes zu erhalten, und daher einen Wechsel auf diesen Ort ausgestellt, den er zu verkaufen wünscht; ein Anderer soll Geld dahin senden, und kommt deßhalb mit Jenem überein, ihm den Wechsel abzukaufen. Er erhält ihn zu einem vorher bestimmten Preise, welcher der Cours des Wechsels ist. Mit diesen Wechselpreisen verhält sichs, wie mit den Waarenpreisen. Wenn auf dem Geldmarkte Mangel an Wechseln ist, sind sie theuer, wenn Ueberfluß da ist, sind sie wohlfeil.

Wir halten es für überflüssig, uns hier über die verschiedenen Course und Benennungen der Wechsel zu verbreiten, wie sie durch Gewohnheit festgestellt worden sind; das wird auf den Schulen gelehrt. Einige Worte aber möchten an ihrer Stelle sein über die irrige Lehre, daß durch Gesetzesmacht ein bestimmter, unveränderlicher Wechselcours zwischen den verschiedenen Ländern

festgestellt werden sollte, um den laufenden Werth der Wechsel eben so beständig zu machen, wie den Gehalt der Münzen.

Wir haben weiter oben schon angedeutet, daß der Cours der Wechselzahlungen nach Ueberfluß oder Bedarf sich richten müsse; und, genau erwogen, würde dieser Grundsatz zur Bestimmung des ganzen Verhältnisses ausreichen; wir wollen aber noch hinzufügen, daß keine menschliche Macht im Stande sei, die fast unzähligen Fluctuationen im Handel im Voraus zu beurtheilen, welche bald in direkter, bald in indirekter Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Ländern begriffen sind; daß mithin auch kein Staat und keine Regierung sich anmaßen könne, die Preise vorher zu bestimmen, welche entweder für die laufenden Wechsel oder für die aus- und einzuführenden Waaren bezahlt werden sollen. In Betreff der letztern wollen wir eine Ausnahme gestatten für diejenigen Artikel, die nur als Gegenstände eines Monopols in den Handel kommen; allein das begründet keine Anwendung auf den Verkehr im Allgemeinen, zu dessen Beförderung (was nicht oft genug wiederholt werden kann) Freiheit und Sicherheit wesentlich nothwendig sind.

Eine andere vortreffliche Lehre, über welche die Theoristen sich mit Eifer zu verbreiten pflegen, ist die, daß das Verhältniß des Wechselcourses zwischen zwei Ländern, oder der Umstand, ob derselbe in dem einen oder andern über oder unter Pari stehe, stets ein sicheres Zeichen abgebe, ob der wechselseitige Handel vortheilhaft oder unvortheilhaft sei. Es muß nothwendig eingeräumt werden, daß im Handel nichts hingegeben wird, ohne eine verhältnißmäßige Vergütung oder Entschädigung; das Maß der letztern aber ist zwischen den verschiedenen Ländern so ungleich und veränderlich, daß es geradezu unmöglich ist, einen allgemeinen Punkt zu fixiren, von welchem aus die Berechnungen mit Sicherheit geführt werden könnten. Wenn daher auch zu irgend einer Zeit der gewöhnliche Wechselcours mehr als ein paar Procent steigen oder fallen sollte, so kann das ausschließlich auf zufälligen Handels-Konjunkturen beruhen, und durchaus zu keinem andern Schlusse berechtigen, als daß das Verhältniß des gegenseitigen Handels *für den Augenblick* günstig oder ungünstig stehe, was jedoch im Allgemeinen von gar keiner Bedeutung ist, da eine eben so zufällige Konjunktur sehr

schnell wieder ein entgegengesetztes Verhältniß bewirken kann. Alle für die Dauer berechneten Folgerungen aus Umständen, die, ihrer Natur nach, einem fortwährenden Wechsel unterworfen sind, können nur dazu dienen, in Verlegenheit zu setzen und irre zu führen.

Was den Handel im Allgemeinen betrifft, so glauben wir, daß unsere Grundsätze für alle Nationen gültig sind, und daher von allen Regierungen beachtet werden sollten. Wir wollen uns eben so wenig in Diskussionen über jeden einzelnen Punkt einlassen, als es unsere Absicht ist, diejenigen Grundsätze genau zu prüfen, auf welchen im Allgemeinen die Monopole beruhen. Daß die Weisheit der Regierungen jede nach diesen Grundsätzen in Vorschlag gebrachte Verordnung mit der größten Genauigkeit prüfen und wägen sollte, um zur Ueberzeugung zu gelangen, ob dieselbe mit dem allgemeinen Besten übereinstimme, — das scheint sich von selbst zu verstehen. Schon Salomo hat gesagt, man solle dem Kaufmanne in Betreff seines Gewinnes keinen Rath ertheilen. Dabei konnte er wohl nichts Anderes im Sinne haben, als den Vortheil der Kaufleute selbst, der — wir wiederholen es noch-

mals — stets die Triebfeder ihrer Handlungen sein muß. Nichts desto weniger sollte sich die Regierung von einem Jeden specielle Auskunft zu verschaffen suchen, nicht nur von solchen, die gegenwärtig noch Geschäfte treiben oder in besondern Handelszweigen interessirt waren, sondern auch selbst von denen, welche die Sache nur theoretisch und spekulativ untersucht haben.

Im Allgemeinen wäre es vielleicht das Beste, wenn die Regierung sich gar nicht in die Handels-Angelegenheiten mischte, sondern sich darauf beschränkte, allen Handel zu beschützen, und ihn seinen Gang gehen zu lassen. Die meisten Gesetze, Verordnungen, Statuten, Edikte, Plakate rc., die von Parlamenten, Fürsten und Staatsbehörden zur Regulirung, Leitung oder Beschränkung des Handels verfügt worden sind, waren, unserer Ansicht nach, entweder politische Fehlschüsse und Verirrungen, oder, unter dem Vorwand der Gemeinnützigkeit, von schlauen Köpfen zu ihrem Pivatvortheile erschlichene Maßregeln. Als Colbert einige alte kluge Kaufleute in Frankreich befragte, was er thun könne, um den Handel zu befördern, gaben sie ihm, nach vorhergegangener Berathung, die kurze Antwort:

Laissez nous faire: Laßt uns selber machen (was wir wollen); und der ähnliche Satz: pas trop gouverner: nicht zu viel regieren, findet wol nirgends eine richtigere Anwendung, als in Bezug auf den Handel. Sehr wünschenswerth scheint es daher, daß der Handel zwischen allen Ländern der Welt so frei wäre, als zwischen den verschiedenen Grafschaften Englands; dann würden Alle, hinsichtlich der Lebens-Annehmlichkeiten, durch wechselseitige Mittheilungen gewinnen. Die Nationen würden sich dadurch eben so wenig zu Grunde richten, als jene Grafschaften durch ihren freien Verkehr es thun; und in der That durch Handel, wenn das Verhältniß desselben scheinbar auch noch so ungünstig war, ist noch nie das Wohl einer Nation untergraben worden.

Die Einfuhr wünschenswerther Luxusartikel wird überall zur Betriebsamkeit anreizen, und mithin Wohlstand und Ueberfluß hervorbringen. Wo dagegen nur die nothwendigen Bedürfnisse verkauft werden dürfen, da werden die Menschen nicht mehr arbeiten, als zur Erlangung dieser erforderlich ist.

---

16. Ueber den Schleichhandel und die verschiedenen Arten desselben.

Ein Schreiben an den Herausgeber der Zeitschrift: London Chronicle *).

Mein Herr!

Es giebt viele Menschen, die gern für rechtliche Leute gehalten werden möchten und sich wol gar selbst dafür halten, und dennoch in einzelnen Punkten gegen die Rechtlichkeit sich versündigen, indem sie, bald einer herrschenden Mode wegen, bald aus bloßem Leichtsinn, die Gebote dieser Tugend übertreten; so daß sie nur theilweise, nicht im Allgemeinen, rechtlich genannt werden können. Einer z. B., der es verschmähen würde, den Andern im Handel zu übervortheilen, macht sich vielleicht kein Gewissen daraus, ihn dann und wann ein wenig beim Kartenspiel zu hintergehen; ein Anderer dagegen, der beim Kartenspiel die strengste Redlichkeit beobachtet, freut

---

*) Aus dem London Chronicle vom 24. November 1767, abgedruckt in Posthumous writings of B. F.

sich laut, wenn er einen Anderen im Pferdehandel betrügen kann. Allein es giebt keine Art von Unredlichkeit, welcher sich Leute von übrigens unbescholtenem Charakter leichter und öfter schuldig machen, als der Betrügerei gegen die Regierung, indem sie die Einkünfte derselben, wenn die Gelegenheit sich darbietet, durch Schleichhandel schmälern, oder diesen dadurch befördern, daß sie den Schmugglern ihre Waaren abkaufen. Noch vor Kurzem ward ich auf diese Betrachtungen geführt, als ich zwei Männer von unbescholtenem Rufe über ein kleines Landgut sprechen hörte, welches der Eine kaufen, der Andere verkaufen wollte. Der Letztere bemerkte in seiner Anpreisung ausdrücklich die günstige Lage des Hofes am Meeresufer, in einer Gegend, wo Schleichhandel getrieben werde, wo es mithin nicht an Gelegenheit fehle, kostspielige Gegenstände des häuslichen Bedarfs, wie Thee, Kaffee, Chokolade, Wein, Spitzen, Französische Seidenzeuge, mancherlei Indische Waaren &c., um zwanzig bis dreißig, manche sogar um funfzig Procent wohlfeiler zu kaufen, als man sie im Innern von den Kaufleuten erhalten könne, welche die Zölle bezahlen müßten. Der andere ehrliche Mann räumte

ohne Weiteres ein, daß dies ein Vorzug sei, und hatte nur dagegen zu erinnern, daß der Verkäufer denselben bei seiner Forderung gar zu hoch in Anschlag bringe. Beiden fiel es gar nicht ein, es für schimpflich zu halten, sich mit einem Schleichhändler einzulassen, wenn man von diesem seine Bedürfnisse wohlfeiler beziehen könne, als auf dem gewöhnlichen Wege.

Zu einer Zeit, wo die Last der Nationalschuld und die zur Unterhaltung der unentbehrlichen Land- und Seemacht erforderlichen großen Kosten nicht nur die Fortdauer der alten Abgaben, sondern auch häufig genug die Ausschreibung neuer nöthig machen, könnte es vielleicht von einigem Nutzen sein, diesen Gegenstand aus einem, dem Anscheine nach, noch ungewöhnlichen Gesichtspunkte zu betrachten.

Das Volk von Großbritannien erfreut sich, unter der glücklichen Verfassung dieses Landes, eines Vorrechts, dessen nur wenige andere Länder sich rühmen können, nämlich: der Wahl des dritten Zweiges der Gesetzgebung, welchem allein die Macht beiwohnt, die Abgaben zu bestimmen.

Wenn daher die Regierung für das Gemeinwohl, für das National-Interesse, für die Si-

cherheit der Freiheiten, des Eigenthums, der Religion und Alles dessen, was uns werth und theuer ist, es nothwendig erachtet, daß jährlich eine gewisse Summe durch Auflagen, Zölle und dergleichen aufgebracht und zur Beförderung jener Zwecke an die Staatskasse entrichtet werde; wie wäre es da denkbar, daß ein redlicher Mann zu diesem nothwendigen Aufwande nicht gern und willig seinen Antheil beitrüge? Kann er auf den Charakter der Redlichkeit Anspruch machen, wenn er der Bezahlung seines Antheils, durch List und Betrug, ganz oder theilweise zu entgehen sucht?

Was würden wir von einem Manne sagen, der Abends mit seinen Freunden im Wirthshause tafelte, Alles mit ihnen genösse und dann durch eine List versuchte, die Andern für ihn mit bezahlen zu lassen, selbst aber frei auszugehen? Wenn ein Solcher, sobald man seinen Willen, die Andern zu hintergehen, entdeckte, unfehlbar ein elender Wicht genannt werden würde, — welchen Namen verdient dann derjenige, welcher die unschätzbaren Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft genießt, und dennoch der Entrichtung seines rechtmäßigen Beitrages zu den Staatsbedürfnissen, obgleich dieser durch seinen eigenen

Repräsentanten im Parlamente bestimmt ist, durch eigenen Schleichhandel, oder Verkehr mit anderen Schmugglern, zu entgehen, und seinen Antheil ungerechter Weise den redlichern und vielleicht weit bedürftigern Mitbürgern aufzubürden sucht? — Vielleicht würde ein solcher Mann mir sagen: er verachte meine Beschuldigung, er denke nicht daran, seine Mitbürger zu beeinträchtigen, nur den König betrüge er ein wenig, und der könne den Verlust wohl tragen. Das ist aber ein Irrthum. Die Staatskasse ist nichts Anderes, als die Nationalkasse, deren Einkommen zum Besten der Nation verwendet wird; und wenn, irgend einer nothwendigen öffentlichen Angelegenheit wegen, eine Abgabe erhoben wird, die, in Folge des Schleichhandels, die verlangte Summe nicht einbringt, und nun, um diesen Ausfall zu decken, eine neue Auflage verordnet werden muß, so ist diese letztere, die eigentlich für Andere bezahlt wird, wenn auch ihr Belauf für den Einzelnen noch so gering wäre, ihrem Wesen nach nichts Anderes, als eine Beutelschneiderei, welche von den Schleichhändlern und deren Theilnehmern und Helfershelfern indirekte an ihren Mitbürgern verübt wird. Sind

die Schmuggler also etwas Besseres oder etwas Anderes, als Taschendiebe? Und was für gemeine, niedrige Diebe sind es, die sich nicht schämen, Groschen und Pfennige aus den Taschen ihrer Mitbürger zu stehlen.

Was ich aber eben sagte, könnte, wider meinen Willen, so ausgelegt werden, als wenn ich der Meinung wäre, den König zu betrügen, sei ein geringerer Verstoß gegen die Redlichkeit, als das Publikum zu betrügen. Dagegen muß ich mich verwahren. König und Publikum sind in diesem Falle nur verschiedene Namen für eine und dieselbe Sache. Wenn wir aber auch den König abgesondert betrachten, so wird das Verbrechen nicht geringer; es kann dem Räuber nicht zur Rechtfertigung dienen, daß der Beraubte reich und daher den Verlust zu tragen im Stande war. Der König hat eben so viel Anspruch auf Gerechtigkeit, als der geringste seiner Unterthanen; und insofern er in der That der gemeinsame Vater seines Volkes ist, so trifft denjenigen, welcher ihn beraubt, der Fluch, welchen die heilige Schrift gegen den Sohn ausspricht, »welcher seinen Vater bestiehlt und sagt: das sei nicht Sünde.«

So niedrig aber der Schleichhandel auch ist, so sehen wir doch täglich, daß Personen von Stand und Vermögen, des kleinsten Vortheils wegen, sich dieser Untugend schuldig machen. Schämt sich wol eine Dame, einen ihr bekannten Herrn zu bitten, ihr, wenn er von seiner Reise ins Ausland heim komme, Seidenzeug oder Spitzen aus Frankreich oder Brabant einzuschmuggeln? Schämt sich wol ein Herr, einen solchen Auftrag anzunehmen und auszurichten? Nicht im Geringsten; und noch obendrein sprechen Beide ganz offen davon, selbst im Beisein Anderer, denen sie, durch diese Betrügerei, indirekte das Geld aus den Taschen stehlen.

Unter andern Zweigen des Staats-Einkommens ist auch der Ertrag des Postwesens, durch ein neues Gesetz, zur Tilgung der Staatsschuld bestimmt worden, und nur die Parlamentsglieder und einige wenige Staatsbeamte haben das Privilegium der Postfreiheit behalten. Wenn irgend ein Brief, der nicht von diesen Herren selbst, oder in ihren Angelegenheiten geschrieben ward, durch sie postfrei gemacht wird, so ist das eine Beeinträchtigung der Staats-Einkünfte, eine Ungerechtigkeit, welche sie dadurch zu verheimli-

chen suchen müssen, daß sie die ganze Adresse selbst schreiben. Und dennoch ist unser Mangel an Rechtsgefühl in dieser Hinsicht so allgemein, daß Herren und Damen von Stande in den feinsten Gesellschaften unverhohlen den Vorsatz aussprechen, die Nation auf diese Weise um ein paar Groschen zu betrügen, und, ohne zu erröthen, selbst einem der Gesetzgeber in aller Höflichkeit die Bitte vortragen, gefälligst ihr Mitschuldiger zu werden, und ihnen zur Ausführung des Verbrechens behülflich zu sein.

Es giebt Menschen, welche durch dergleichen Unrechtlichkeiten der Staatskasse jährlich ein Bedeutendes entziehen und das Geld in ihren eigenen Beutel stecken. Wenn ein Mann durch das Zimmer ginge, wo die Staatskasse aufbewahrt wird, und die Gelegenheit wahrnähme, heimlicherweise eine Guinee einzustecken und mitzunehmen, wäre der nicht im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Dieb? Und wenn ein Anderer der schuldigen Bezahlung einer Guinee an die Staatskasse zu entgehen weiß, und sie zu seinem Privatgebrauch verwendet, obgleich er weiß, daß sie dem Staate eben so gut gehört, als die, welche unter gleichen Umständen wirklich bezahlt worden

ist, — was für ein Unterschied ist da in der Natur des Vergehens, oder in der niedrigen Gesinnung des Schuldigen?

Nach mehreren Gesetzen wird der wissentliche Besitz gestohlener Güter eben so bestraft, als der Diebstahl selbst, und zwar nach dem Grundsatze: wenn es keine Abnehmer gäbe, würde es auch wenige Diebe geben. Auch das Sprüchwort sagt: Der Hehler ist nicht besser, als der Stehler. Aus demselben Grunde können wir sagen: da es wenige Schmuggler geben würde, wenn Niemand ihnen wissentlich ihre Waaren abkaufte, so sind die Beförderer des Schleichhandels nicht besser, als die Schleichhändler selbst, und da das Schmugglen eine Art von Diebstahl ist, so verdienen Beide als Diebe bestraft zu werden.

Wenn wir die Beeinträchtigung der Staats-Einkünfte aus diesem Gesichtspunkte betrachten, was sollen wir da von Personen denken, welche, dem Gesetze und der Gerechtigkeit zum Hohn, den Auflagen auf Wagen und Tafelgeschirr *) zu entgehen wissen, und dennoch laut schreien gegen

*) Als Luxusartikel in England hoch belastet.

Bestechung und Unterschleif, als ob ihre eigenen Hände und Herzen rein und unbefleckt wären? Die Amerikaner thun uns allerdings Unrecht, wenn sie, unsern Gesetzen zuwider, in ihrem eigenen Lande Schleichhandel treiben; und wenn auch die Gesetze ohne ihr Mitwirken gegeben wurden, so bin ich doch weit entfernt, sie vertheidigen zu wollen; aber das Unrecht derer, welche direkte oder indirekte zur Gebung der Gesetze, die sie selbst brechen, mitgewirkt haben, ist noch viel größer; und wenn ich höre, wie diese (die durch das Parlament vertretenen Engländer) wegen der geringsten Uebertretung der Handelsgesetze oder Widersetzlichkeit des Pöbels gegen die Zollbehörden jenes Landes, das ganze Volk als Rebellen und Verräther verschreien und zur Rache gegen dasselbe aufrufen; — dann kann ich nicht umhin, zu denken, daß es noch immer Leute giebt, die wol den Splitter im Auge des Nächsten, aber nicht den Balken im eigenen sehen, und daß jenes alte Sprüchwort: »Einer kommt besser davon, wenn er ein Pferd stiehlt, als ein Anderer, wenn er nur über den Zaun guckt,« noch immer seine volle Gültigkeit habe.

17. Regeln, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln *).

Ein Weiser des Alterthums rühmte sich, daß er, obschon er nicht geigen könne, doch eine große Stadt aus einer kleinen zu machen wisse. Die Kunst, welche ich, ein Dummkopf der neuern Zeit, hier vorzutragen denke, ist gerade das Gegentheil davon.

Ich richte meinen Vortrag an alle Minister, denen die Verwaltung ausgedehnter, und eben deßhalb mühvoll zu regierender Reiche obliegt, und welchen daher die Anhäufung der Geschäfte keine Zeit zum Geigen verstattet.

1. Vor allen Dingen, meine Herren, bitte ich, zu bedenken, daß ein großes Reich, gleichwie ein großer Kuchen, am leichtesten am Rande zu verkleinern ist. Wenden Sie daher Ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die entferntesten Pro-

*) Zuerst in einem Londoner Blatte von 1774 erschienen; zuletzt in Franklin's schriftlichem Nachlaß, 1819, abgedruckt.

vinzen, um, sobald Sie sich von diesen befreit haben, zu den folgenden übergehen zu können.

2. Damit diese Trennung immer möglich bleibe, hüten Sie sich wohl, die Provinzen je dem Mutterlande zu inkorporiren; sorgen Sie ferner, daß ihnen nie dieselben Rechte und Handelsprivilegien zugestanden, und daß sie nach strengeren Gesetzen regiert werden, die alle von Ihnen gegeben sind, ohne den Provinzen den geringsten Antheil an der Wahl der Gesetzgeber einzuräumen. Wenn Sie mit Sorgfalt diese Distinktionen machen und nicht davon abweichen, so handeln Sie (um das Gleichniß vom Kuchen noch etwas weiter auszuführen) wie ein kluger Honigkuchenbäcker, der, um die Theilung zu erleichtern, seine Kuchen an denjenigen Stellen schon im Voraus halb durchschneidet, wo sie, nach dem Backen, durchgebrochen werden sollen.

3. Vielleicht sind die entfernten Provinzen auf die alleinigen Kosten der Ansiedler erworben, gekauft oder erobert worden, ohne Hülfe des Mutterlandes *). Sollte nun dadurch das letztere

---

*) Wie das mit den ersten Nordamerikanischen Kolonien der Fall war.

gewinnen, — indem entweder durch die wachsende Zahl der disponiblen Hülfstruppen die politische Macht bedeutender wird, oder durch zunehmende Frage nach den Fabrikaten des Mutterlandes, dessen Handel sich erweitert, oder durch vermehrte Beschäftigung der Schiffe und Seeleute, die Seemacht an Stärke gewinnt, — so könnten die Provinzen wohl auf den Einfall kommen, sich einen Theil des Verdienstes zuzuschreiben und darauf Ansprüche auf Begünstigungen zu begründen; deßhalb müssen Sie alle solche Dinge entweder vergessen oder auch übel nehmen, als ob es Kränkungen gewesen wären. Wenn die Bewohner der Provinzen zufälligerweise eifrige Whigs und Freiheitsfreunde sind, auferzogen in den Grundsätzen der Revolution, so merken Sie sich das an, zu ihrem Nachtheile, und suchen Sie jede Gelegenheit auf, um es zu bestrafen; denn sobald eine Revolution gänzlich durchgeführt und festgesetzt ist, sind solche Grundsätze von keinem Nutzen mehr; sie werden dann selbst gehässig und abscheulich.

4. Wenn auch Ihre Kolonien der Regierung noch so friedlich ergeben waren, wenn sie selbst liebende Theilnahme an Ihren Interessen gezeigt

und die Ursachen der eigenen Beschwerden geduldig getragen haben; Sie, meine Herren, müssen stets voraussetzen, daß die Kolonisten, oder die Bewohner der Provinzen, zu revoltiren geneigt waren, und sie dem gemäß behandeln. Truppen hinschicken als Einquartierung, die durch ihre Unverschämtheit zum Pöbelaufstand reizen, und diesen dann durch Bayonette und Kugeln wieder unterdrücken. Auf solche Weise kann es Ihnen, wie dem Eheherrn, der aus Verdachtsgründen seine Frau schlecht behandelt, gelingen, mit der Zeit den Verdacht zur Wahrheit zu machen.

5. Entfernte Provinzen müssen Gouverneurs und Richter haben, welche die Person des Königs repräsentiren, und überall die ihnen übertragenen Theile seines Amtes und seiner Macht exekutiren. Sie, meine Herren Minister, wissen sehr wohl, in welchem Grade die Kraft der Regierung von der Meinung des Volkes abhängt, und diese Meinung wieder von der Wahl der Personen, welchen die unmittelbare Verwaltung oder Regierung übertragen wird. Wenn Sie zu Statthaltern solcher Provinzen weise und gute Menschen erwählen, welche das Interesse der Be-

wohner erforschen und ihr Wohl befördern, so werden diese glauben, daß ihr König weise und gut sei und das Beste der Unterthanen wünsche; und wenn die ernannten Richter gelehrte und dabei aufrichtige Männer sind, so wird die Meinung herrschend werden, daß der König die Gerechtigkeit liebe. Dadurch werden aber die Provinzen fester an seine Regierung geknüpft; Sie müssen daher behutsam in der Wahl derer sein, die Sie zu solchen Aemtern empfehlen wollen. Wenn Sie Verschwender finden können, die ihr Vermögen durchgebracht haben, ruinirte Spieler oder Aktienreiter, — die werden sich vortrefflich zu Gouverneuren passen, weil sie wahrscheinlich habsüchtig sein und das Volk durch Erpressungen aufbringen werden. Auch zanksüchtige Advokaten und chikanöse Rabulisten sind nicht übel, weil sie fortwährend Streit und Zwietracht veranlassen; sind sie überdies unwissend, querköpfig und impertinent, desto besser. Gerichtsdiener und Leute aus dem Irrenhause sind vorzüglich geeignet zu Oberrichtern, besonders, wenn sie ihre Posten nur bekleiden, so lange es den Ministern konvenirt. Alle diese werden dazu beitragen, dem Volke solche Vorstellungen von der fernen Re-

gierung einzuprägen, die ganz geeignet sind, die gewünschte Trennung herbeizuführen.

6. Um diesen Eindruck noch zu befestigen und tiefer einzuprägen, müssen Sie dafür sorgen, daß die Bedrängten, welche sichs einfallen lassen, mit Klagen und Beschwerden über Druck, schlechte Verwaltung rc. nach dem Mutterlande oder dem Sitz der Regierung zu kommen, jedesmal durch langes Hinhalten, ungeheuere Kosten und endliche Entscheidung zu Gunsten der Unterdrücker, für ihre unverschämte Dreistigkeit gehörig gezüchtigt werden. Das wird überall von außerordentlicher Wirkung sein. Das Beschwerliche künftiger Klagen wird dadurch verhindert, während die Gouverneure und Richter sich ermuthigt fühlen zu neuen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, wodurch dann die Unzufriedenheit des Volkes genährt und am Ende bis zur Verzweiflung gesteigert wird.

7. Wenn solche Gouverneure ihre Koffer gefüllt, sich selbst aber so verhaßt gemacht haben, daß die Sicherheit ihrer Person gefährdet ist, müssen sie zurückberufen und mit Pensionen belohnt werden. Auch kann man sie in den Baronenstand erheben, wenn dieser achtbare Stand

nicht für gut findet, dagegen zu protestiren. Alles das wird dazu beitragen, den neuen Gouverneur zu ähnlichem Benehmen zu ermuntern und die höchste Regierung verhaßt zu machen.

8. Wenn in Kriegszeiten Ihre Provinzen in freigebiger Beihülfe an Truppen und Geld wetteifern, und vielleicht gar mehr bewilligen, als ihre Kräfte zu erlauben scheinen, so vergessen Sie nicht, daß ein Pfennig, den Sie eigenmächtig nehmen, Ihnen weit mehr Ehre bringt, als Hunderte, die Ihnen aus Wohlwollen geboten werden; weisen Sie daher solche freiwilligen Hülfsbeiträge verächtlich zurück, und plagen Sie die Provinzen lieber durch Ausschreibung neuer Abgaben. Vermuthlich werden diese dann bei Ihrem Parlamente sich beschweren, daß sie von einer Korporation besteuert würden, in welcher sie nicht repräsentirt seien, und behaupten, das sei wider alles Vernunftrecht. Sie werden Petitionen zur Abstellung solcher Maßregeln einreichen. Dann muß das Parlament ihre Klagen verspotten, die Petitionen abweisen, ja nicht einmal zum Vortrag kommen lassen, und die Bittsteller mit der größten Verachtung behandeln. Nichts wird von größerer Wirkung sein, um die beabsichtigte

Trennung herbeizuführen; denn wenn es auch viele Menschen giebt, die Kränkungen vergeben können, so wird doch Verachtung fast nie verziehen.

9. Bei Ausschreibung dieser neuen Abgaben müssen Sie nie die schweren Lasten beachten, unter welchen die entfernten Provinzen schon früher schmachteten, und eben so wenig die Beschränkungen, die Sie schon früher, zu Ihrem Privatvortheile, dem Handel derselben auferlegten, oder die Vortheile, welche den Kaufleuten des Mutterlandes aus dem Monopol dieses Handels erwuchsen. Vergessen Sie ferner den Wohlstand, den diese Kaufleute und Ihre Fabrikherren dem Handel mit den Provinzen verdanken; vergessen Sie die dadurch vergrößerte Fähigkeit des Mutterlandes, selbst Abgaben zu zahlen, und daß sie die meisten dieser Abgaben in den Preisen ihrer Waaren zusammenhäufen, und sie somit von den Abnehmern und Konsumenten erheben; so wie auch, daß Tausende Ihrer Armen, indirekte wenigstens, durch die Provinzen beschäftigt und unterstützt werden; — Alles das müssen Sie gänzlich vergessen. Dagegen haben Sie wohl Acht, Ihre willkührlichen Taxen dadurch noch empfind-

licher zu machen, daß Sie öffentlich aussprechen: Ihr Recht, die Provinzen zu besteuern, habe gar keine Gränzen, so daß, wenn Sie bis jetzt nur fünf Procent nehmen, Ihnen noch ein unbestreitbares Recht auf die übrigen fünf und neunzig Procent verbleibe. Das wird wahrscheinlich bei den Bewohnern jede Idee der Sicherheit des Eigenthums schwächen, und sie überzeugen, daß sie unter einer solchen Regierung gar nichts ihr eigen nennen können; — und das wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, die glücklichsten Folgen nach sich ziehen.

10. Möglich wäre es jedoch immer noch, daß Einige sich mit den Gedanken trösteten: »Wenn uns auch kein Eigenthumsrecht bleibt, so haben wir doch noch andere schätzbare Dinge, nämlich: konstitutionelle Freiheit der Person und des Gewissens. Dieser König, diese Parlamentsglieder, die, wie es scheint, zu fern von uns sind, um uns zu kennen und für uns zu fühlen, können uns doch unser Habeas Corpus-Recht nicht nehmen, noch das Recht, uns durch eine, aus unsern Nachbaren zusammengesetzte, Jury richten zu lassen; sie können uns unsern Gottesdienst nicht nehmen, unsere Kirchenver-

fassung nicht ändern, und uns nicht nach ihrem Belieben zwingen, Papisten oder Muhamedaner zu werden. Um diesen Trost zu vernichten, müssen Sie damit anfangen, ihren Handel durch neue Gesetze immer mehr zu beschränken, und durch unzählige Verordnungen so zu verwirren, daß es unmöglich wird, diese alle zu beachten und zu befolgen; demnächst jedes Fallissement mit Konfiskation des Eigenthums bestrafen; dann die Schätzung eines solchen Eigenthums der bisher damit beauftragten Jury nehmen und willkührlichen Richtern übergeben, die Sie aus den Schlechtesten des Landes selbst wählen müssen, deren Gehalte und Sporteln aus den Zollkassen und dem Verkauf der konfiscirten Güter berichtigt werden, und deren Anstellung und Absetzung ganz von Ihnen abhängt. Darauf müssen Sie, von Seiten der gesetzgebenden Gewalt, die förmliche Erklärung bekannt machen lassen, daß Widersetzlichkeit gegen Ihre Verordnungen Hochverrath sei, und daß die Bewohner der Provinzen, welche sich des Hochverraths verdächtig machen, kraft irgend eines veralteten Gesetzes, verhaftet und zur Untersuchung nach dem Sitze der Regierung transportirt werden können; während

durch ein anderes Gesetz verfügt wird, daß Alle, die in den Provinzen gewisser anderer Vergehen beschuldigt sind, in Ketten aus ihrer Heimath vor ein entferntes oberstes Gericht geschleppt werden sollen, um dort peinlich wider sie zu verfahren. Endlich müssen Sie in den Provinzen selbst ein neues Inquisitions-Gericht einsetzen, das durch bewaffnete Macht geschützt, und beauftragt ist, alle solche verdächtige Personen zu transportiren; und diese letztern müssen entweder durch die Proceßkosten ruinirt werden, wenn sie nämlich durch Zeugenbeweis ihre Unschuld erhärten, oder, wenn sie das nicht können, vom Richter schuldig befunden und gehängt werden. Damit aber das Volk nicht meine, jetzt sei es doch ganz unmöglich, noch einen Schritt weiter zu gehen, ist es rathsam, noch eine zweite förmliche Erklärung zu erlassen: »daß der König und die ganze Regierung die volle Macht habe und von Rechts wegen haben müsse, in jedem vorkommenden Falle, von welcher Art er auch sei, für die nicht repräsentirten Provinzen völlig bindende und rechtskräftige Verordnungen zu erlassen. Das wird unfehlbar von außerordentlicher Wirksamkeit sein und Ihren Zwecken ganz entsprechen, indem es die Leute

überzeugen muß, daß sie wirklich einer Macht unterworfen sind, nicht unähnlich der in der heiligen Schrift erwähnten, welche nicht allein den Leib tödten, sondern auch die Seele in alle Ewigkeit verderben, und sie, wenn es ihr beliebt, zwingen kann, den Teufel anzubeten.

11. Um Ihre Auflagen gehässiger zu machen und die Wahrscheinlichkeit des Widerstandes zu erhöhen, müssen Sie eine besondere Behörde von mehreren Beamten in die Provinz schicken, welche die Aufsicht über die Hebungen führt, und aus den rohesten, unverschämtesten Männern bestehen muß, die Sie nur finden können. Diese müssen aus dem Ertrag der erzwungenen Abgaben große Gehalte beziehen, und von dem Schweiß und Blute der Arbeitsamen ein recht schwelgerisches Leben führen; sie müssen ferner, auf Ihren ausdrücklichen Befehl, von allen gewöhnlichen Abgaben und Lasten der Provinz befreit sein, obgleich sie selbst und ihr Eigenthum den Schutz der Gesetze genießen. Sobald ein Hebungsbeamter in den Verdacht geräth, mit der geringsten Schonung oder Nachsicht gegen das Volk zu verfahren, muß er sofort entfernt, sobald aber einer des Drucks und der Härte beschuldigt wird, muß

er belohnt, und wenn ein Unterbeamter durch sein Verfahren das Volk zu Thätlichkeiten reizt, muß er zu einem besseren Amte befördert werden, damit Andere Lust bekommen, sich auch dergleichen vortheilhafte Prügel zu verschaffen, indem sie immer öfter und stärker zum Widerstand anzureizen suchen, und auf diese Weise das Ziel zu erreichen behülflich sind, welches Sie, meine Herren, erstreben.

12. Ein anderes Mittel, eine Auflage gehässig zu machen, ist die verkehrte Anwendung des Ertrages derselben. Wenn dieser ursprünglich zur Vertheidigung oder zur Gerechtigkeitspflege der Provinz bestimmt war, so muß nichts zu diesen Zwecken, sondern Alles zu unnöthigen Ausgaben verwendet werden, wie z. B. zur Gehalts-Erhöhung für einen Gouverneur, der sich durch feindselige Behandlung, oder durch Verläumdung des Volkes ausgezeichnet hat. Dann werden die Leute um so unwilliger zahlen, und um so lieber den Hebungsbeamten und der Regierung selbst sich widersetzen.

13. Wenn die Bewohner einer Provinz gewohnt gewesen sind, ihre Gouverneure und Richter zu deren Zufriedenheit selbst zu unterhalten,

so haben Sie, meine Herren, Ursache, zu befürchten, daß solche Gouverneure und Richter dadurch geneigt gemacht werden, das Volk freundlich zu behandeln oder ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das ist mithin noch ein Grund mehr, einen Theil des Ertrages der Auflagen zu Gehalts-Erhöhungen anzuwenden, die jedoch, so wie die Aemter selbst, nur nach Ihrer Willkühr vergeben werden, und mit der ausdrücklichen Bedingung, keine Gehalte mehr von den Bewohnern anzunehmen, damit diese sich nicht länger Hoffnung machen auf eine freundliche Behandlung von Seiten der Gouverneure, oder, in fiskalischen Angelegenheiten, auf ein gerechtes Verfahren von Seiten ihrer Richter. Da das auf solche Art in einer Provinz übel angewandte Geld aus allen erpreßt wird, so werden sie sich vermuthlich alle einer solchen Anwendung widersetzen.

14. Wenn die Stände der Provinzen Deputirte zusammenberufen, um ihre Rechte zu reklamiren oder über die Verwaltung Beschwerde zu führen, so müssen deren Sitzungen aufgelös't werden. Wenn bei den neuen Wahlen beständig dieselben Männer wieder erwählt werden, so muß

ihnen zum Versammlungsort irgend ein kleines Dorf angewiesen werden, wo es unmöglich ist, die nothdürftigste Bequemlichkeit zu finden, und wo man ihre Sitzungen nach Gefallen in die Länge ziehen kann. Das ist ein vortreffliches Vorrecht, das Ihnen, meine Herren, zusteht, und mit Hülfe dessen Sie leicht Abneigung und Unzufriedenheit befördern können.

15. Brave, ehrenwerthe Seeoffiziere müssen zu Hafen-Aufpassern und Zollbedienten gemacht werden. Hier müssen sie, und Alle, die in Kriegszeiten ruhmvoll zur Vertheidigung des vaterländischen Handels gekämpft haben, lernen, die Handeltreibenden aller Art zu verfolgen und zu plündern, und sich von großen und kleinen Schmugglern bestechen zu lassen; um aber ihrer Geschicklichkeit und ihrem Eifer freies Feld zu geben, müssen sie beauftragt werden, alle Baien, Hafen, Ströme, Flüsse, Buchten und Winkel an den Küsten der Provinzen zu durchsuchen, jeden Küstenfahrer, jedes Holz- oder Fischerboot anzuhalten, ihre Ladungen und selbst ihren Ballast zu durchwühlen, und dabei das Oberste zu unterst zu kehren; und sobald nur für einen Deut unverzolltes Gut gefunden wird, das Ganze

zu konfisciren. So wird der Handel Ihrer Provinzen im Frieden mehr durch die Befreundeten leiden, als er in Kriegszeiten durch die Feinde litt. Außerdem muß die Mannschaft dieser Zollböte überall, wo sie unweit der Küste ein Landhaus gewahrt, wenn es irgend möglich ist, landen, die Gärten und Ställe plündern und die Bewohner insultiren. Wenn die Landleute, nicht im Stande, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, in Verzweiflung gerathen, die Plünderer angreifen und prügeln und ihre Böte verbrennen, so müssen Sie ja nicht anstehen, dies Vergehen für Hochverrath und Rebellion auszugeben, Land- oder Seemacht in die Provinz zu beordern, und zu drohen, alle Widerspenstigen mit fortzuschleppen, um sie hängen und viertheilen zu lassen. — O, das wird von erstaunenswerther Wirkung sein!

16. Wenn man Ihnen berichtet, daß Unzufriedenheit in den Provinzen herrsche, so müssen Sie nie glauben, daß diese allgemein sei, oder daß Sie selbst Veranlassung dazu gegeben hätten, und deßhalb nie daran denken, ein beschwichtigendes Mittel anzuwenden, oder irgend eine beleidigende Maßregel zu ändern. Keine Beschwerde

muß beachtet werden, damit die Leute nicht ermuthigt werden, auch für irgend eine andere Beschwerde Abhülfe zu verlangen; selbst das gerechteste und vernünftigste Verlangen muß nicht befriedigt werden, weil sonst in der Zukunft auch etwas Unvernünftiges begehrt werden könnte. Alle Nachrichten über den Zustand der Provinzen müssen Sie sich von den Gouverneuren und Beamten ertheilen lassen, die mit den Einwohnern in Zwietracht leben. Je mehr Unwahrheiten diese berichten, desto mehr müssen sie ermuntert und belohnt werden; ihre lügenhaften Beschuldigungen aber müssen geheim bleiben, damit Niemand sie widerlegen könne, bei Ihnen aber als unumstößliche Beweise gelten, wonach Sie Ihre Maßregeln zu ergreifen haben. Dagegen müssen Sie nichts von dem glauben, was Ihnen die Freunde des Volkes sagen, sondern immer voraussetzen, daß deren Klagen erdichtet und von einigen wenigen parteisüchtigen Demagogen verbreitet sind, und daß Alles ruhig sein würde, wenn Sie diese verhaften und hängen lassen könnten. Dem gemäß lassen Sie wirklich einige aufgreifen und aufknüpfen — und das Blut dieser Märtyrer wird gewiß Ihren Absichten förderlich sein.

17. Wenn Sie sehen, daß andere, mit der Ihrigen wetteifernde, Nationen über Ihre Uneinigkeit mit den Provinzen frohlocken, und sich bemühen, diese zu nähren, indem sie alle Beschwerden der unzufriedenen Provinzen übersetzen, drucken lassen und öffentlich loben, und zu gleicher Zeit die Regierung heimlich zu strengeren Maßregeln zu reizen suchen; so müssen Sie darin weder eine Kränkung, noch Grund zu Besorgnissen finden; — weßhalb das? — Sie haben ja Alle dieselbe Absicht.

18. Sollte eine Provinz, um ihren Hafen gegen feindliche Flotten zu schützen, auf eigene Kosten eine Festung erbauen, so säumen Sie nicht, sich diese Festung durch den Gouverneur der Provinz in Ihre eigenen Hände spielen zu lassen. Sind Sie im Besitz derselben, so dürfen Sie ja nicht daran denken, dem Lande die Kosten zu erstatten, das würde wenigstens so aussehen, als ob Sie noch einige Achtung vor der Gerechtigkeit hätten; dagegen eilen Sie, diese Festung zu benutzen, um die Bewohner in Furcht zu jagen und ihren Handel zu zügeln. Sollten diese dieselben Waffen dort zusammengebracht haben, welche früher von ihnen angekauft und in

Eroberungskriegen zum Vortheil der fernen Regierung gebraucht wurden, so nehmen Sie, meine Herren, alle die Waffen in Beschlag, um durch Räuberei, verbunden mit Undankbarkeit, das Volk um so tiefer zu kränken. Dieses Verfahren wird unter anderem mit großer Sicherheit bewirken, daß die Provinzen künftig nicht wieder wagen werden, solche Vertheidigungsorte zu errichten, daß mithin die Feinde um so leichter ins Land dringen können, was die Regierung erbittern, mithin Ihre Zwecke fördern wird.

19. Unter dem Vorwand, die Bewohner beschützen zu wollen, müssen Sie Truppen in die Provinzen schicken; anstatt aber mit diesen die Grenzfestungen zu besetzen, um Einbrüche zu verhüten, müssen Sie diese festen Plätze schleifen und die Truppen in das Herz des Landes marschiren lassen, damit die benachbarten Feinde Muth gewinnen, die Grenzen anzugreifen, während jene Truppen durch die Einwohner beschützt werden. Den Grund dieses Benehmens wird man entweder in Ihrem üblen Willen oder in Ihrer Unwissenheit suchen, und sich immer mehr davon überzeugen, daß Sie, meine Herren, zur Regierung nicht länger tauglich sind.

20. Endlich müssen Sie den Oberbefehlshaber Ihrer Truppen in der Provinz mit großer, die Grenzen der Verfassung überschreitender, Macht bekleiden, und ihn von aller Kontrole, selbst von der des Gouverneurs, befreien. Er muß überdies ein hinlängliches Armee-Corps unter seinem Befehle und alle Festungen in seinem Besitz haben. Wer weiß? — vielleicht geräth er auf den Einfall (nach dem Beispiel einiger Feldherren in den entlegenen Provinzen des alten Roms, und ermuthigt durch die, von Ihnen herbeigeführte, allgemeine Unzufriedenheit), sich selbst zum Regenten ausrufen zu lassen! Sollte er das thun, und Sie haben sich's zuvor angelegen sein lassen, die wenigen vortrefflichen Regeln, die ich hier zusammengestellt habe, treulich zu befolgen, so gebe ich Ihnen mein Wort, alle Provinzen werden augenblicklich mit diesem General gemeinsame Sache machen, und an demselben Tage werden Sie, meine Herren, falls es nicht früher schon geschah, für immer sich befreit sehen von den Beschwerden der Regierung und von allen den Plagen, die mit dem Handel und dem Verkehr der Provinzen verbunden waren.

---

18. Ueber die Transportation der Verbrecher nach Amerika.

An den Herausgeber der Pensylvanischen Zeitung *).

Mein Herr!

Wir erinnern uns Alle noch der Zeit, da unser Mutterland (Großbritannien) als ein Zeichen seiner mütterlichen Liebe, seine Kerker in unsere Wohnungen ausleerte, um — wie es ausdrücklich hieß — »unsere Kolonien besser zu bevölkern.« Es ist gewiß, daß zum Ersatz für diese schätzbaren Consignationen bis jetzt noch keine Rückfrachten von hier abgesandt worden sind. Wir stehen also auf diesem Conto bei unserm Mutterlande noch bedeutend in Schuld, und da dasselbe neuerlich, in Betreff der von uns noch zu leistenden Zahlungen, großes Geschrei erhoben hat, und einige unserer Schulden nicht so leicht abzumachen sein möchten, so scheint es mir

---

*) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

angemessen, doch wenigstens das zu leisten, was in unserer Macht steht. Man wird daraus, auch in Betreff des Restes, unsern guten Willen erkennen. Die Verbrecher, die das Mutterland uns zugesandt hat, haben sich bei uns so außerordentlich stark vermehrt, daß wir jetzt im Stande sind, reichliche Vorräthe von derselben Waare zu remittiren. Und da das Karrenschiebergesetz, wodurch die Race verbessert werden sollte, sich nicht als wirksam bewährt hat, und viele unserer Schiffe, in Folge der Handelsbeschränkungen, womit das Mutterland uns beehrte, müßig liegen, warum sollten wir diese Schiffe nicht gebrauchen, um Verbrecher nach Großbritannien zu senden? *) Auf diese Gedanken gerieth ich beim Lesen einer Petition an das Parlament, die mir vor Kurzem zufällig in die Hände fiel. Die Abschrift, die mir vorliegt, ist ohne Datum, doch schließe ich aus einigen Umständen, daß sie in den Jahren 1767 oder 68 geschrieben ward, und der Inhalt scheint mir interessant genug,

*) In einem andern Briefe schreibt Franklin: „Was würden die Engländer sagen, wenn wir zur Vergeltung unsre Klapperschlangen nach England transportirten?

um eine Stelle in Ihrem Blatte einzunehmen.

An die ehrenwerthen Abgeordneten des Adels, der Ståbte und Burgflecken von Großbritannien, die im Parlamente versammelt sind, richtet B. F., als Agent für die Provinz Pensylvanien, diese Petition, die er ganz ergebenst auf folgende Såtze begründet:

Die Transportation der Verbrecher aus England nach den Nordamerikanischen Kolonien ist, und war schon långst, ein großer Druck für die genannten Kolonien im Allgemeinen.

Die in Amerika ausgeschifften Verbrecher fahren nicht nur fort, zum Nachtheil der dortigen guten Unterthanen Sr. Majeståt, ihre schlechten Streiche zu üben, sondern tragen auch viel dazu bei, die Sitten der Dienstboten und årmeren Leute, unter welchen sie leben, zu verderben.

Viele der genannten Verbrecher entwischen aus der Sklaverei, zu welcher sie bestimmt waren, in andere Kolonien, wo ihre Lage nicht bekannt ist, und so sich umhertreibend, aus einer volkreichen Stadt in die andere, begehen sie, zum größten Schrecken des Volkes, viele Einbrüche, Råubereien und Mordthaten, und veranlassen

überdies, da sie wieder verhaftet und in Sicherheit gebracht, oder verurtheilt werden müssen, bedeutende Gerichtsunkosten.

Nach des Bittstellers bescheidener Meinung kann das Gesammtwohl der Unterthanen Sr. Majestät unmöglich dadurch befördert werden, daß man einen Theil des Brittischen Reiches von seinen Verbrechern befreit, und einen andern mit denselben Verbrechern belästigt; ihm scheint daher die Mühe und der Aufwand, den der Transport nothwendig verursacht, im Ganzen genommen, völlig nutzlos.

Mit dem innigsten Bedauern hat nun der Bittsteller bei der Sitzung von vorigem Freitage vernommen, daß es bewilligt worden sei, dem Hause einen Gesetzentwurf vorzulegen, der nichts anderes bezweckt, als die Befugniß, Verbrecher nach Amerika zu senden, auch auf Schottland auszudehnen.

Der Bittsteller wagt es daher, in Betreff der Provinz Pensylvanien und der übrigen Amerikanischen Kolonien, sein Gesuch ergebenst dahin zu stellen, daß das Parlament die vorgetragenen Sätze erwägen, und in seiner Weisheit und Güte beschließen wolle, alle Verordnungen und Bestim-

mungen, in Folge welcher die Verbrecher trans-
portirt werden dürfen, zu widerrufen; oder we-
nigstens, wenn das für den Augenblick nicht
thunlich sein sollte, den erwähnten Gesetzvorschlag
zur Ausdehnung der bisherigen Befugniß auf
Schottland, zu verwerfen; oder endlich, wenn
eine solche Ausdehnung für zweckdienlich erachtet
werden sollte, diese noch weiter sich erstrecken zu
lassen, und, durch einen billigen Nachsatz zu dem-
selben Gesetze, auch den Kolonien zu gestatten,
ihre Verbrecher nach Schottland zu transpor-
tiren ꝛc.

Die Petition ist, wie ich höre, nicht verle-
sen, der Gesetzentwurf dagegen angenommen wor-
den. — Die Sache näher überlegend, scheint es
mir nicht hinreichend, unsere eigenen Schiffe zu
der vorhin erwähnten Art von Schuldentilgung
zu verwenden; auch jedes Englische Schiff, das
in einem unserer Hafen einläuft, sollte verbunden
sein, bevor demselben irgend ein Verkehr gestat-
tet wird, eine Verschreibung auszustellen, wo-
durch es sich anheischig macht, für jede 50 Ton-
nen Last wenigstens einen Verbrecher mit nach
England zurück zu nehmen. So werden wir
nicht nur um so eher unsere Schuld abgetragen

haben, sondern auch unsern alten Freunden die Mittel verschaffen, ihre vielversprechenden neuen Kolonien von Botany-Bay »leichter und besser zu bevölkern.«

Ich habe die Ehre 2c.

---

19. Ueber das Matrosenpressen.

(Die folgenden Sätze sind nur Anmerkungen zu Herrn Foster's berühmter Vertheidigungsschrift des Matrosenpressens, die Franklin mit Bleistift an den Rand eines Exemplars derselben geschrieben hat; um sie verständlicher zu machen, lassen wir jedesmal den Satz der Fosterschen Schrift, worauf sich die Anmerkung bezieht, vorhergehen *).

»Meiner Meinung nach (sagt Foster) hat die Krone ein Recht auf den Dienst der Seeleute, sobald dieser zur Sicherheit des Staats erforderlich ist, dasselbe Recht, welches ihr zusteht, im Falle eines plötzlichen Einbruchs feindlicher Macht, oder eines gefährlichen Aufstandes, von

*) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

Jedermann zu verlangen, daß er die Waffen ergreife, wenn er sie zu führen im Stande ist.«

Anmerkung: Dieser Schluß vom Ganzen auf einen Theil scheint eben nicht logisch zu sein. Wenn der persönliche Dienst von Jedermann verlangt wird, so ist die Last gleich; nicht so, wenn Einige Dienste thun, Andere davon befreit bleiben sollen. Wenn das ganze Alphabet sagt: wir wollen Alle für das Ganze fechten, so ist die Zumuthung gleich, und mag daher gerecht sein; wenn es aber heißt: A, B, C und D sollen für uns fechten, wir Andern wollen uns die Knochen nicht zerschlagen lassen, sondern zu Hause bleiben, und in Ruhe schlafen, so ist das ungleich und ungerecht.

»Wir können in Friedenszeiten unmöglich dieselbe Seemacht unterhalten, deren wir im Kriege bedürfen &c. Der Krone bleibt daher nichts anderes übrig, als in dringenden Fällen die Seeleute, welche im Dienste der Handelsschiffahrt erzogen sind, zu employiren.«

Anm. Employiren — o ja. Das Wort besagt nichts weiter, als: einen Mann in Arbeit nehmen, indem man ihm so viel Lohn

bietet, daß er selber diesen neuen Dienst dem bisherigen vorzieht. Allein etwas ganz Anderes ist es, ihn zu zwingen, unter solchen Bedingungen zu arbeiten, die der für gut hält, welcher seiner Arbeit bedarf.

»Und was den Matrosen selbst betrifft, so wechselt er nur auf einige Zeit seinen Herrn; sein Dienst und seine Beschäftigung bleiben ganz dieselben.«

Anm. Das sind falsche Behauptungen. Sein Dienst und seine Beschäftigung bleiben nicht dieselben. Im Dienste des Kaufmanns befährt er ein unbewaffnetes Schiff, nicht bestimmt zum Kriege, sondern nur zum Waarentransport. Im Dienste des Königs ist er verpflichtet, zu fechten, und alle Gefahren des Seekrieges zu bestehen; auch sind Krankheiten auf den Kriegsschiffen gewöhnlicher und gefährlicher; ferner kann er den Dienst des Kauffahrers, nach beendigter Fahrt, verlassen, was ihm im Königsdienste nicht frei steht: und endlich ist sein Lohn unter jenem höher, als unter diesem.

»Sehr wohl ist mir's bekannt, wie hart es in einzelnen Fällen für den Matrosen sein kann,

gepreßt zu werden, besonders, wenn er, nach langer Abwesenheit, im Begriff ist, in die Heimath zurückzukehren; allein die Kaufleute wissen sehr wohl, daß es für den Handel des Königreichs weit nachtheiliger ist, wenn die Matrosen von ausgehenden, als wenn sie von heimkehrenden Schiffen gepreßt werden; und doch ist auch jenes zuweilen unvermeidlich.«

Anm. Hier sind zwei Dinge mit einander verglichen, die gar nicht in Vergleich gestellt werden können, nämlich: Kränkung der Seeleute und Beeinträchtigung des Handels. Der Nachtheil für den Handel einer Nation im Ganzen kann nie die Ungerechtigkeit gegen einen einzelnen Seemann rechtfertigen. Wenn der Kaufmann, ohne den Dienst des Seemanns, nicht ohne Nachtheil bestehen kann, so muß er im Stande und bereit sein, ihm so viel Lohn zu bieten, daß er freiwillig dient.

»Wo aber zwei Uebel vorhanden sind, wird eine weise Regierung stets das geringste wählen.«

Anm. Das geringste Uebel ist, wenn Mangel an Seeleuten sich einstellt, ihnen so viel Lohn zu bieten, daß sie sich freiwillig enrolli-

ren lassen. Und dieses Uebel kann man, durch eine gleichmäßig vertheilte Auflage zur Bestreitung der Unkosten, unter die ganze Nation vertheilen.

»Der Krieg ist ein großes Uebel, das jedoch nur erwählt wird, um ein noch größeres zu vermeiden. Das Matrosenpressen ist eins von den Drangsalen, die der Krieg mit sich bringt. Allein es ist ein Grundsatz der Gesetzgebung und Politik, daß Privatungemach mit Geduld getragen werden muß, um Nationalunheil zu verhüten.«

Anm. Wo ist dieser Grundsatz der Gesetzgebung und Politik zu finden? Und wie kann das ein Grundsatz sein, was mit dem gesunden Menschenverstande nicht übereinstimmt? Wenn der Grundsatz so lautete: Privatungemach, wodurch ein Nationalunheil verhütet wird, muß von der Nation großmüthig vergütet werden, so wäre ein vernünftiger Sinn darin; daß aber solche Privatleiden nur geduldig getragen werden sollen, ist widersinnig.

»Die Weisheit der Nation hat bisher noch kein Mittel ersonnen, unsere Kriegsflotte zu beman-

nen, das weniger drückend wäre, als das Matrosenpressen. Alle dahinzielende Vorschläge, die mir bekannt geworden, sind noch entschiedener gegen die Grundsätze der Freiheit und, was schlimmer ist, nach meiner Meinung, ganz unausführbar.«

Anm. Weniger drückend? Für wen? Ohne Zweifel für die Reichen, die besteuert werden sollten. Für die armen Seeleute kann sicher kein drückenderes Mittel ersonnen werden, als dieses. — Und dann: das Drückende oder die Unausführbarkeit von zwanzig vorgeschlagenen Mitteln, kann nimmermehr die Ungerechtigkeit eines einzigen rechtfertigen.

»Das Recht der Krone, Matrosen zu pressen, gründet sich auf das Herkommen.«

Anm. Wenn das Matrosenpressen in England durch Herkommen ein Recht geworden ist, so ist Sklaverei, nach dortigem Herkommen, ebenfalls ein Recht; denn es giebt keine schlimmere Sklaverei, als die, welcher die Englischen Matrosen unterworfen sind.

»Es gründet sich ferner auf unbestreitbare Nothwendigkeit.«

Anm. Mit Nichten, da durch höhere Besol-

dung der Zweck eben so gut erreicht werden könnte (ohne Pressen).

»Gepreßt können werden: die Schiffe, die Seeleute, oder beide zusammen &c. Doch ist wohl zu bemerken, daß den Schiffsführern sowohl, als den Matrosen, stets ihre volle Besoldung und den Schiffseignern ihre volle Fracht ausgezahlt wurde.

Anm. Den Seeleuten ihre volle Besoldung? In Kriegszeiten müßten sie denn doch eben so viel erhalten, als sie im Dienst der Kauffahrer in Kriegszeiten bekommen. Die gepreßten Matrosen bekommen aber auf den Kriegsschiffen nicht halb so viel.

»Wer nach diesen Vordersätzen die Nothwendigkeit und Gesetzlichkeit des Pressens nicht zugesteht, muß von den Mitgliedern des gesetzgebenden Corps eine Meinung hegen, welche hier zu erwähnen unanständig sein würde.»

Anm. Ich will es wagen, so unanständig zu sein. Sie waren keine rechtliche Männer. Die Matrosen (welche bei der Wahl der Repräsentanten keine Stimme haben, oder, wenn sie sie haben, der Abwesenheit halber, keinen Gebrauch davon machen können) wur-

den von den Gesetzgebern ungerecht behandelt, weil diesen ihr und ihrer Constituenten Geldbeutel mehr am Herzen lag. —

»Man kann sich über diesen Zwang auf keine andere Weise beklagen, als über ein Privatübel, welches, wie ich schon zu Anfang bemerkte, unter allen Regierungen getragen werden muß, um allgemeines Ungemach zu verhüten.«

Anm. Dieses Muß kann ich nicht einsehen. Das Privatübel ist in diesem Falle, für eine große Anzahl rechtlicher Männer, Verlust der Freiheit und Lebensgefahr, für die Hälfte des gebührenden Arbeitslohns. Das allgemeine Ungemach ist nur die Aufbringung einer größern Summe zur Erhöhung dieses Lohns. Der, welcher meint, eine solche Privatungerechtigkeit müsse geduldet werden, um ein allgemeines Ungemach zu verhüten, mag die Gesetze kennen, scheint aber in der Kenntniß von Recht und Billigkeit nicht sehr bewandert. Wir wollen einmal diese Lehre des Verfassers auf seine eigene Lage anwenden. Zum Wohl des Staates ist es erforderlich, Gerichtshöfe zu haben, und, zur Handhabung der Gesetze, Richter anzustellen. Diese Rich-

ter müssen ferner in der Rechtskunde erzogen und geübt werden; allein ihre großen Gehalte sind für den Staat ein Ungemach. Um dieses Ungemach zu entfernen, braucht man nur gesetzlich zu verfügen, die besten Rechtsgelehrten zu pressen, und sie zu zwingen, für die Hälfte ihres bisherigen Verdienstes die erforderlichen Amtsgeschäfte zu verwalten, und ihnen dann zu sagen, dies wäre zwar ein Privatübel für sie, es müsse aber geduldet werden, um ein allgemeines Ungemach zu verhüten. — Weiter oben in dieser Vertheidigungsschrift hielt es der Verfasser für angemessen, die Abscheulichkeit des Matrosenpressens in seiner Darstellung so viel als möglich zu mildern, indem er in zarten Ausdrücken nur von den Beschwerden spricht, die ein einzelner Seemann, und zwar nur in besondern Fällen, zu ertragen habe, und indem er diesem Privatübel den Nachtheil für den Handel eines ganzen Königreiches entgegensetzt. Wenn aber, was wohl oft der Fall ist, der gepreßte und zur Vertheidigung dieses Handels gezwungene Matrose den Monat für 25 Schilling Ster-

ling dienen muß, während er im Dienste des Kauffahrers 3 Pfund 15 Schilling erhalten haben würde, so raubt ihr ihm monatlich 50 Schilling, und wenn ihr 100,000 in euren Diensten habt, so raubt ihr dieser ehrlichen Klasse der Gesellschaft monatlich 250,000 Pfund, oder jährlich 3 Millionen Pf. Sterling, und nöthigt sie zugleich, im Kriege, zur Vertheidigung eures Handels, ihr Leben zu wagen, zu welcher Vertheidigung allerdings Alle (mithin auch die Seeleute), nach Verhältniß des Vortheils, der ihnen daraus erwächst, beitragen sollten. Aber diese 3 Millionen sind weit mehr, als ihr Antheil betragen würde, auch wenn sie nicht mit ihrer Person bezahlten; und wenn ihr sie dazu zwingt, so solltet ihr ihnen wenigstens den Geldbeitrag erlassen (also ihnen am Lohne nichts kürzen). — Es läßt sich dagegen erinnern, daß es der Nation zu viel kosten und neue Auflagen nöthig machen würde, wenn der König seinen Matrosen so viel Lohn zahlen ließe, als die Kaufleute den ihrigen. Dann würde die Frage also zu stellen sein: Ist es gerecht, daß der wohlha-

bende Theil einer Gesellschaft den ärmeren zwingt, für ihn und sein Eigenthum zu kämpfen, und zwar gegen einen von jenem willkührlich zu bestimmenden Lohn, und daß er ihn überdies im Fall der Weigerung strafen kann? Unser Verfasser sagt uns, daß es gesetzlich sei. Ich bin nicht rechtskundig genug, um seine Autoritäten zu bestreiten; aber ich kann mich nie davon überzeugen, daß es billig sei. Ich will jedoch für jetzt einräumen, daß das Pressen gesetzlich sei, wenn es nothwendig ist; dann behaupte ich aber, daß man durch eine andere Einrichtung der Sache denselben guten Zweck, die öffentliche Sicherheit, erreichen könne, ohne so viele, abscheuliche Ungerechtigkeiten zu verüben, als mit dem Pressen der gemeinen Matrosen verbunden sind. Um besser verstanden zu werden, will ich zwei Punkte voraussetzen: 1. daß genug freiwillige Seeleute für den Marinedienst zu haben sein würden, wenn sie hinlänglichen Lohn erhielten. Das beweist der Umstand, daß man zum Dienst derselben Schiffe und zur Begegnung derselben Gefahren keine Kapitaine,

Lieutenants, Zahlmeister oder andere Officiere zu pressen braucht, weil die Einträglichkeit dieser Stellen, und die Erwartung auf außerordentliche Einnahme, hinlängliche Lockungen sind. Die Aufgabe wäre also, durch Pressen so viel Geld herbeizuschaffen, daß man im Stande wäre, die Matrosen eben sowohl, als ihre Officiere, zu freiwilligem Dienste zu bewegen, und das, ohne dem Handel eine neue Last aufzubürden. — Nun der 2te Punkt: Wenn 25 Schilling Sterling Monatssold, nebst dem bestimmten Antheil an gesalzenem Fleisch, Speck und Erbsen, hinreichend ist zum Unterhalt eines schwer arbeitenden Matrosen, so wird gewiß auch ein stillsitzender Gelehrter, oder ein anderer Herr aus der gebildeten Klasse der Gesellschaft, davon leben können. Mein Vorschlag wäre daher, eine Kasse zu stiften, aus welcher die erforderlichen Summen bezahlt würden, um die Matrosen für den Marinedienst zu gewinnen. Um diese Kasse zu füllen, würde ich eine Anzahl von Civil-Beamten pressen, die gegenwärtig große Gehalte beziehen, sie zwingen, ihre respektiven Aem-

ter für 25 Schilling Sterling monatlich, nebst ihrem Antheil an den erforderlichen Lebensmitteln, zu verwalten, und den Rest ihrer Gehalte in die Matrosenkasse werfen. — Wenn mir die Ausführung einer solchen Verfügung übertragen wäre, so würde ich damit anfangen, den Herrn Richter Foster zu pressen, weil mir vielleicht sein erbauliches Beispiel von Nutzen sein könnte, um zu zeigen, wie man sich einem solchen Zwange fügen müsse. Denn er würde sicher finden, daß es zwar ein Privatübel sein möge, sich mit 25 Schilling Sterling monatlich behelfen zu müssen, daß es aber, seinem Grundsatze des Rechts und der Politik zufolge, mit Geduld zu ertragen sei, um ein Nationalübel zu verhüten. Dann würde ich die übrigen Richter vornehmen, das rothe Buch aufschlagen, und jeden bürgerlichen Staatsbeamten, von 50 Pf. bis 50,000 Pfund Sterling Gehalt, pressen, wodurch eine unermeßliche Summe in unsere Kasse fließen würde, ohne daß alle diese Herren sich mit Grund beschweren könnten, weil Jeder monatlich seine 25 Schilling, nebst den erfor-

derlichen Lebensmitteln erhalten würde, und dafür nicht einmal gezwungen wäre, Kriegsdienste zu thun. Zuletzt, glaube ich, würde ich den König pressen und seinen Gehalt konfisciren; allein eines alten Vorurtheils wegen, das ich zu Gunsten dieses Titels hege, würde ich ihm den Sold eines gebildeten Kaufmanns gestatten. Weiter könnte ich zu seinen Gunsten nicht füglich gehen, da ich von der Nothwendigkeit oder dem Nutzen dieses Amtes in Großbritannien nicht so recht überzeugt bin, und überdies sehe, daß manche Staaten, ohne ein solches Amt, gut regiert werden und sich wohl befinden. »Ich erkläre ohne Rückhalt, daß alte Beispiele für sich allein, wenn sie nicht durch neuere Gewohnheit gestützt sind, bei Fragen von solcher Natur für mich von sehr geringem Gewicht sind.«

Anm. Nach meiner Ansicht hat eine, durch alte Beispiele gestützte neuere Gewohnheit an und für sich eben so wenig Gewicht. Beide zeigen in diesem Falle nur, daß die Verfassung noch sehr unvollkommen ist, da sie in einer so umfassenden Angelegenheit nicht nur keine Sicherheit gewährt, sondern

sie vernichtet; und das Parlament ist ungerecht, wenn es danach trachtet, die Armen im Druck zu erhalten, weil die Reichen durch diesen Druck gewinnen oder ersparen sollen.

»Ich mache keine Entschuldigungen in Betreff der Länge meiner Vertheidigungsrede, weil ich hoffe, daß die Wichtigkeit des Gegenstandes hinreichend sein wird, mich in dieser Hinsicht, ohne Weiteres, zu entschuldigen.«

Anm. Der Verfasser könnte seine Vertheidigung nicht wohl kürzer abgefaßt haben. Eine lange Rede war allerdings erforderlich, um in die Augen des gesunden Menschenverstandes so viel Staub zu werfen, daß alle unsere Ideen von Recht und Unrecht verwirrt würden, daß wir schwarz für weiß und die schlechtere Ansicht für die bessere hielten.

20. Ueber Landwehr und stehende Heere.

(Abbé Morellet's Fragen und Dr. Franklin's Antworten *).

Ich ersuche Herrn Franklin, die folgenden Fragen gefälligst mit Ja oder Nein zu beantworten.

»Glauben Sie, daß die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in der Folge, und nach der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, regelmäßige, stehende Heere ganz entbehren können?«

Antwort: Ja.

»Wird es besser für sie sein, nichts als Landwehr zu halten?«

Antw. Gewiß.

»Wird die Landwehr dem Staate, oder vielmehr der Nation, weniger kosten; oder kann man nicht vielmehr behaupten, daß bei einem Stande der Dinge, wo alle Unterthanen sich in den Waffen üben müssen, am Schluß der Rechnung, an Zeitverlust, an Unkosten für die Be-

---

*) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

waffnung und Kleidung, für die Versammlung der Truppen zu gewissen Zeiten des Jahres rc., eine in der That größere Ausgabe sich ergeben werde, als erforderlich wäre, um eine kleinere Anzahl regelmäßiger Truppen auf stehendem Fuß zu erhalten?«

Antw. Angenommen, eine allgemeine Landwehr sei gleich kostspielig mit einem stehenden Heere, so verdient jene dennoch den Vorzug, weil das wohl disciplinirte Ganze nichts von einem Theile zu fürchten hat.

»Glauben Sie, daß man in jeder der Vereinigten Provinzen eine Abtheilung ines stehenden Heeres halten könne, ohne die Freiheit zu gefährden?«

Antw. Europa war bis auf die neuesten Zeiten ohne stehende Heere. Ein mächtiger Fürst, welcher eine Armee auf stehendem Fuß hält, zwingt dadurch seinen Nachbar, dasselbe zu thun, um sich vor plötzlichem Ueberfall zu sichern. Wir haben in Amerika keine so gefährliche Nachbarn. Wahrscheinlich werden wir Waffen und Kriegsvorräthe in eigenen Lagern stets bereit halten, und keine Europäische Macht wird uns so ohne Mittel finden, als England zu Anfang dieses

Krieges uns wirklich gefunden hat, und keine wird uns mit hinlänglicher Macht in so kurzer Zeit überfallen können, daß uns nicht hinreichende Zeit bliebe, um eine, zur Vertheidigung genügende, Macht zu sammeln. Daher glaube ich, daß weder einer unserer einzelnen Staaten, noch der Kongreß für alle, in Friedenszeiten ein stehendes Heer halten wird, nicht nur, um die Kosten zu sparen, sondern auch die Gefahr zu vermeiden, die daraus erwachsen könnte.

---

21. Ueber den Krieg.

---

a. Aus einem Briefe an Dr. Priestley, vom Februar 1780.

Das schnelle Fortschreiten der Wissenschaft in unserer Zeit läßt mich oft bedauern, daß ich nicht später geboren ward. Es ist unmöglich, sich die Höhe vorzustellen, bis zu welcher in Tausend Jahren die Herrschaft des Menschen über die Naturstoffe sich erheben kann. Durch Ackerbau kann vielleicht, bei verminderter Arbeit, das Doppelte producirt werden rc. O wäre doch auch

die Moral auf einem so guten Wege der Besserung; hörten die Menschen doch auf, Wölfe gegen einander zu sein; lernten menschliche Wesen doch endlich in Wahrheit sein, was sie jetzt ungeziemend »menschlich« nennen!

b. Aus einem Briefe an Dr. Price, vom Februar 1780.

Wir machen täglich große Fortschritte in den Naturwissenschaften; könnte ich doch auch einen erleben in der Moralphilosophie, nämlich die Entdeckung eines Planes, wodurch die Völker veranlaßt und genöthigt würden, ihre Streitigkeiten zu schlichten, ohne sich zuvor die Hälse abzuschneiden. Wann wird die menschliche Vernunft dahin gelangen, den Vortheil davon einzusehen? Wann werden die Menschen sich überzeugen, daß selbst glückliche Kriege am Ende denen zum Unglück gereichen, welche sie ungerechterweise anfingen, und in ihrer Blindheit über den vermeintlich günstigen Ausgang triumphirten, weil sie nicht alle seine Folgen gewahrten? Sie und ich haben, bei diesem letzten Kriege wenigstens, den großen Trost, daß wir, ehrlich und treu, aus allen Kräften ihn zu verhindern strebten.

c. Aus einem Briefe an Herrn E. Burke, vom Oktober 1781.

Da die Thoren nicht aufhören werden, von Zeit zu Zeit gegen einander Krieg zu führen, weil es ihnen an Verstand fehlt, ihre Streitigkeiten auf andere Weise zu schlichten, so ziemt es unstreitig den weiseren Menschen, welche jene Kriege nicht zu verhüten im Stande sind, so viel als möglich das damit verbundene Elend zu lindern.

d. Aus einem Briefe an Herrn James Hutton, vom Juli 1782.

Mein alter, theurer Freund!

Mit unendlichem Schmerz las ich den Bericht über die Mordscenen, welche einige von den Grenzvölkern unter den armen Moravi-Indianern angerichtet haben. Die Fügungen Gottes in dieser Welt verwirren meine schwache Vernunft; ich kann nicht begreifen, weßhalb es vom Allmächtigen geduldet wird, daß grausame Menschen ihre Mitgeschöpfe so vernichten. Man könnte annehmen, daß Einige von den Indianern auf diese Weise für früher begangene Sünden bestraft worden wären; was aber können

kleine Kinder verübt haben, um einen solchen Tod zu verdienen? Weßhalb darf ein einzelner Mann in England, der zufälligerweise Blut liebt und die Amerikaner haßt, um seinen schlechten Begierden zu fröhnen, durch gemiethete, teutsche Mörder, in Verbindung mit seinen eigenen, in einer Reihe blutiger Jahre gegen 100,000 menschliche Wesen vernichten lassen, von denen Viele Talente, Tugenden und Geschicklichkeiten besaßen, auf die er keinen Anspruch hat? Er ist es, der die Wilden mit Beilen und Skalpiermessern versehen hat, und sie anreizt, die wehrlosen Landleute mit ihren Frauen und Kindern zu morden, indem er ihnen die Hirnschalen bezahlt! Die darüber in Amerika geführte Rechnung beträgt, wie ich höre, schon gegen 2,000! Vielleicht sind die Grenzvölker, aus Verzweiflung über die Grausamkeiten dieser Indianer, zu dem Entschluß gekommen, alle Indianer ohne Ausnahme zu tödten, die ihnen in die Hände fallen; so daß im Grunde auch die scheuslichen Ermordungen unserer armen Moravis ihm zur Last fallen. Und dennoch lebt dieser Mann und genießt alles Gute, was diese Welt darbietet, und ist umgeben von Schmeichlern, die sein Gewissen

beschwichtigen, indem sie ihm erzählen, er sei der Beste der Fürsten! Wie gesagt, ich begreife das nicht, und doch kann ich nicht von dem tröstlichen Glauben an eine göttliche Vorsehung lassen, und je mehr, aus der Zahl und Größe der Verbrechen eines einzelnen Menschen, mir die Unmöglichkeit einleuchtet, daß er in diesem Leben nach Verdienst bestraft werde, um so mehr überzeuge ich mich von dem Dasein eines künftigen Lebens, in welchem Alles, was hier unrecht scheint, recht, und was hier krumm ist, gerade gemacht werden soll rc.

e. Aus einem Briefe an Mistreß Hewson, vom Januar 1783.

Endlich — Gott sei's gedankt! — ist der Friede da, und lange, lange möge er dauern! Alle Kriege sind Thorheiten, sehr kostspielige und sehr unheilbringende Thorheiten. Wenn die Menschen, zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, um den Ausgang würfelten, es wäre besser, als deßhalb Krieg zu führen und sich einander zu vernichten.

f. Aus einem Briefe an Herrn Banks, vom Juli 1783.

Mit Ihnen freue ich mich über die Rückkehr des Friedens. Nach meiner Ansicht gab es nie einen guten Krieg und nie einen schlechten Frieden. Welch einen Zuwachs an Lebens-Annehmlichkeiten könnte die Menschheit erlangt haben, wenn alles in Kriegen verbrauchte Geld zu nützlichen, öffentlichen Unternehmungen verwandt worden wäre! Wie hätte der Ackerbau verbreitet werden können, selbst bis zu den Gipfeln unserer Gebirge; wie viele Flüsse hätten schiffbar gemacht und durch Kanäle verbunden, wie viele Brücken, Wasserleitungen, Straßen und andere öffentliche Werke und Gebäude hätten vollendet werden können, um dies Land zu einem wahren Paradiese zu machen, wenn man die Millionen zu guten Zwecken benutzt hätte, die im letzten Kriege verwendet wurden, um Arges zu thun, um Tausende von Familien elend zu machen und das Leben so vieler Tausend arbeitender Menschen zu zerstören, welche jene nützlichen Arbeiten verrichtet haben könnten!

g. Aus einem Briefe an Dr. Ingenhauß, vom Februar 1788.

Mit Ihnen beklage ich die neue Aussicht auf einen furchtbaren Krieg, der sich leicht über viele Staaten verbreiten kann. In der Regel wird durch Kriege so wenig Gutes erreicht und so viel Unheil gestiftet, daß ich nichts mehr wünsche, als daß die Fürsten einsehen lernten, wie unvernünftig es ist, Krieg zu führen, weil es dann gewiß seltener geschehen würde. Wenn ich der Rathgeber der Kaiserin von Rußland wäre, und ihren Wunsch vernähme, einen Theil vom Reiche des Groß-Sultans zu besitzen, so würde ich ihr rathen, auszumitteln, wie hoch die Summe der Abgaben des gewünschten Theiles sich jährlich belaufen könne, und dann dem Sultan das Anerbieten zu machen, für die Summe der Einnahme von zwanzig Jahren ihm die Ländereien abzukaufen. Und wenn ich sein Rathgeber wäre, so würde ich ihm rathen, den Handel anzunehmen. Denn ich meine, daß die zur Eroberung erforderlichen Kriegskosten diese Summe übersteigen würden, und zwar bei ungewissem Erfolge, und daß ihm die Vertheidigung eben so viel kosten müsse, daß er mithin das Doppelte

verlieren könne, wenn er das Anerbieten ausschlage. Aber um einen solchen Vertrag anzubieten und anzunehmen, wäre es freilich erforderlich, daß beide Potentaten vernünftige Geschöpfe wären, und frei von dem Ehrgeiz, der Ruhmsucht 2c., die man leider nur bei zu Vielen voraussetzen muß.

h. Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

Nach dem ursprünglichen Völkerrechte waren Krieg und Ausrottung die Strafen der Beleidigung. Als dasselbe nach und nach menschlicher ward, nahm zuerst Sklaverei die Stelle der Todesstrafe ein, dann trat an deren Stelle die Auswechselung der Gefangenen, und endlich kam man auch dahin überein, das Eigenthum der Privatpersonen in eroberten Ländern mehr zu schonen und sich mit der erlangten Oberherrschaft zu begnügen. Warum sollte dieses Völkerrecht nicht noch mehr verbessert werden? Jahrhunderte sind verflossen zwischen den bezeichneten Stufen; allein in neuerer Zeit macht die Wissenschaft reißende Fortschritte; warum sollte nicht auch das Völkerrecht schneller als ehemals zu immer höhern Stufen gelangen? Warum sollte man nicht zu der

völkerrechtlichen Bestimmung sich vereinigen, daß in jedem künftigen Kriege die folgenden Menschenklassen ganz ungestört bleiben, des Schutzes beider streitenden Mächte genießen, und volle Freiheit haben sollten, ihren Beschäftigungen ungefährdet nachzugehen? Nämlich:

1. Acker- und Gartenbauer, weil sie für den Unterhalt der Menschen arbeiten.
2. Fischer, aus demselben Grunde.
3. Kauf- und Gewerbsleute auf unbewaffneten Schiffen, die, durch Mittheilung und Austausch von Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens, den verschiedenen Nationen nützlich werden.
4. Künstler und Handwerker, die in offenen Städten wohnen und arbeiten.

Es ist wol nicht nöthig, hinzuzufügen, daß auch die feindlichen Hospitäler ungestört bleiben müßten; die sollten sogar unterstützt werden. Das Interesse der Menschheit im Allgemeinen erfordert die Verminderung aller Veranlassungen und Anreizungen zum Kriege. Würde das Rauben und Plündern abgeschafft, so wäre damit eine Aufforderung zum Kriege beseitigt, und der Friede

mithin um so leichter und dauernder zu erhalten.

Die Sitte, Handelsschiffe auf offener See wegzunehmen — ein Ueberbleibsel der alten Seeräuberei — kann wohl gelegentlich für einzelne Personen vortheilbringend sein, aber gewiß nicht für Alle, die sich damit befassen, oder für die Nation, welche die Befugniß dazu ertheilt. Zu Anfang eines Krieges werden einige reich beladene Schiffe überrumpelt und genommen. Das veranlaßt die ersten Abenteurer, mehrere bewaffneten Schiffe auszurüsten, und viele Andere, ihrem Beispiele zu folgen. Der Feind wird aber zu gleicher Zeit vorsichtiger, bewaffnet seine Handelsschiffe besser und erschwert so das Aufbringen, zumal, da diese jetzt nur unter dem Schutze einer Convoy zu segeln pflegen. Während also einerseits die Zahl der Kaper sich vergrößert, wird andererseits die Zahl der zu nehmenden Schiffe und mithin die Wahrscheinlichkeit des Gewinns abnehmen, so daß manches Unternehmen mehr kostet, als einbringt; und daß, wie bei anderen Lotteriespielen, Einzelne das Glück haben können, Prisen zu machen, die Masse der Unternehmer aber verliert, indem die Gesammtkosten

der Ausrüstung aller Kaperschiffe, während eines Krieges, den ganzen Betrag der genommenen Güter weit übersteigen.

Dazu kommt noch der Nationalverlust der ganzen Arbeit von so vielen Menschen, so lange sie mit der Kaperei beschäftigt waren, welche außerdem noch ihren etwaigen Gewinn in Schwelgerei, Trunkenheit und Ausschweifung vergeuden, sich von aller regelmäßigen Thätigkeit entwöhnen, nach dem Friedensschlusse selten zu irgend einem nüchternen Geschäfte taugen, und nur dazu dienen, die Zahl der Straßenräuber rc. zu vergrößern. Selbst die glücklichen Unternehmer werden durch den plötzlich erworbenen Reichthum zu großem Aufwand verleitet, dem sie nicht wieder entsagen können, wenn auch die Mittel, ihn zu bestreiten, erschöpft sind, bis sie endlich zu Grunde gehen: — zur gerechten Strafe für ihre Frechheit und Fühllosigkeit, in welcher sie so viele ehrliche, unschuldige Menschen, deren Beschäftigung das gemeinsame Wohl der Menschheit förderte, nebst ihren Familien, ins tiefste Elend stürzten.

---

22. Ueber Kriminalgesetze und Kaperei *).

Mein theurer Freund!

Unter den Flugschriften, die ich neulich durch Sie erhielt, war Eine betitelt: »Gedanken über Executiv-Justiz.« Ich sende Ihnen dagegen eine Französische Schrift über denselben Gegenstand. Beide Schriften sind den Richtern gewidmet, aber, wie Sie bemerken werden, in sehr verschiedenem Geiste abgefaßt. Der Engländer will alle Diebe hängen, der Franzose meint, die Strafe müsse dem jedesmaligen Verbrechen angemessen sein.

Wenn wir wirklich glauben, wie wir zu glauben vorgeben, daß das Gesetz Mosis ein Gesetz Gottes sei, ein Ausfluß der göttlichen Weisheit, die der menschlichen unendlich überlegen ist, nach welchen Grundsätzen können wir dann ein Vergehen, das nach diesem Gesetze nur mit Erstattung des Vierfachen bestraft werden soll, mit

*) Ein Schreiben, vom 14. März 1785, an Herrn Benj. Vaughan.

der Todesstrafe belegen? Einen Menschen zum Tode verurtheilen, der Etwas verbrochen hat, was den Tod nicht verdient, heißt das nicht: einen Mord begehen? Und, wie der Verfasser der Französischen Schrift sagt: darf man ein Vergehen gegen die Gesellschaft durch ein Verbrechen gegen die Natur bestrafen?

Das gesellschaftliche Leben bringt Ueberfluß an Eigenthum hervor. Zum Schutze des rein nothwendigen Eigenthums würden einfache, milde Gesetze genügen.

Die Axt, der Bogen und die zur Kleidung erforderlichen Felle des Wilden waren, durch die bloße Furcht vor Rache und Wiedervergeltung, auch ohne Gesetze sicher genug. Sobald, kraft der ersten Gesetze, ein Theil der Gesellschaft reich und mächtig ward, gab dieser Theil andere, strengere Gesetze, und suchte die Sicherheit seines Eigenthums auf Kosten der Menschlichkeit zu befestigen. Das war Mißbrauch der Macht und Anfang der Tyrannei. Wenn man einem Wilden, vor seinem Eintritte in die Gesellschaft, gesagt hätte: »Dein Nachbar wird dadurch zum Besitz von hundert Stück Wild gelangen; wenn aber dein Bruder, dein Sohn oder du selbst kein

Wild besitzest, und zur Stillung des Hungers ein einziges Thier tödtest, so sollst du einen schimpflichen Tod dafür leiden,« — so würde er wahrscheinlich seine Freiheit und sein allgemeines Jagdrecht allen Vortheilen der Gesellschaft, die man ihm angeboten haben könnte, vorgezogen haben.

Daß es besser sei, hundert Schuldige entkommen, als einen Unschuldigen leiden zu lassen, das ist ein längst allgemein gebilligter und, so viel ich weiß, unbestrittener Grundsatz. Selbst der Verfasser der zuerst genannten Flugschrift erkennt denselben an, und fügt passend hinzu: »daß schon der Gedanke der gekränkten — geschweige denn der leidenden — Unschuld unser innigstes Mitleid und zugleich unsern höchsten Unwillen gegen die Urheber erregen müsse. Aber,« fährt er fort, »keines von Beiden ist zu befürchten, wenn die Gesetze nur pünktlich befolgt werden.« In der That, ist es denn unmöglich, ein ungerechtes Gesetz zu geben? Und gesetzt, das Gesetz sei ungerecht, ist es dann nicht selber der »Urheber, der des Verfassers und eines Jeden höchsten Unwillen erregen sollte?« — Ich ersehe aus den neuesten Londoner Blättern, daß

in Old Bailey eine Frau zum Tode verurtheilt worden ist, weil sie etwas Gauze, von 14 Schilling 3 Pence Sterling an Werth, aus einem Laden entwendet hat. Ist hier das geringste Verhältniß zwischen einer so geringen Verletzung des Eigenthums durch Diebstahl, und der Bestrafung eines menschlichen Wesens durch den Henkerstod? Hätte die Person nicht, nach der Vorschrift des göttlichen Gesetzes, durch Arbeit das Vierfache des Schadens ersetzen können? Ist nicht jede Strafe, in eben dem Verhältniß, als sie die Strafbarkeit des Vergehens übersteigt, eine Bestrafung der Unschuld? Und wie ungeheuer groß ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, die Zahl der unschuldig Gekränkten und unschuldig Leidenden in fast allen kultivirten Staaten Europa's!

Man scheint aber der Meinung gewesen zu sein, daß diese Art der Unschuld wohl bestraft werden dürfe, um Andere vom Verbrechen abzuschrecken. Ich habe in der That von einem grausamen Türken in der Barbarei gelesen, daß er jedesmal, wenn er einen neuen Christensklaven kaufte, diesen sofort an den Beinen aufhängen und mit hundert Stockschlägen auf die Fußsohlen

bewillkommnen ließ, um ihn, durch den Schmerz dieser Strafe, und durch die Furcht, sich derselben nochmals auszusetzen, von solchen Vergehen abzuschrecken, die eine solche Bestrafung verdienten. Der Verfasser der mehr erwähnten Schrift würde wol selbst das Verfahren dieses Türken gegen seine Sklaven nicht unbedingt gut heißen, und doch scheint er der Regierung eine ähnliche Behandlung ihrer Englischen Unterthanen zu empfehlen, wenn er die Antwort billigt, welche der Richter Burnet einem überführten Pferdedieb auf dessen Vorstellung gab, es sei doch hart, einen Menschen bloß deßhalb zu hängen, weil er ein Pferd gestohlen habe. Die Antwort war: »Du wirst nicht bloß deßhalb gehängt, weil du ein Pferd gestohlen hast, sondern damit überhaupt keine Pferde gestohlen werden.« Bei unparteiischer Prüfung wird man gewiß die Bemerkung des Diebes vernünftig finden, weil sie auf den ewigen Grundsatz der Gerechtigkeit gegründet ist, »daß die Strafen den Verbrechen angemessen sein müssen.« Des Richters Antwort dagegen muß der Unparteiische für unvernünftig und unmenschlich erklären, obgleich der Verfasser wünscht: »daß alle Richter dieselbe ihrem Gedächtnisse ein-

prägen und beherzigen möchten, weil sie einen weisen Grund für alle Strafgesetze enthalte, zu deren Vollstreckung sie berufen sein könnten, und weil sie zugleich die wahren Gründe und Ursachen aller Todesstrafen ans Licht stelle, nämlich: daß eines jeden Einzelnen Eigenthum und Leben für heilig und unverletzlich gehalten werden müsse.« Findet denn kein Unterschied des Werthes Statt zwischen Eigenthum und Leben? Wenn ich es für Recht halte, das Verbrechen des Mordes mit dem Tode zu bestrafen, nicht allein, weil diese Strafe dem Verbrechen angemessen ist, sondern auch, um andere Mörder abzuschrecken, — folgt daraus, daß ich es billigen muß, wenn dieselbe Strafe, wegen einer kleinen Verletzung meines Eigenthums durch Diebstahl, erkannt wird? Wenn ich selbst nicht so barbarisch, blutdürstig und rachsüchtig bin, meinen Mitbruder umzubringen, weil er mir 14 Schilling und 3 Pence gestohlen hat, wie kann ich da ein Gesetz billigen, das ein solches Verfahren gebietet?

Montesquieu, der selbst Richter war, bemüht sich, andere Grundsätze einzuschärfen. Er muß wohl die Gefühle menschlicher Richter bei solchen Gelegenheiten und die Folgen solcher Ge-

fühle gekannt haben, und, weit entfernt, zu glauben, daß strenge und übertriebene Strafen die Verbrecher zurückschrecken, stellt er vielmehr folgende Sätze auf:

»Die Grausamkeit der Gesetze ist der Ausübung derselben hinderlich.«

»Wenn die Strafe nicht beschränkt ist, sieht man sich oft genöthigt, ihr gänzliche Straflosigkeit vorzuziehen.«

»Alle Sittenverderbniß entspringt aus der Straflosigkeit der Verbrechen und nicht aus der Milde der Strafgesetze.«

Männer, welche mit ganz Europa wohl bekannt sind, behaupten, daß jährlich mehr Diebstähle in England begangen und bestraft werden, als in allen übrigen Staaten zusammen. Wenn dem so ist, so müssen Ursachen vorhanden sein, aus welchen eine solche Verderbtheit unseres gemeinen Volks entspringt. Sollte nicht eine dieser Ursachen in dem Mangel an Gerechtigkeit und Sittlichkeit unserer Regierung zu suchen sein, welcher offenbar aus den Bedrückungen der eigenen Unterthanen und aus den ungerechten Kriegen mit unsern Nachbarn hervorleuchtet? Man erwäge nur die so lange fortgesetzte, jetzt endlich erkannte,

ungerechte, monopolisirende Behandlung von Irland; die plündernde Regierung unserer Kaufleute in Indien; den konfiscirenden Krieg gegen die Amerikanischen Kolonien; nicht zu gedenken der Kriege gegen Frankreich und Spanien und des neulichen Krieges gegen Holland, den das ganze unparteiische Europa nur als einen Raub- und Plünderungskrieg betrachtete, indem die Hoffnung auf eine ungeheure und leicht zu erlangende Beute die einzige sichtbare, und vermuthlich auch die einzige wahre und wirkliche, Ursache und Veranlassung desselben war! Gerechtigkeit ist eben so unerläßliche Pflicht zwischen benachbarten Nationen, als zwischen benachbarten Bürgern. Ein Straßenräuber ist eben so wohl ein Räuber, wenn er in Verbindung mit einer Bande raubt, als wenn er es für sich allein thut, und eine Nation, die einen ungerechten Krieg beginnt, ist nichts Anderes, als eine große Räuberbande. Wenn ihr erst euere Leute gebraucht, um die Holländer zu plündern, und ihnen dann durch den Frieden plötzlich das Handwerk wieder legt, wie kann es euch da befremden, wenn sie bei der erlernten Gewohnheit beharren und sich unter einander berauben?

Kaperei ist der allgemeine Hang der Englischen Nation, in der Heimath, wie in der Fremde, überall, wo sie sich angesiedelt hat. Nicht weniger als 700 Kaperbriefe sind, wie man versichert, in dem letzten Kriege ausgegeben worden. Alle diese Kaperschiffe wurden von Kaufleuten ausgerüstet, um andere Kaufleute zu berauben, die ihnen nie das geringste Unrecht zugefügt hatten. Sollte wohl ein Einziger von allen diesen Londoner Kaper-Kaufleuten, die so bereit waren, die Amsterdamer Kaufleute zu berauben, sich mehr scheuen, einen anderen Londoner Kaufmann in der nächsten Straße zu bekapern, wenn er es eben so ungestraft thun könnte? Die Habsucht, das alieni appetens, ist dasselbe; nur die Furcht vor dem Galgen macht den Unterschied. Wie kann aber eine Nation, die unter ihren honnettesten Leuten so viele Diebe aus Neigung zählt, und deren Regierung nicht weniger als sieben hundert Räuberbanden zu gleicher Zeit aufmunterte und privilegirte, wie kann eine solche Nation so frech sein, desselben Verbrechens halber einzelne Personen zu verurtheilen und zwanzig derselben an einem Morgen hängen zu lassen? Das bringt mich — natürlich ge-

nug — auf eine Anekdote aus Newgate. Einer der Gefangenen klagte laut, irgend Jemand habe ihm in der Nacht die Schnallen aus seinen Schuhen gestohlen. »Was Teufel!« sagte ein Anderer, »haben wir denn Diebe unter uns? Das darf nicht geduldet werden; laßt uns den Schurken aufsuchen und zu Tode pumpen *)!«

Doch ist neuerlich ein Beispiel von einem Englischen Kaufmann bekannt geworden, der an so schlecht erworbenem Gewinn keinen Antheil haben wollte. Er war Miteigner eines Schiffes, worauf die übrigen Eigenthümer einen Kaperbrief zu lösen übereinkamen, und das mehrere französische Prisen machte. Als die Beute getheilt war, ließ er durch seinen Agenten in Paris eine Aufforderung an alle diejenigen, welche dabei verloren hatten, in die Zeitung rücken, daß sie sich melden und legitimiren möchten, um, nach Verhältniß seines Antheils, das Ihrige wieder in Empfang zu nehmen. Dieser gewissenhafte Mann

*) Die Anekdote könnte aber auch dienen, um darzuthun, daß die Londoner Kaufleute, von denen eben die Rede war, doch auch, abgesehen von der Galgenfurcht, vielleicht anstehen möchten, den Genossen in der nächsten Straße zu berauben.

war ein Quäker. Vor Zeiten waren die Schottischen Presbyterianer eben so zartfühlend. Es existirt noch eine, bald nach der Reformation erschienene, Verordnung des Stadtraths zu Edinburg, kraft welcher, bei Verlust des Bürgerrechts und andern, vom Gutachten des Magistrats zu bestimmenden, Strafen, der Ankauf von Prisengütern verboten wird, weil die Kaperei dem guten Gewissen und dem christlichen Gebot: die Brüder so zu behandeln, wie wir von ihnen behandelt zu werden wünschen, zuwider sei, und weil daher solche Güter nicht von frommen Leuten innerhalb der Stadt verkauft werden dürften. Die Raçe dieser frommen Leute in Schottland ist wahrscheinlich erloschen, oder ihren Grundsätzen untreu geworden, denn Prisen und Konfiskationen sollen die Hauptbeweggründe für diese Nation gewesen sein, um, so viel es von ihr abhing, den Krieg gegen die Kolonien zu befördern.

Es war eine Zeit lang eine allgemein angenommene Meinung, daß der Soldat nicht fragen dürfe, ob ein Krieg gerecht oder ungerecht sei; er habe nur den erhaltenen Befehlen zu gehorchen. Alle Fürsten, die geneigt sind, Tyrannen zu werden, müssen, aller Wahrscheinlichkeit nach,

diese Ansicht billigen und zu befestigen suchen; ist es aber nicht eine gefährliche Ansicht? Wenn ein Tyrann seinem Heere befiehlt, einen friedlichen Nachbarstaat, oder gar die eigenen Unterthanen anzugreifen und zu vernichten, so muß, diesem Grundsatz gemäß, das Heer unbedingt gehorchen. Wenn in unsern Kolonien ein Negersklave von seinem Herrn den Befehl erhält, einen Nachbar zu berauben oder zu ermorden, oder sonst etwas Unmoralisches zu verüben, so kann er sich weigern und dabei auf den Schutz des Magistrats rechnen. Die Sklaverei des Soldaten ist mithin schlimmer, als die eines Negers! Ein gewissenhafter Offizier kann freilich, wenn die Furcht, seinem Beginnen andere Triebfedern zuschreiben zu sehen, ihn nicht davon abhält, lieber seinen Abschied nehmen, als sich in einem ungerechten Kriege brauchen lassen; die gemeinen Soldaten aber sind durchaus Sklaven, und vielleicht nicht einmal im Stande, ein eigenes Urtheil zu fällen. Wir können ihr Schicksal nur beklagen, und mehr noch das Loos der Matrosen, die oft gewaltsam aus ihrem ehrlichen Geschäfte gerissen, und gezwungen werden, ihre Hände in, vielleicht unschuldiges, Blut zu tauchen. Die

Kaufleute aber sind nicht nur aufgeklärt durch eine bessere Erziehung, sondern auch völlig frei von aller Verbindlichkeit und allem Zwange; ihnen würde es daher, meiner Meinung nach, ziemen, über die Gerechtigkeit eines Krieges ernstlich nachzudenken, bevor sie freiwillig eine Räuberbande anwerben, um ihre Geschäftsgenossen des Nachbarstaates zu überfallen, ihnen ihr Eigenthum zu rauben und dadurch vielleicht sie und ihre Familien an den Bettelstab zu bringen, oder — wenn sie ihre Habe vertheidigen wollen — sie zu verstümmeln und zu morden. Und solche Dinge werden von christlichen Kaufleuten verübt, gleichviel, ob ein Krieg gerecht oder ungerecht sei (er kann jedoch schwerlich von beiden Seiten gerecht sein)!

Wahrlich, es ist hohe Zeit, daß diesem Gräuel, zum Besten der Menschheit, Einhalt gethan würde. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben eine vortheilhaftere Lage zu Gewinn versprechenden Kaper-Unternehmungen, als irgend ein Europäischer Staat (da die Straße von Europa nach Westindien alle Schiffe in die Nähe ihrer Küsten führt); dennoch thun sie Alles, was in ihren Kräften liegt, um dieses Un-

wesen abzuschaffen, indem sie bei allen ihren Handelsverträgen, mit andern Mächten, diesen den Vorschlag machen, sich gegenseitig feierlichst zu verpflichten, bei irgend einem künftigen Kriege keine Kaperbriefe auszustellen, und alle unbewaffneten Handelsschiffe unbehindert segeln zu lassen. Die allgemeine Annahme dieses Vorschlags wäre unstreitig eine glückliche Verbesserung des Völkerrechts, die allen menschlich und redlich Gesinnten nur wünschenswerth erscheinen kann.

---

23. Anhang zu vorstehendem Aufsatz.

Aus einem, zwischen dem König von Preußen und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen, Handelstraktat *).

Drei und zwanzigster Artikel.

Wenn zwischen beiden kontrahirenden Mächten ein Krieg entstehen sollte, so muß den Kaufleuten eines jeden Staates, die zu der Zeit in

*) Dessen Abschliessung grossentheils durch Dr. Franklin vorbereitet und zu Stande gebracht ward.

dem anderen wohnhaft sind, eine Frist von neun Monaten verstattet werden, um ihre Schulden einzukassiren und ihre Geschäfte abzuschließen, wonach sie, frei und unbehindert, mit ihrem ganzen Vermögen abziehen dürfen. Ferner soll allen Frauen und Kindern, Gelehrten von jeder Fakultät, Landwirthen, Künstlern und Handwerkern, Manufakturisten und Fischern, die keine Waffen tragen und unbefestigte Städte, Flecken und Dörfer bewohnen, so wie überhaupt allen denjenigen, deren Beschäftigung zum allgemeinen Unterhalt und Wohl der Menschheit dient, gestattet sein, ihre verschiedenen Arbeiten und Geschäfte fortzusetzen, und zwar solchergestalt, daß sie persönlich in keiner Weise belästigt, daß ihre Häuser und Güter nicht verbrannt, noch anderweitig zerstört, und ihre Felder durch keine bewaffnete Macht des Feindes, der sie im Laufe des Krieges in die Hände fallen mögen, verwüstet werden sollen; daß sie vielmehr (wenn es nothwendig wäre, ihnen zum Gebrauch einer solchen feindlichen Macht irgend Etwas zu nehmen) für alles Genommene nach billiger Schätzung entschädigt werden sollen. Alle Kauffahrtei- und Handelsschiffe endlich, die zum Austausch der

Erzeugnisse verschiedener Orte gebraucht werden, und mithin zur leichtern Erlangung und allgemeinern Verbreitung aller Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens behülflich sind, sollen frei und unbehindert fahren dürfen, und keine der kontrahirenden Mächte soll irgend einem bewaffneten Privatschiffe die Erlaubniß oder Befugniß ertheilen, solche Handelsschiffe zu nehmen oder zu vernichten, oder einen solchen Verkehr zu unterbrechen.

---

24. Ueber den Sklavenhandel.

---

a. Adresse der Pensylvanischen Gesellschaft zur Beförderung der Aufhebung des Sklavenhandels und zur Unterstützung freier Neger, die ungesetzlich in Knechtschaft gehalten werden *).

An das Publikum.

Mit innigem Vergnügen können wir den Freunden der Menschheit die Versicherung geben,

---

*) Geschrieben von Dr. B. Franklin, dem damaligen Präsidenten dieser Gesellschaft.

daß der Erfolg unserer Bemühungen, zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft, auch die kühnsten Erwartungen weit übertroffen hat. Ermuthigt durch diesen Erfolg und durch das tägliche Fortschreiten des leuchtenden, segensreichen Geistes der Freiheit, haben wir, in demüthiger Hoffnung auf die Fortdauer des Segens, womit die Vorsehung unsere bisherigen Bemühungen lohnte, gewagt, unsern ursprünglichen Plan bedeutend zu erweitern, und bitten daher dringend um die Theilnahme und Unterstützung Aller, deren Herz den zarten Regungen des Mitleids und der erhabenen Freude des Wohlthuns nicht verschlossen ist.

Die Sklaverei ist eine so schmähliche Entwürdigung der menschlichen Natur, daß selbst ihre Ausrottung zuweilen eine Quelle bedenklicher Uebel eröffnen kann, wenn man nicht mit behutsamer Sorgfalt dabei zu Werke geht.

Der unglückliche Mensch, welcher lange wie ein wildes Thier behandelt ward, sinkt nur zu oft bis unter die gewöhnliche Stufe der menschlichen Natur hinab. Die verwundenden Ketten, die seinen Körper fesseln, lähmen auch seine Geisteskräfte und schwächen die geselligen Neigungen

seines Herzens. Gewöhnt, gleich einer Maschine nach dem Willen eines Herrn sich zu bewegen, hört er auf, zu denken; er hat nicht mehr die Kraft, zu wählen, und Vernunft und Gewissen haben nur wenig Einfluß auf sein Betragen, weil er fast ausschließlich von leidenschaftlicher Furcht beherrscht wird. Arm und ohne Freund, muß er vielleicht unter den Qualen der Arbeit, des Alters und der Krankheit vergehen.

Unter solchen Umständen kann oft die Freiheit ihm selbst nur Unglück und der Gesellschaft Schaden bringen.

Es ist daher zu hoffen, daß die Aufsicht über die freigelassenen Schwarzen ein Zweig unserer National-Polizei werden möge; so weit aber, wie wir dazu beitragen, diese Freilassung zu befördern, so weit ist diese Aufsicht offenbar dringende Pflicht für uns, eine Pflicht, die wir nach unserer besten Einsicht und Fähigkeit zu erfüllen streben wollen.

Die der Freiheit wiedergegebenen Menschen durch Belehrung und Rath für den Gebrauch und Genuß der bürgerlichen Freiheit zu befähigen, sie zur Betriebsamkeit zu gewöhnen, sie auf eine, ihrem Alter und Geschlechte, ihren Talen-

ten und andern Umständen angemessene Weise zu beschäftigen, und ihren Kindern eine, auf ihre künftige Lage berechnete, Erziehung ertheilen zu lassen: — das sind die Hauptpunkte des Planes, den wir zu diesem Ende entworfen haben, und der, unserer Meinung nach, zur Beförderung des öffentlichen Besten sowol, als des Glückes dieser unserer, bisher nur allzu vernachlässigten, Mitgeschöpfe wesentlich beitragen wird.

Die Ausführung eines so weitumfassenden Planes ist aber unmöglich, wenn das bisherige Vermögen der Gesellschaft nicht durch außerordentliche Geldbeiträge beträchtlich vermehrt wird. Wir hoffen viel von der Großmuth unserer aufgeklärten und wohlwollenden Mitbürger, und werden alle Schenkungen und Beiträge zu diesem Zwecke dankbar in Empfang nehmen ꝛc.

Philadelphia den 9. Nov. 1789.

Gezeichnet, in Auftrag der Gesellschaft,

B. Franklin.

Präsident.

b. Plan zur Verbesserung der Lage der freien Neger.

Die Geschäftsführung, in Betreff der freien Neger, ist einem Ausschuß von vier und zwanzig Personen übertragen, welche jährlich in der im April Statt findenden General-Versammlung dieser Gesellschaft, durch Ballotement, gewählt werden; um aber die verschiedenen Geschäfte mit größerer Leichtigkeit, Ordnung und Kraft besorgen zu können, wird dieser Ausschuß sich wieder in folgende Kommissionen sondern:

1. Eine Aufsichts-Kommission, deren Geschäft es ist, über die Sitten, das Betragen und die gewöhnliche Lage der freien Neger zu wachen und ihnen Rath und Belehrung zu ertheilen, Schutz gegen Ungerechtigkeiten zu gewähren und andere freundliche Dienste zu erweisen.
2. Eine Vormundschafts-Kommission, deren Geschäft es ist, Kinder und junge Leute bei passenden Personen unterzubringen, damit sie (in einer nach Billigkeit zu bestimmenden Lehr- oder Dienstzeit) irgend ein Gewerbe oder ein sonstiges Brodgeschäft erlernen. Die Kommission

kann dieses theils durch überredenden Einfluß auf die Verwandten und die in Betracht kommenden Personen bewirken, theils durch ein, mit dem Geist der gegebenen, oder noch für diesen Zweck zu gebenden Gesetze, übereinstimmendes Verfahren. Durch Abschließung förmlicher Kontrakte soll die Kommission, so weit es thunlich ist, der Gesellschaft das Recht der Vormundschaft über die verpflichteten Personen sichern.

3. Eine Erziehungs-Kommission, deren Geschäft es ist, die Aufsicht über den Schulunterricht der Kinder dieser freien Neger zu führen, indem sie dieselben entweder zum regelmäßigen Besuch der schon bestehenden Schulen anhält, oder neue zu diesem Zwecke errichtet. Jedenfalls hat sie dafür zu sorgen, daß die Zöglinge in den für ihre künftigen Lebensverhältnisse erforderlichen Dingen unterrichtet werden, und insbesondere, daß ihnen die wichtigsten, allgemein anerkannten Grundsätze der Moral und Religion tief eingeprägt werden. Sie soll ferner eine Liste über alle Heirathen, Geburten und Entlassungen

der freien Neger anfertigen und fortführen.

4. Eine Arbeits-Kommission, deren Geschäft es ist, den arbeitsfähigen freien Negern eine fortdauernde Beschäftigung zu verschaffen, weil der Mangel daran Armuth, Müßiggang und viele lasterhafte Gewohnheiten veranlassen würde. Durch emsige Nachfrage wird die Kommission im Stande sein, für eine bedeutende Anzahl hinlängliche gewöhnliche Arbeit zu finden; sie wird außerdem dafür sorgen, daß diejenigen, welche die erforderlichen Talente besitzen, verschiedene Gewerbe erlernen können, zu welchem Zwecke sie bewogen werden müssen, sich auf bestimmte Jahre bei passenden Meistern in die Lehre zu verdingen, so daß diese, in der spätern Arbeit, den Ersatz für die Mühe des Unterrichts und die Kosten der Unterhaltung finden. Die Kommission wird den Versuch machen, einige nützliche und einfache Fabrikgeschäfte in Gang zu bringen, die nur einen geringen Grad von Geschicklichkeit erfordern, und außerdem fähigen Leuten behülflich sein, ihr eigenes Geschäft zu beginnen.

Sobald die Aufsichts-Kommission von Personen Kunde erhält, deren besondere Lage oder Beschaffenheit beachtet zu werden verdient, soll sie dieselben sofort an diejenige Kommission verweisen, welcher im vorliegenden Falle die Fürsorge obliegt.

Sind die Umstände von gemischter Art, so sollen die Kommissionen sich berathen, und, wenn es nöthig ist, gemeinschaftlich handeln; Sachen von großer Wichtigkeit aber sollen dem ganzen Ausschuß vorgelegt werden.

Die zur Verfolgung dieses Planes erforderlichen Ausgaben sollen aus einem Fonds bestritten werden, der zu diesen besondern Zwecken durch Schenkungen und Subscriptionen errichtet und, abgesondert von dem übrigen Vermögen der Gesellschaft, verwaltet werden soll.

Der Ausschuß wird der Gesellschaft, bei deren vierteljährigen Versammlungen, über die beseitigten und laufenden Geschäfte, so wie über den Bestand der Kasse Bericht erstatten.

Philadelphia den 26. Oktober 1789.

(Vergleiche im vierten Bande: Parodie einer Rede zur Vertheidigung des Sklavenhandels.)



Inhalts-Verzeichniß
zum
dritten Bande.

Seite

Franklin's Leben und Schriften.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Benjamin Franklin's
Leben und Schriften,

nach der von seinem Enkel,

William Temple Franklin,

veranstalteten

neuen Londoner Original-Ausgabe;

mit Benutzung

des

bei derselben bekannt gemachten

Nachlasses und früherer Quellen

zeitgemäß bearbeitet

von

Dr. A. Binzer.

Vierter Theil.

Kiel,

Universitäts-Buchhandlung.

1829.

His lib'ral soul, his worth, his actions scan,
Go, reader, go and imitate the man.

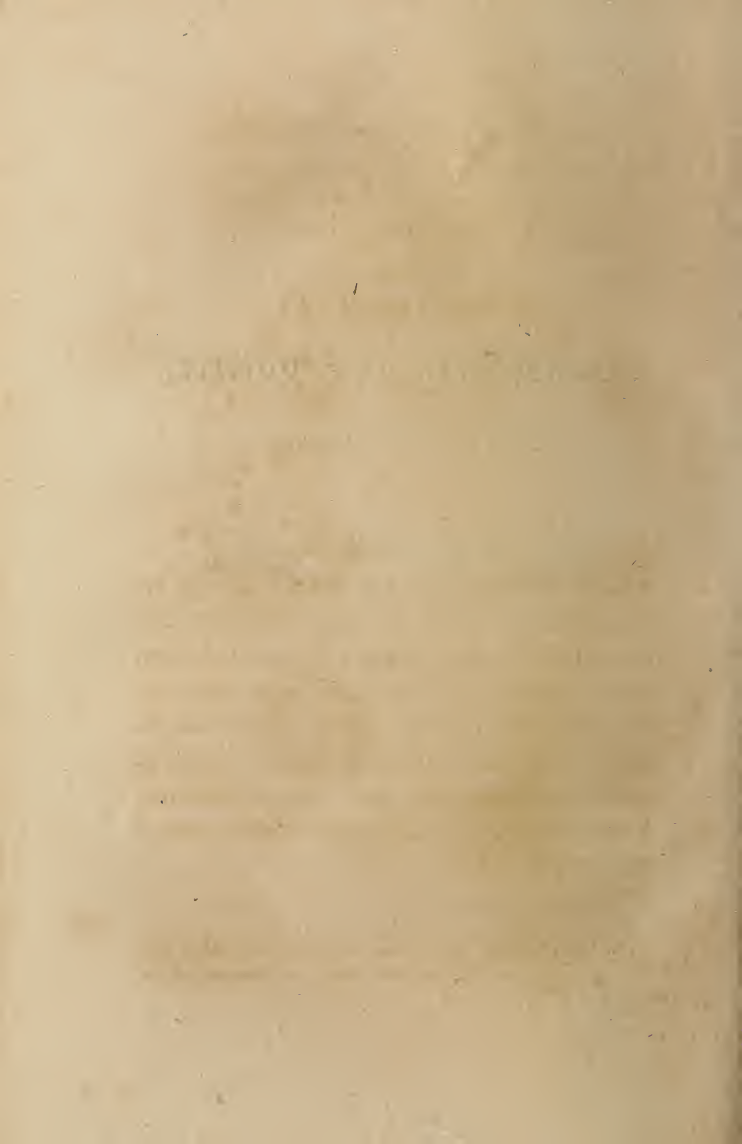
Lamont, Lines to the memory of B. F.

Lebensregeln und Politik,

Scherz und Laune,

in

vermischten Aufsätzen, Briefen und Reden.



1. The Busy-body, oder der Rummeltopf *).

(Aus dem Amerikanischen wöchentlichen Merkur vom 28. Januar 1728.)

Nro. I.

An den Herausgeber.

Dieses Schreiben hat den Zweck, Sie zu benachrichtigen, daß ich seit langer Zeit einer Ihrer freundlichen Leser gewesen bin, seit Kurzem aber den Einfall gehabt habe, mich selbst als Schriftsteller vernehmen zu lassen; nicht aus Eitelkeit, oder aus Verlangen, meine Talente zu zeigen, durchaus nicht, das kann ich betheuren; sondern einzig und allein zum Besten meines Vaterlandes.

---

*) Windtopf, Rührum, ein straff mit Leder überzogener Topf, womit die Kinder zu lärmen pflegen.

Ich habe oft mit Bedauern bemerkt, daß Ihr Merkur nicht immer gleich unterhaltend ist. Die verzögerte Ankunft erwarteter Schiffe und Mangel an Neuigkeiten aus Europa machen dies Blatt oft recht flau, und ich bemerke, daß das Zufrieren unseres Hafens denselben Einfluß auf die Zeitschriften, wie auf den Handel hat. Mit noch größerem Bedauern habe ich aber die stete Zunahme der Laster und Thorheiten meiner Landsleute bemerkt; und obgleich Reformation eigentlich jedes Menschen Sache ist (ich meine, daß jeder einen Andern bessern sollte), so ist es doch in diesem Falle nur zu wahr, daß, was Jedermanns Sache ist, im Grunde keines Menschen Sache ist, — und dem gemäß wird die Sache auch betrieben. Nach reiflicher Ueberlegung halte ich's daher für gut, diese »keines Menschen Sache« ganz zu der meinigen zu machen, und habe mich, aus Eifer für das allgemeine Beste, entschlossen, mich selbst zu einer Art von censor morum zu ernennen, weßhalb ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, des wöchentlichen Merkurs als eines Fuhrwerks bedienen werde, um meine Vor- und Ausstellungen in die Welt zu fahren.

Ich verhehle mir nicht, daß ich da ein sehr undankbares Geschäft übernommen habe, und ich erwarte für meine Mühe, außer meiner eigenen Arbeit, wenig. Ja, möglich sogar, daß ich Vielen von Ihren Lesern mißfalle, weil sie ungern drei Thaler jährlich bezahlen, um sich ihre eigenen Fehler vorhalten zu lassen. Allein die meisten Menschen hören gar zu gern einen Tadel, wenn sie selbst nicht die Gegenstände desselben sind; wenn daher auch Einzelne sich dadurch gekränkt fühlen, daß ich ihre Privatfehler öffentlich bekannt mache, so verspreche ich, daß sie in kurzer Zeit die Genugthuung erhalten sollen, alle ihre guten Freunde und Nachbaren in derselben Lage zu sehen.

Das schöne Geschlecht kann jedoch mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich, in Betreff seiner Angelegenheiten, stets mit dem höchsten Anstand und aller schuldigen Achtung mich ausdrücken werde. Es ist meine Absicht, dann und wann einen Aufsatz ausschließlich dem Dienste der Leserinnen zu widmen, und wenn ich im Stande bin, durch meine Feder irgend Etwas zur Verschönerung ihres Geistes und Aufklärung ihres Verstandes beizutragen, ohne die Bescheidenheit

zu verletzen, so zweifle ich nicht an ihrer Gunst und Aufmunterung.

Gewiß ist es, daß kein Land in der Welt von Natur feiner gebildete Geister hervorbringt, als die unsrigen, die unstreitig mit allen erforderlichen Anlagen begabt sind, um in jede Wissenschaft einzudringen, und jede achtungswerthe Eigenschaft sich vollkommen zu eigen zu machen. Da aber nur Wenige unter uns gute Bücher besitzen, weßhalb wir denn an guter Unterhaltung noch ärmer sind, so wäre es ohne Zweifel für Ihre Leser sehr angenehm gewesen, anstatt alter und veralteter Artikel aus Moskau und Ungarn, einige wohl gewählte Auszüge aus den Werken guter Schriftsteller in Ihrem Blatte zu finden. Solche Auszüge werde ich gelegentlich einsenden, wenn ich gerade nichts Eigenes zu sagen habe, dessen Mittheilung mir wichtiger scheint. Zuweilen werde ich auch moralische oder philosophische und vielleicht (weil ich von Natur geneigt bin, mich in Dinge zu mischen, die mich nicht angehen) zuweilen auch politische Aufsätze mittheilen.

Vermuthlich möchten Sie jetzt auch gern meinen Stand und Charakter erfahren. Da ich aber nicht nach öffentlichem Lobe trachte, so will

ich lieber verschwiegen bleiben; auch ist zu dieser Zeit meine Familie so zahlreich und ausgebreitet im Lande, daß ich meinen vollen Namen hier unterzeichnen werde, ohne die geringste Besorgniß, dadurch erkannt zu werden. Ueber meinen Charakter würde ich Ihnen gerne Auskunft geben, wenn ich mich nicht vor Eigenlob hüten müßte, aus Besorgniß, nichts als mein eigenes Echo zu vernehmen; und ich kann wahrlich jetzt in meinem Herzen nichts finden, das ich zu meinem Nachtheil anführen könnte.

Es ist eine sehr gewöhnliche Sitte unter jungen Schriftstellern, bei ihren ersten Leistungen die Leser folgendermaßen anzureden: »Wenn diese Schrift gut aufgenommen,« oder: »Wenn der Verfasser durch gebührende Anerkennung dieses Versuchs zu fernern Unternehmungen ermuntert wird, so denkt er hiernächst herauszugeben rc.« Dadurch offenbaren sie nur, welchen Werth sie ihren eigenen Schriften beilegen; sie möchten das Lob des Publikums durch die Drohung erzwingen, daß sie nie wieder die Feder ansetzen wollen, wenn das bisher Geschriebene keinen Beifall fände; und vielleicht ist auch nicht ein Tüttelchen daran gelegen, ob sie's thun oder nicht.

Da ich nie bemerkt habe, daß einer solchen Drohung wegen die Kritik günstiger gewesen wäre, so werde ich mich wohl hüten, jemals etwas der Art zu äußern, und nur beiläufig zum Schlusse erwähnen, daß, wenn Sie mir durch den Ueberbringer eine Flasche voll Tinte und ein Buch Schreibpapier senden wollen, Sie sicher darauf rechnen können, mehr zu hören von Ihrem

ergebensten Diener
Rummeltopf.

Der Rummeltopf. Nro. II.
(Vom 4. Februar 1728.)

All fools have still an itching to deride
And fain would be upon the laughing side.
Pope.

Monsieur de la Rochefoucault erzählt irgendwo in seinen Mémoires, daß der Prinz von Condé sich sehr an allem Lächerlichen ergötzt, und oft halbe Tage lang mit einem seiner Günstlinge sich in sein Zimmer eingeschlossen habe, um sich ungestört damit zu belustigen, die schwache oder lächerliche Seite jeder angesehenen

Person am Hofe aufzusuchen. Derselbe Günstling sagte später in einer Gesellschaft, seiner Meinung nach könne es nichts Lächerlicheres an einem Menschen geben, als diese Belustigung des Prinzen; und ich bin nicht abgeneigt, seiner Meinung beizupflichten. Die allgemein herrschende Tendenz, sich über Anderer Schwächen aufzuhalten (was, wie ich fürchte, meine lieben Landsleute nur zu oft für Witz halten, wodurch sie sich denn selbst auf eine arge Weise betrügen), und der Beifall, der dieser wohlfeilen Belustigung von der heranwachsenden Generation zu Theil wird, macht mich wirklich besorgt um den künftigen Ruf meines Vaterlandes. Ein junger Mann von bescheidenem Charakter (das sicherste Zeichen von bedeutenden Fähigkeiten) wird dadurch von jedem Versuch abgeschreckt, eine Rolle in der Welt zu spielen; die Furcht, lächerlich gemacht zu werden, wird ihn bewegen, lieber in rastlosem Dunkel zu weilen, ohne Gelegenheit, selbst zu ergründen oder der Welt zu beweisen, was er zu leisten im Stande sei, als mit Dreistigkeit eine Stelle einzunehmen, wo eine Stichelei oder ein Spott für Witz, und Geschrei für Vernunft gilt, und wo die Kraft des Beweises

nur nach der Kraft der Lungen beurtheilt wird. Laßt uns unter diesen sogenannten Witzköpfen z. B. den Herrn Ridentius einmal etwas näher in's Auge fassen; welch eine verächtliche Figur spielt er mit seinem Schwanz von armseligen Bewunderern! Dieser Wicht kann sich eine ganze Stunde über die Form eines Hutes oder den Absatz eines Stiefels, über einen unvorsichtigen Ausdruck, oder gar über ein körperliches Gebrechen lustig machen, und hat die höchste Stufe seines niedrigen Ehrgeizes erreicht, wenn es ihm gelingt, in einer Gesellschaft Jemanden erröthen zu machen, der vielleicht eben so viel von der Rechnung bezahlt, als er selbst. Wenn ein solcher Mensch das Lachen zum einzigen Ziel und Zweck seines Lebens macht, oder meint, daß es für seine Konstitution unentbehrlich sei, so mag er öffentlich bekannt machen lassen, wo und wann irgend ein gemeiner, nichtswürdiger Dummkopf einen Schnapps umsonst trinken kann, wenn er nichts dawider hat, sich auslachen zu lassen; eine rohe Unart ist es aber, in einer Gesellschaft guter Freunde, deren Zweck es ist, zur Erholung von den Geschäften sich angenehm zu unterhalten, Einen zur Zielscheibe des Witzes zu machen, da=

mit vier Menschen auf Kosten des fünften sich belustigen können.

Wie verschieden von diesem ist der Charakter des gutmüthigen, heitern Eugenius, der nur spricht, um Alle, die ihn hören, angenehm zu unterhalten, und seine Absicht noch nie verfehlte; der mehr Freude darin findet, die witzigen Einfälle seiner Freunde anzubringen, als selber bewundert zu werden, und, wenn Einer in der Gesellschaft das Unglück hat, auch noch so leise von einer empfindlichen Seite berührt zu werden, durch irgend eine schnell ersonnene List die Sache so zu wenden weiß, daß das Lächerliche eine andere Beziehung erhält, indem er lieber sich selbst dem allgemeinen Gelächter Preis giebt, als den Schmerz erträgt, seinen Freund in Verlegenheit zu sehen.

Zu der Sippschaft der Lacher zähle ich auch jene kleinen Herren, welche Satyren schreiben, diese in der Tasche mit sich herumtragen, und in jeder Gesellschaft, in die sie zufällig gerathen, selbst vorlesen, und so, den schlechten Geschmack der Stadt zu ihrem Vortheil benutzend, durch einen Haufen erbärmlichen, niedrigen Unsinns, wofür sie von Allen, die den geringsten Anflug von

Bildung haben, eher gezüchtigt als bewundert zu werden verdienten, sich berühmt zu machen suchen. Diese halte ich für die unverbesserlichsten von allen meinen Lesern, und erwarte nichts Anderes, als daß sie auch den armen Rummeltopf bekritteln werden. Doch möchte er sie um eine Gunst bitten, nämlich: wenn sie ihren lästigen Kitzel, zu skribbeln, durchaus nicht bezwingen können, ihn geradezu mit beißendem Spott anzugreifen, denn er fürchtet keine Satyre halb so sehr, als den Versuch einer Lobrede.

Der Rummeltopf. Nro. III.

(Vom 11. Februar 1728.)

Non vultus instantis Tyranni
Mente quatit solida, nec auster,
Dux inquieti turbidus Adriae,
Nec fulminantis magna Jovis manus.
Hor.

Man sagt, daß die Perser, bei ihrer alten Staats-Einrichtung, öffentliche Schulen hatten, auf denen die Tugend als eine freie Kunst oder Wissenschaft gelehrt ward; und es ist ohne Zweifel weit wichtiger für den Menschen, daß er lerne,

trotz der Versuchungen, seine Leidenschaften zu beherrschen, in seinen Geschäften gerecht, in seinen Freuden mäßig zu sein, im Unglück mit Kraft sich aufrecht zu erhalten, und in allen Angelegenheiten und Verhältnissen des Lebens mit Klugheit sich zu benehmen; das Alles zu erlernen, sage ich, ist gewiß von weit größerem, reelleren Werth für ihn, als Meister zu sein in allen übrigen Künsten und Wissenschaften in der Welt.

Tugend allein ist hinreichend, einen Menschen groß, berühmt und glücklich zu machen. Wer Cato kennt, wie ich, muß darüber denken, wie ich, und wird eingestehen, daß er den Namen verdiene, wenn die Welt ihn auch nicht damit beehrt hat. Cato ist ein Mann, dem das Schicksal den unbekanntesten Theil dieses Landes zur Heimath angewiesen hat. Seine Umstände sind so, daß sie ihm nur wenig mehr als das Nothwendigste gewähren, und doch, wer ist größer, als Cato? Vor Kurzem noch war ich in der Stadt in einer Gesellschaft, wo die angesehensten Männer des Orts versammelt waren; Cato kam auch hin, weil er Geschäftssachen mit einigen dieser Herren abzumachen hatte. Er er-

schien in der einfachsten Landtracht; sein Oberrock war von grobem Wollenzeug, alt und abgetragen, seine Wäsche von eigen gemachter Leinewand, sein Bart gewiß in einer ganzen Woche nicht geschoren, seine Schuhe dick und schwer, und alles Andere mit dem Genannten im Einklang. Weßhalb ward dieser Mann von allen Anwesenden mit der größten Achtung empfangen, selbst von denen, die ihn nie zuvor gesehen hatten? Es war weder die Herrlichkeit der Tracht, noch die Schönheit der Gestalt, was uns mit Bewunderung erfüllte. Ich glaube, die lange Gewohnheit der Tugend hat einen auffallenden Einfluß auf die Gesichtszüge; es war etwas in dem Ausdruck seines Gesichtes, das von wahrer Seelengröße zeugte, und diese sprach sich gleichfalls in seinem ganzen Benehmen, wie in allen seinen Worten aus, und nöthigte uns, ihn mit einer Art von Ehrfurcht zu betrachten. Sein Ausdruck hat etwas Mildes, durch seine Menschlichkeit und Herzensgüte, und zugleich etwas Kühnes, durch seine Entschlossenheit, die gleich frei ist von schüchterner Verlegenheit und unziemlicher Dreistigkeit. Das Bewußtsein des innern Werthes und der unerschütterlichen Recht=

schaffenheit giebt ihm Ruhe und Unerschrockenheit in Gegenwart der vornehmsten und mächtigsten Männer, und bei den außerordentlichsten Gelegenheiten. Seiner strengen Rechtlichkeit und allbekannten Unparteilichkeit wegen, ist er in der ganzen Gegend auf viele Meilen weit der Schiedsrichter aller Streitigkeiten, und überhebt dadurch seine Nachbaren der Kosten, der Verlegenheit und der Unsicherheit der gerichtlichen Prozesse. Ohne sich zu scheuen oder zu schämen, spricht er stets, wie er es meint, weil er sicher ist, immer das Gute zu wollen, und weil er nie im Gefühle der Verwirrung und Angst, auf einer niedrigen Falschheit ertappt zu werden, zu erröthen braucht. Ein Gemisch von Unschuld und Weisheit giebt ihm eine stete ernste Heiterkeit.

„Die Braven fürchten nie das Licht des Tages.
Gerecht im Urtheil, offen von Gemüth,
Verstellungslos und frei in Haß und Liebe,
Sind sie auf Erden immer noch zu finden,
Und Gott und Welt sind Richter ihrer Thaten.“

Rowe.

Wer wollte nicht, wenn ihm die Wahl frei stände, lieber einen solchen Ruf verdienen, als, ohne denselben, der reichste, der ge-

lehrteste oder der mächtigste Mann im Lande sein?

Es liegt fast durchgängig in der Natur des Menschen, zu wünschen, daß alle Uebrigen ihn schätzen und achten möchten; allein mit Bedauern sehe ich, wie Wenige den einzig richtigen Weg einschlagen, um diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Dieser löbliche Ehrgeiz nimmt nur zu oft eine verkehrte, manchmal sogar eine schlechte Richtung. Um Einfluß und Bedeutsamkeit zu erlangen, sieht man Einige nach Gelehrsamkeit, Andere nach Reichthum trachten, Einige wieder nach nichts streben, als für witzig gehalten zu werden, Andere, nur durch ihr Aeußeres zu glänzen; aber was sind Witz, Reichthum, Schönheit und Gelehrsamkeit in Vergleich mit Tugend? Wahr ist es, wir lieben die Schönen, rühmen die Gelehrten, lachen über die Witzigen und fürchten die Reichen und Mächtigen; aber wir achten und verehren die Tugendhaften. Und das ist kein Wunder; denn die Letzteren sind selten, sehr selten. Wenn wir mit demselben Eifer danach strebten, gut zu werden, mit welchem wir nach irdischer Größe ringen, so würden wir wahre Größe erlangen durch Gutsein, und die Zahl der

Achtungswerthen würde bedeutend zunehmen. Wer aber meint, er könne groß werden, ohne gut zu sein, der irrt sich sehr; denn, mit Ueberzeugung kann ich es aussprechen, es hat nie ein großer Mensch gelebt, der nicht zugleich in Wahrheit tugendhaft war.

O Cretico, du trübsinniger Philosoph, du geschliffener Staatsmann! du bist schlau, aber weit entfernt, weise zu sein! Wie solltest du geschätzt und geliebt sein, gleich Cato? Wie solltest du unter deinen Kreaturen die ungeheuchelte Achtung finden, und die wahre Theilnahme, die jeder Mensch für ihn empfindet? Wirst du nie einsehen lernen, daß das kriechende, unterthänige, niedrige Betragen deiner Untergebenen keineswegs aus Dankbarkeit für empfangene Gunst, sondern nur (gleich der Huldigung, welche die Indianer dem Teufel darbringen) aus Furcht entspringt vor dem Uebel, das du ihnen zufügen könntest? Du bist nicht ganz ohne Tugend; viel Gutes ist in dir, und manche gute Handlung wird dir nachgerühmt. Höre auf den Rath eines Freundes: lege jene schalen Schriftsteller an die Seite, laß sie, mit Staub bedeckt, auf ihren Brettern vermodern; du aber ergreife ein besseres,

nützlicheres Studium, — erforsche die Menschheit und dich selbst.

Zum Schluß noch die ernstliche Warnung, daß von dieser Zeit an kein Mensch, von welchem Alter, Geschlecht, Stand oder Rang er sein möge, unter irgend einem Vorwande sich unterfange, nach der Person des Verfassers dieser Aufsätze sich zu erkundigen — bei Strafe seines Mißfallens (mit alleiniger Ausnahme seiner nächsten, theuren Verwandten).

Auch ist zu bemerken, daß unter den, in diesen Blättern gezeichneten, schlechten Charakteren keine bestimmte Personen zu verstehen sind, wenn dies nicht bestimmt ausgedrückt ist; und endlich, daß Rummeltopf keiner Partei angehört, sondern sich in Alles mischt.

NB. Cretico lebt in einer benachbarten Provinz.

Der Rummeltopf. Nro. IV.

(Vom 18. Februar 1728.)

Ne quid nimis.

In meinem ersten Aufsatze habe ich die gelehrten und geistreichen Männer eingeladen, an

meinem Unternehmen Antheil zu nehmen *), und ich wiederhole jetzt diese Einladung. Ich wollte dadurch einem Jeden Gelegenheit geben, sein Talent zum Schreiben zu versuchen, und falls er damit begabt ist, sich und seine Freunde zu unterhalten und den Geschmack des Publikums zu verbessern. Es wåre doch hart, wenn wir nicht im Stande sein sollten, auf ein Jahr wenigstens, den Rummeltopf mit eigenen Erzeugnissen zu versehen. Was mich betrifft, so habe ich schon ausgesprochen, daß ich, ohne irgend eine boshafte Nebenabsicht, nur das Wohl meines Vaterlandes im Herzen tragend, nichts Anderes will, als die edlen Grundsåtze der Tugend verbreiten und vor jeglichem Laster warnen. Da ich aber wohl weiß, daß der große Haufe nichts mehr haßt, als Belehrung, und daß daher im Allgemeinen nicht mehr als die erste Zeile von meinen Aufsåtzen gelesen werden wůrde, wenn sie wirklich nichts als heilsame Lehren und Vorschriften enthielten, so muß ich mich schon dazu verstehen, die Menge gelegentlich in ihrer eigenen

*) Diese Stelle ist dort übergangen, da sie an sich von geringem Interesse schien.

Art und Weise zu belustigen. Es giebt eine Art von berühmten Namen in unserem Lande, die zum Gegenstand der allgemeinen Abneigung geworden sind. Wenn ich dann und wann die nöthige Muße finden und es über mich gewinnen kann, einen dieser Herren ein wenig durchzuhecheln, so wird die Hoffnung, auf solche Dinge zu stoßen, Viele bewegen, meine Aufsätze durchzulesen, die ohnedies uumittelbar zu den Tagesneuigkeiten und vermischten Anzeigen übergehen würden. In der Ueberzeugung, daß die angesehensten Männer unter uns ihr Vaterland, ungeachtet seiner Undankbarkeit und der, das Gegentheil andeutenden, Aeußerungen neidischer und boshafter Menschen, aufrichtig lieben, so kann ich nicht daran zweifeln, daß sie mir die Freiheit, die ich mir in der erwähnten Absicht zu nehmen Willens bin, gern verzeihen werden.

Bis jetzt habe ich noch wenige Korrespondenten, aber ihre Zahl wird sich wohl mehren. Der folgende Brief ist einer der ersten, die ich erhalten habe, und war mir um so erfreulicher, da er, von schöner Hand geschrieben, Beschwerden enthält, zu denen auch ich mich leider nur zu oft veranlaßt fühlte.

An den Rummeltopf.

Mein Herr!

Sie haben, wie Sie sich auszudrücken belieben, sich selbst zu einem Censor morum ernannt, was, wie ich höre, so viel bedeutet, wie: Sitten-Verbesserer. Ich muß gestehen, ich kenne Niemanden, an den man sich passender zur Abhülfe alles Ungemachs wenden könnte, das man, aus Mangel an guten Sitten, von gewissen Leuten erdulden muß. Sie müssen wissen, ich bin ein unverheirathetes Frauenzimmer, und halte zu meinem Lebens-Unterhalt einen Laden in dieser Stadt. Eine meiner Nachbarinnen, mit der ich schon seit geraumer Zeit in vertraulichem Umgang lebe, war mir in der That eine recht angenehme Gesellschafterin; allein in der letzten Zeit kommt sie so übertrieben oft, und bleibt jedesmal so übermäßig lange, daß mir die Geduld völlig ausgeht. Ich behalte auch nicht ein bischen Zeit für mich, und Ihrer Klugheit und Erfahrung wird es gewiß nicht entgangen sein, daß jeder Mensch seine kleinen Privat-Angelegenheiten und Geheimnisse habe, wobei man auch den besten Freund nicht eben zum Zeugen wünscht. Ich kann aber nicht

das Allergeringste vornehmen, ohne daß sie davon Bescheid wissen muß, und es ist ein wahres Wunder, daß ich Gelegenheit gefunden habe, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Mein Unglück ist es, daß ich ihr wirklich meine Achtung nicht versagen, und es daher nicht über mich gewinnen kann, ihr die unfreundlichen Worte zu sagen, daß es mich freuen würde, etwas seltener den Genuß ihrer Gesellschaft zu haben; denn wenn dergleichen je über meine Lippen käme, so muß ich fürchten, daß sie meine Schwelle nie wieder betreten würde. Aber ach! mein Herr, ich habe Ihnen noch nicht die Hälfte meiner Noth geklagt. Sie hat zwei Kinder, die eben groß genug sind, herum zu laufen und allerlei Unheil anzurichten; diese sind immer mit der lieben Mama entweder in meinem Zimmer oder im Laden, wenn auch noch so viele Käufer sich ein- und ausdrängen. Zuweilen zerrt das eine an den Waaren auf den untersten Fächern meines Ladens und wirft sie an die Erde, wo das andere sich eben schlecht aufgeführt hat. Meine Freundin hebt das Paquet wieder auf und ruft: »O du unartiger, häßlicher kleiner Schelm! Doch sieh, Liebe, es hat nicht viel Schaden gelitten, ist nur ein wenig

naß geworden,« und legt es wieder hin an seine Stelle. Zuweilen fallen sie über meine Nagelkiste her, die unterm Zahltisch steht, und machen sich, zu meinem großen Verdruß, den Spaß, die abgesonderten Sorten unter einander zu mischen. Ich gebe mir alle mögliche Mühe, meinen Unwillen zu verbergen, und gehe mit ernster Miene dran, sie von neuem zu sondern. Dann schreit sie: »Ich bitte dich, Liebe, genire dich nicht, laß sie ein wenig spielen; ich will Alles wieder zurecht legen, eh' ich gehe.« Aber es wird nie so zurecht gelegt, daß ich nicht noch viel Noth und Mühe davon hätte, wenn sie gegangen sind. Auf diese Weise, mein Herr, habe ich alle Sorge und Verdrießlichkeit von den Kindern, ohne die Freude, sie die meinigen nennen zu können; und sie sind so an mein Haus gewöhnt, daß sie sich sonst nirgends mehr zufrieden geben wollen. Wenn die gute Frau sich's hätte genügen lassen, zehnmal des Tages zu kommen, und jedesmal nicht über eine halbe Stunde zu bleiben, so hätte ich mich darein ergeben, und würde Ihnen wohl nie mit diesem Briefe beschwerlich gefallen sein. Aber diesen Morgen haben sie mich so gequält, daß ich's nicht länger

ertragen konnte; denn während die Mutter mich mit zwanzig impertinenten Fragen in die Enge trieb, und das jüngste Kind mit lautem Jubel meine Nägel handvollweise auf der Erde umherwarf, machte das andere mit dem Hammer auf meinem Zahltisch einen so gellenden Lärm, daß ich fast wahnsinnig ward. Ich war eben damit beschäftigt, mir eine neue Haubenbesetzung zuzuschneiden, aber in der Angst der Verwirrung schnitt ich so unförmliche, schiefe Streifen heraus, daß ich ein Stück vom feinsten Muslin völlig verdarb. Ich bitte Sie, mein Herr, sagen Sie mir, was ich dabei thun soll, und in Ihrem nächsten Blatte geben Sie den Leuten Etwas über dieses unvernünftige Besuchen zu lesen. Aber meine Nachbarin möchte ich um Alles in der Welt nicht gekränkt sehen, denn, aufrichtig, ich liebe sie und ihre Kinder, wie sich gute Nachbaren nur lieben können, und — sie kauft alljährlich für eine hübsche Summe in meinem Laden. Mein Wunsch ist nur, sie möge doch bedenken, daß sie mich wirklich unbarmherzig behandelt, wenn es auch, wie ich gewiß glaube, von ihrer Seite nur Gedankenlosigkeit ist. Aber ich habe Ihnen noch sieben Sachen mehr zu

sagen: Da ist ein hübscher Herr, der sich gelüsten läßt (das scheint mir außer Zweifel), mir den Hof zu machen, er kann aber keine Gelegenheit finden, mich — Ach, du meine Zeit! da kommt sie schon wieder; ich muß schließen.

Ihre ꝛc.

Langmuth.«

Gott sei Dank, daß diese zufällige Unterbrechung ihr Klagelied abkürzte, das, wie mich dünkt, schon vollkommen lang genug ist, und sonst vermuthlich noch einmal so lang geworden wäre. Allein ich muß doch gestehen, daß die arme Person mich dauert, weßhalb ich denn in ihrem Namen die Besucherin ersuchen will, die Worte des Weisen wohl zu bedenken: »Ziehe deinen Fuß zurück aus des Nachbars Haus, damit er deiner nicht müde werde und am Ende dich hasse.« Es mag wol ein kitzliches und schwieriges Ding sein, unsere Besuche jederzeit so einzurichten, daß wir keinem Menschen Anstoß geben, indem wir zu oft oder zu selten kommen, zu kurz oder zu lange bleiben. Im Allgemeinen scheint es mir jedoch, wenn man keinem lästig fallen will, das Sicherste zu sein, nur selten

Besuche zu machen und nirgends zu lange zu verweilen, unerachtet der dringendsten Einladungen, die wahrlich nicht immer aufrichtig sind. Und wenn die Gesellschaft eines Menschen auch wirklich aufrichtig gewünscht wird, so wird ihm doch eine zu große Zurückhaltung weit eher verziehen, als das Gegentheil.

Gar vielen Unannehmlichkeiten sind die Menschen bloß aus Mangel an Muth unterworfen, der in den Ereignissen des gewöhnlichen Lebens nicht weniger unentbehrlich ist, als in der Feldschlacht. Wie viele Zudringlichkeiten erdulden wir nicht täglich mit großem Mißbehagen, weil es uns an Muth fehlt, unsere Unzufriedenheit zu erkennen zu geben? Und warum sollten wir nicht die Geradheit und Freimüthigkeit haben, unsern Freunden zu sagen, daß ihre langen Besuche uns zuweilen unbequem sind. Vielleicht wird es den Lesern nicht ungelegen sein, wenn ich ihnen bei dieser Gelegenheit erzähle, wie, nach dem Zeugniß eines glaubwürdigen Mannes, die Türken die sie Besuchenden zu unterhalten pflegen. »Wenn man in der Türkei,« so sagt mein Gewährsmann, »eine Person von Ansehen besucht, und die Komplimente oder etwaige Ge-

schäfts-Angelegenheiten, oder was sonst den Besuch veranlaßte, abgemacht hat, so wird dem Diener ein Wink gegeben, Erfrischungen zu bringen, worauf dieser sogleich mit einigen Süßigkeiten nebst Sorbet und Kaffee erscheint, und alles dies mit der größtmöglichen Ehrfurcht den Gästen nach der Reihe darreicht. Zuletzt aber kommt die Hauptsache, nämlich die Durchräucherung der Bärte, die auf folgende Art bewerkstelligt wird. Der Diener bringt ein kleines zierliches Kohlenfaß mit einem durchlöcherten Deckel, thut einige frische Kohlen hinein und auf diese ein Stück Aloeholz, das sofort einen lieblich duftenden Rauch verbreitet, der durch die Löcher des Deckels aufsteigt. Darauf wird das Gefäß unter eines Jeden Kinn gehalten und so den Bärten gleichsam ein Opfer dargebracht. Der borstige Götze empfängt die dargebotene Huldigung, und nimmt den Gummidampf so gierig in sich auf, daß er noch eine ganze Weile den Wohlgeruch behält, und mithin dem Träger gleichsam als Blumenstrauß (zur Nasenfreude) dienen kann.

Diese Sitte kann auf den ersten Anblick als lächerlich erscheinen; doch die Türken legen großen Werth darauf, und ich muß selbst gestehen,

daß die Absicht sehr weise und nützlich ist. Der Sinn ist nämlich kein anderer, als eine höfliche Entlassung der Besucher, denen der Herr des Hauses auf diese Weise andeutet, daß er, anderer Geschäfte halber, nichts dawider habe, wenn sie nun, je eher, je lieber, sich entfernen wollten. Durch dieses Mittel kann man daher zu jeder Zeit und ohne Beleidigung von langweiligen, unzeitigen Besuchen sich befreien, und zugleich von der Nothwendigkeit, in die so allgemein übliche Heuchelei einzustimmen, mit welcher man diejenigen dringend ersucht, noch länger zu verweilen, die man, im Unwillen über den störenden, schon viel zu langwierigen Besuch, vielleicht im Herzen hinwünscht, wo der Pfeffer wächst.«

So weit mein Gewährsmann. Was mich betrifft, so hat mir diese Türkische Sitte so wohl gefallen, daß ich in Zukunft etwas Aehnliches bei mir einführen werde. Ich habe mir bereits eine Flasche mit ächtem Franzbranntewein für die Herren, und eine andere mit Limonade für die Frauen zurecht gestellt. Nachdem ich jedem ein Gläschen und darauf eine Prise meines besten Schnupftabacks gereicht haben werde, erwarte ich, daß die ganze Gesellschaft sich empfehlen und mir

Muße gönnen werde, meine Studien zur Förderung des gemeinen Besten fortzusetzen.

Ankündigung.

In Kurzem werde ich meine bereits begonnene Geschichte des Ursprungs und Fortschreitens des berühmten Schnappsklubbs dem Druck übergeben. Wer mit Thatsachen, Charakterzügen, Verhandlungen rc. bekannt ist, die zur Vervollständigung und Ausschmückung dieses Werkes dienen könnten, wird gebeten, seine gefälligen Mittheilungen an die Druckerei dieser Blätter zu adressiren.

Der Rummeltopf. Nro. V.

(Vom 25. Februar 1728.)

Vos, o patricius sanguis, quos vivere fas est
Occipiti caeco, posticae occurrite sanae.
Persius.

Ein Schreck den Uebelthätern und eine lobende Ermunterung den Guten zu sein, das ist der Zweck dieser Blätter, und mir ist die innige Freude geworden, zu sehen, daß mein Unterneh-

men von den Gerechten und Guten gebilligt und unterstützt wird, und daß sehr Wenige nur gegen mich sind, außer denen, welche Ursache haben, mich zu fürchten.

Es giebt wenige Menschen, deren Betragen ganz frei von kleinen Thorheiten oder Fehlern wäre; aber auch die besten Freunde scheuen sich, aus übertriebenem Zartgefühle, solche Dinge zu rügen; es giebt ferner geringfügige Laster und kleine Verbrechen, die das Gesetz nicht beachtet oder doch nicht verhütet; es giebt aber auch große Schurkenstreiche, die zuweilen so schlau ausgeführt und mit solcher Umsicht geheim gehalten werden, daß es dem Gesetz nicht gelingt, die Thäter zu entdecken oder zu erwischen. Alle diese und ähnliche Dinge gehören in mein Gebiet, als Censor; und ich bin entschlossen, die Pflicht, die ich mir selbst anvertraut habe, nicht zu vernachlässigen, sondern mein Amt treu und sorgsam zu verwalten. Damit aber alle Welt beurtheilen könne, wie gerecht und wie menschlich zugleich mein Verfahren sein werde; damit selbst meine Feinde sich überzeugen mögen, daß ich keine Freude daran finde, die Düngerhaufen lasterhafter Menschenleben zu durchsuchen; und damit end=

lich gewisse Menschen in ihrer Angst ein wenig beruhigt und von dem schrecklichen Herzklopfen befreit werden, woran sie seit Kurzem gelitten haben und noch leiden; so will ich hierdurch gnädig proklamiren, daß die Beleidigungen, Verbrechen und Bübereien aller Art, die vom Anfange des Jahrs 1681 bis zu dem Tage, an welchem das erste dieser Blätter erschien, begangen worden sind, der Vergessenheit übergeben sein sollen, und förmlich versprechen, mich nur mit solchen zu befassen, die von dem genannten Tage an begangen sind und künftig noch begangen werden. Wenn jemand (früher) durch Betrug und Erpressung, durch List und Heuchelei sich bereichert hat; wenn eine Frau ihrem Manne untreu gewesen, oder ein Mann durch harte Behandlung oder Vernachlässigung das Herz eines treuen Weibes gebrochen, und durch seine Ausschweifungen Gesundheit und Vermögen vergeudet hat; wenn ein niederträchtiger Schurke seinen Freund verrathen und seine Ehrlichkeit für Gold verkauft, oder ein noch Verächtlicherer ihn erst bestochen und dann um den Handel betrogen hat; so soll das Alles, und vieles Andere noch, vergessen sein und verschwiegen bleiben; aber — das merke sich ein

Jeder — ich erwarte und verlange dagegen eine schnelle und allgemeine Besserung.

Diese Drohung wird, so hoffe ich, eine gute Wirkung haben. Wird sie beachtet, so kann sie eine unzählige Menge von Thorheiten und Schlechtigkeiten verhüten, und mir zugleich unsägliche Mühe ersparen. Damit aber Keiner sich mit der Hoffnung schmeichle, daß er seine Streiche vor mir wohl zu verbergen wissen werde, und deßhalb seine Uebelthaten nicht einzustellen denkt, so muß ich ferner noch öffentlich bekannt machen, daß ich seit Kurzem im vertrautesten Verhältniß zu der außerordentlichen Person stehe, die mir vor einiger Zeit folgenden Brief schrieb, und, indem sie die wunderbare Eigenschaft besitzt, das geheimste Unrecht zu entdecken, mir bei meinem Reformationswerke die größte Hülfe zu leisten im Stande ist.

Herr Rummeltopf!

»Ich bin sehr erfreut über die Gelegenheit, die Sie mir gegeben haben, Ihnen, und durch Sie diesem Lande nützlich zu werden. Ich muß Ihnen sagen, daß die Umstände und Verhältnisse meiner Geburt und meines Lebens so wunderbar

an sich waren und auch mein Innerstes so wunderbar anregten, daß ich jetzt die seltene Eigenschaft besitze, nicht nur das Beginnen abwesender und schlafender Menschen, sondern auch den Teufel selbst in vielen seiner geheimsten Umtriebe, in den verschiedenen Gestalten, Angewöhnungen und Namen von Männern und Frauen, entdecken und wahrnehmen zu können. Auf meinen vielen Reisen habe ich nur sehr Wenige getroffen, die mit einer ähnlichen Fähigkeit begabt waren, und kann daher um so sicherer behaupten, daß Sie schwerlich einen Menschen finden werden, der Ihr Unternehmen wirksamer unterstützen könnte, als ich. Meines Vaters Vaters-Vater (denn wir hatten keine Großväter in unserer Familie) war derselbe John Bunian, der das berühmte Buch: The pilgrim's progress, schrieb, und in einigem Grade die natürliche Eigenschaft des Geistersehens besaß. Diese Eigenschaft (über deren früheren Ursprung unsere Familien-Chronik keine deutliche Auskunft giebt) ist auf alle seine Nachkommen übergegangen, jedoch nicht in gleichem Grade. In einigen von meinen Vettern war sie sehr schwach, und vermuthlich wäre sie in unserm besondern Zweige der Familie fast ganz erloschen,

wenn mein Vater nicht auf Reisen gegangen wäre. Er war in seiner frühen Jugend in Neu-England; dort heirathete er und dort ward mein ältester Bruder geboren, der so viel von dieser Eigenschaft besaß, daß er die Hexen bei einigen ihrer geheimen Verrichtungen entdecken konnte. Später begaben sich meine Eltern nach England, wo mein zweiter Bruder geboren ward, der jedoch nur sehr wenig Seherkraft empfing, indem er nur im Stande war, die Ereignisse, während sie sich zutrugen, und eine ziemliche Weile nachher zu unterscheiden. Mein guter Vater konnte noch keine Ruhe finden; er zog nach Schottland und ließ sich in den Hochlanden nieder, wo ich das Licht der Welt erblickte. Ob nun Boden, Klima oder Konstellationen, worüber verschiedene Andeutungen aufbewahrt worden sind, es bewirkt haben, daß die, meinen Vorfahren eigenthümliche, Gabe des Geistersehens mir in höherem Glanze zu Theil ward, als den übrigen Gliedern der Familie, seit mehreren Generationen, das will ich hier nicht untersuchen. Eine Thatsache aber ist es, daß ich die Gabe in seltenem Grade besitze, und wenn Sie mein Vorhaben begünstigen, so will ich diese Gelegenheit ergreifen, um meine

Fähigkeit zum Guten anzuwenden, was viele Ihrer rechtschaffenen Leser mir gewiß Dank wissen werden, obgleich die Enthüllung meiner Abkunft mir keineswegs die Achtung Ihrer großen Gelehrten und neueren Philosophen verspricht. Dies hat mein Vater sich längst gesagt, und damit der Ruf der Familie dem Glücke der Kinder nicht im Wege stehe, hat er beim jedesmaligen Wechsel seines Aufenthalts auch klüglich seinen Namen verändert.

In Betreff der Art und Weise, wie ich Ihnen nützlich und selbst immer mehr in der Welt bekannt werden kann, will ich nur noch Folgendes bemerken: Kraft der mehrerwähnten außerordentlichen Naturgabe sehe ich, in meiner Kammer sitzend, fortwährend eine große Anzahl von Männern, Frauen und Kindern, von allen Klassen, und Alles, was sie thun; dies wird meinem Geiste zu lästig und macht mich überdies, obgleich wider die Vernunft, besorgt, daß dieses ganze Heer von Menschen auch mich sehen und beobachten könne, weßhalb ich mich nach Einsamkeit und Zurückgezogenheit sehne; andererseits wird es mir aber eine Erleichterung sein, mich meiner Gedanken und Bemerkungen entledigen zu kön-

nen, und zwar auf diejenige Art, die Ihnen bereits in Vorschlag gebracht worden ist, durch

Ihren ergebensten
Freund und Diener.«

Den Namen dieses Korrespondenten muß ich, aus Besorgniß für sein Leben oder seine Sicherheit, verheimlichen, und ich kann nur seine Klugheit rühmen, wenn er selbst es vorzieht, in Dunkelheit zu leben. Nie werde ich das Schicksal meines armen Affen vergessen. Er hatte die üble Gewohnheit, zu grinzen und zu kichern, so oft er etwas mit einem Weiberrock erblickte, und meine einfältigen Nachbarinnen bildeten sich ein, das Aeffchen grinze jedes Frauenzimmer an, das sich nicht bis zur Ehe habe gedulden können. Kaum hatte sich diese Sage verbreitet, als sie allgemein geglaubt und das unschuldige Thier zum Tode verurtheilt ward. Wer das Urtheil vollzog, habe ich nie erfahren, aber er ward wirklich in einer finstern Nacht ermordet und an einen meiner Thürpfosten gehängt, wo ich ihn, durch unzählige Dolchstiche ganz verstümmelt, am folgenden Morgen fand.

Da der Censor bemerkt hat, daß die an-

steckende Krankheit der Schreibsucht gewaltig um sich greift, und da er, in Bezug auf gesunden Witz und Verstand, für den guten Ruf seines Vaterlandes ängstlich besorgt ist, so hat er beschlossen, alle Schriften, in Prosa oder Versen, die auf eines von beiden Anspruch machen, unter seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen, und verbietet dem gemäß, für die Zukunft irgend etwas der Art zu publiciren, das nicht zuvor seine Prüfung bestanden und sein Imprimatur erhalten hat, verlangt jedoch für die Bemühung nicht mehr als drei Groschen per Bogen.

NB. Unerachtet dieses Verbots dürfen alle satyrischen Bemerkungen über den Rummeltopf, ohne alle Prüfung und Vergütung, gedruckt werden, welche Erlaubniß von den kleinen Geistern der Stadt und Umgegend gewiß dankbar anerkannt und angenommen werden wird.

Der Herr, welcher sich Sirronio nennt, wird beauftragt, sogleich nach Empfang dieses Blattes sein großes Buch der Gräuel zu verbrennen.

PS. Aus Mitleid mit dem jungen Menschen, in Betracht der großen Mühe, die er sich gegeben hat, und in Erwägung seines wirklich gutmüthigen Charakters, mit dem ich so eben

erst bekannt geworden bin, habe ich für gut erachtet, das Urtheil, dem zufolge sein großes Buch der Gräuel den Flammen übergeben werden sollte, bis weiter zu suspendiren; jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß besagtes Buch keinem, mit einigem Geist begabten, Fremden oder Ausländer gezeigt werde.

Noli me tangere.

Ich hatte anfangs beschlossen, mich auf keinen Fall in öffentliche persönliche Streitigkeiten mit Anderen einzulassen, weil ich einsehe, daß dergleichen Dinge meinen Lesern nicht weniger lästig sein müssen, als mir selbst, indem mein Blatt alsdann mit Angriffen, Vertheidigungen, Gegen-Angriffen 2c. sich füllen würde; denn eine solche Art von Schreiberei pflegt kein Ende zu nehmen und überdies selten etwas Erbauliches oder Unterhaltendes zu enthalten. Wenn aber ein Mann von solchem Ansehen, wie Herr —, sich veranlaßt fühlt, mich mit solchem Eifer anzuklagen und zu verdammen, wie es in der letzten Nummer von Keimer's Instructor geschehen ist; so kann ich es doch nicht über mich gewinnen, gar nichts zu meiner Vertheidigung zu sagen.

Zuvor aber will ich dem Publikum, dem ich wichtigere Dinge vorzulegen habe, die Versicherug geben, daß ich von dieser Zeit an keine Beschuldigung mehr beachten werde, die so wenig wahren und vernünftigen Grund hat.

Der Inhalt der gegen mich erhobenen Klage ist folgender. Nicht zu gedenken der Andeutung, daß es mir an Menschenliebe, und mithin auch an Religiosität, fehle, wird behauptet: daß ich mich der Verläumdung schuldig gemacht habe, eines Lasters, das, nach dem Urtheile jedes guten Menschen, nicht nur gehässig, sondern auch dem Christenthum, der Moral und dem Recht zuwider, und in einigen Fällen sogar unmenschlich ist; daß ich ferner den Ruf Anderer zerstöre, und durch nichtiges Vorgeben mich dem Vorwurf der Bosheit und des Vorurtheils schlau zu entziehen trachte; daß ich Waffen gebrauche, die von jedem besseren Menschen verabscheut werden; und endlich, daß mein Verfahren gegen meine Mitbürger überhaupt allen bessern und weisern Menschen verwerflich erscheinen müsse, und zwar aus denselben Gründen, aus welchen die Verwerflichkeit des Mordes hervorgehe. Und alles das wird aus einer Charakterschilderung gefolgert, die ich in

der dritten Nummer dieser Blätter publicirt habe.

Um die Gerechtigkeit und Wahrheit der schweren Beschuldigung beurtheilen zu können, wird es daher erforderlich sein, den erwähnten Aufsatz nochmals zu prüfen. Es muß in der That befremden, wenn man nun erfährt, welche Kleinigkeit eine so heftige, schwere Beschuldigung veranlassen konnte! Auf welchen Lebenden auch mein Ankläger den Charakter des Cretico bezogen haben möge, das Schlimmste, was von ihm gesagt ward, ist: daß er ein trübsinniger Philosoph sei, schlau, aber nicht weise.

Es giebt gewiß wenige Charakterschilderungen, die, in einem so großen Lande, wie dieses ist, nicht auf irgend eine Person sich anwenden ließen. Wenn ich aber auch durch meinen Cretico eine bestimmte Person hätte bezeichnen wollen, so wäre doch, dünkt mich, meine Unparteilichkeit hinlänglich dadurch bewiesen, daß ich in demselben Satze sagte: Cretico sei nicht ohne Tugend rc. Mein Ankläger verlangt, ich solle künftig durchaus keine Charakterbilder mehr zeichnen; und warum? — Meines Gegners einzige Gründe sind in folgenden Fragen enthalten: »Weßhalb

soll eines Mannes Bild gezeichnet werden, zu welchem er nie gesessen hat? Weßhalb ist es der Willkühr eines Andern eher gestattet, ihm seinen guten Namen zu nehmen, als ihm sein Geld und seine Habe zu rauben? Ich erwiedere: Kein Mensch hat einen rechtlichen Anspruch, weder auf Eigenthum, noch auf guten Ruf, wenn er diese Güter durch sein eigenes Benehmen verwirkt hat. Wer Geld und Kredit verschwendet, verliert jenes; wer Zeit und Lebenskraft vergeudet, bringt sich um diesen. Das Publikum hat unstreitig das Recht, zu entscheiden, welcher Ruf einem Menschen, in seinen Augen, zukomme. Gesetzt, ich hätte Lust und Fähigkeit, alle guten und schlechten Charaktere dieses Landes zu schildern, könnte wohl ein guter Mann mir's mit einigem Grunde übel nehmen, daß ich gute Menschen darstelle? Und wenn ich schlechte Charakterbilder zeichne, können die zu anderen Menschen passen, als zu denen, welche es verdienen? Und haben Andere Grund und Recht, sich darüber zu beschweren, wenn diesen zu Theil wird, was sie verdienen?

Wenn die Frage: ob eines Mannes Bild publicirt werden dürfe, zu dem er nicht gesessen

habe? einen vernünftigen Sinn hat, so kann es wohl nur der sein, daß man keinen Charakter zeichnen solle, ohne des Eigners Einwilligung. Wenn ich den Wolf im Schaafsfelle entdecke, da er eben im Begriff ist, meines Nachbars Schaafe zu erwürgen, muß ich auf seine Erlaubniß warten, um ihn zu enthüllen und in seinem Beginnen aufzuhalten? Wenn ich von einem Manne weiß, daß er ein ausgemachter Schurke ist, muß ich mir erst seine Einwilligung erbitten, um meine Freunde vor ihm zu warnen? Wenn das der Fall ist, so hätte auch der Rummeltopf, selbst wenn er die Beschuldigungen alle verdiente, erst um Erlaubniß gefragt werden müssen, ehe der Gegner eine so schreckliche Anklage gegen ihn publiciren durfte.

Der Rummeltopf. Nro. VIII.

(Vom 20. März 1728.)

Quid non mortalia pectora cogis,
Auri sacra fames? *Virgil.*

Eine der größten Freuden, die einem Schriftsteller werden können, ist sicher die, seine Schrif-

ten loben zu hören. Um dieser Freude theilhaftig zu werden, ist es so durchaus nothwendig, der Welt unsere Namen zu verbergen, während wir unsere Gedanken publiciren, daß ich hoffen darf, meine Freunde werden mir Glück wünschen, den sorgfältigen, aber vergeblichen Nachforschungen entgangen zu sein, die man angestellt hat, um zu erfahren, wer ich sei. Jedermann wird einräumen, daß ein Schriftsteller, als solcher, nur nach dem Werthe seiner Leistungen beurtheilt werden solle; in unsern Tagen aber haben Stolz, Befangenheit und Parteisucht so überhand genommen, daß wir, wie die Erfahrung lehrt, unser Urtheil über ein Werk nach dem Charakter des Verfassers bilden. Ja, es giebt sogar so demüthige Politiker unter uns, daß sie erst fragen, ob der Schreiber auf der rechten oder linken Seite sitze, ehe sie es wagen, ihre Meinung über das Geschriebene laut werden zu lassen. Mir war dieses kleinmüthige Verfahren wohl bekannt, als ich meine erste Schrift drucken ließ, und deßhalb verschwieg ich meinen Namen. Und — ich frage die Freimüthigeren — habe ich seit der Zeit ein einziges Beispiel von Parteilichkeit u. dgl. gegeben? Ich kann mir

selbst das Zeugniß geben, daß ich, nur aus reiner Vaterlandsliebe, mit der Offenheit eines ehrlichen Mannes, Alles, was mir unsinnig, lächerlich, unrechtlich und unsittlich erschien, ohne Scheu angegriffen habe; und so werde ich's ferner thun.

Ich gestehe, es wird mir oft schwer, den Ernst und die Würde meines Censor-Amts im Auge zu behalten, wenn ich die albernen, grundlosen Beurtheilungen einiger meiner Schriften höre. Ein gewisser Herr, zum Beispiel, hat sichs recht sauer werden lassen, zu dem in Nro. IV. dieser Blätter mitgetheilten Briefe einen Schlüssel zu schreiben, indem er eine arglose Satyre über die Zudringlichkeit einiger Menschen bei ihrem Besuche sehr erfinderisch in eine Schmähschrift gegen die Regierung umwandelt. — Doch ich habe mir vorgenommen, den Lesern einen Brief mitzutheilen, der zwar nur mich persönlich betrifft, aber vielleicht auch Anderen einige Unterhaltung gewähren kann.

An den Censor morum, Herrn General-Rummeltopf der Provinz Pensylvanien, der Grafschaften N. ꝛc.

Geehrter Herr!

Ich ersehe aus Ihren Betrachtungen, daß Sie nicht nur ein Freund der Wahrheit und Billigkeit sind, sondern auch ein Mann von ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen, und als solchen ehre ich Sie. Sie sollen daher wissen, Tiefgelehrtester, daß ich seit früher Jugend mit unermüdlichem Eifer die göttliche Wissenschaft der Astrologie bewundert und studirt habe. Ich habe den Scot, Albertus Magnus und Cornelius Agrippa mehr als drei hundertmal durchgelesen, und hoffte, durch Fleiß und Kenntniß genug zu verdienen, um mich für Geld und Zeit, die ich, im Verfolg meiner Studien, verloren habe, einigermaßen zu entschädigen. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein (denn Ihr vertrauter, hellsehender Korrespondent weiß ja Alles), daß an verschiedenen Orten in der Umgegend dieser Stadt, und auch in andern Theilen des Landes, große Summen Geldes unter der Erde verborgen liegen. Aber ach, mein Herr! obgleich ich alle Mittel,

deren die oben erwähnten, unsterblichen Schriftsteller erwähnen, versuchte, und, als diese fehlschlugen, die Hülfe des Herrn P. mit seinem Magnet und Merkurstabe in Anspruch nahm, ist dennoch alle meine Mühe vergeblich geblieben. Daher wende ich mich jetzt an Sie, in dem Wunsche und mit dem Vorschlage, eine nähere Bekanntschaft mit Ihnen anzuknüpfen, und ungeachtet meines bisherigen Unglücks zweifle ich nicht daran, daß wir uns gegenseitig bei unsern Entdeckungen große Dienste leisten können, und daß, wenn wir unseren vereinten Bemühungen eine gute Richtung geben, die Zeit kommen wird, da Rummeltopf, sein hellsehender Korrespondent und Ihr ergebenster Diener drei der reichsten Männer des Landes sein werden; — und, mein Herr, was können wir dann nicht ausrichten? Dem Weisen genügt ein Wort. Ich schließe mit, über allen Ausdruck erhabenem, Respekt, als

Ihr und Urania's Jünger

Titan Pleiades.

Abends, nachdem ich diesen Brief empfangen hatte, besuchte ich meinen hellsehenden Freund und theilte ihm den Vorschlag mit. Er las den

Brief, und versicherte dann, er habe die völlige Gewißheit, daß zu dieser Zeit nicht so viel wie eine Unze an Gold oder Silber, in irgend einem Theile der Provinz, unter der Erde verborgen sei; denn der in neuester Zeit herrschende Mangel an Geld habe alle Lebenden genöthigt, das früher von ihnen Vergrabene wieder aufzunehmen und zu gebrauchen; alles Uebrige aber, das in alten Zeiten von Seeräubern und ähnlichen Gesellen vergraben sei, die es, der Wahrscheinlichkeit nach, nie wieder holen können, habe er selbst aufgegraben und zu milden Zwecken verwandt; und er wünsche, daß ich dies, des allgemeinen Besten wegen, bekannt machen möge. Denn es gebe unter uns eine große Anzahl ehrlicher Handwerker und Arbeiter, die, in der thörichten Hoffnung, plötzlich reich zu werden, ihr Geschäft liegen ließen, sich und ihre Familien an den Bettelstab brächten, und freiwillig den größten Beschwerden sich unterzögen, um Schätze zu graben *).

---

*) In Europa, und hundert Jahre später, als die Zeit, in welcher Franklin diesen Aufsatz schrieb, würde die hier folgende Warnung vor der Tollheit des Schatzgrabens wohl kein erhebliches Interesse mehr haben;

Nicht zu leugnen ist es, daß das Aufsuchen der Gold- und Silberminen für manche sonst verständige Männer einen so zauberhaften Reiz habe, daß sie nicht aufhören können, suchen und graben zu lassen, bis alle Mittel erschöpft und sie und die Ihrigen zu Grunde gerichtet sind. Ich habe aber einen Schiffskapitän gekannt, der die Engländer gar streng zu tadeln pflegte, weil sie den Spaniern ihre Amerikanischen Gold- und Silberminen beneideten. »Was mich betrifft,« sagte er, »so halte ich die Ufer von New-Foundland für eine weit schätzbarere Besitzung, als die Berge von Potosi; und wenn ich dort war, um zu fischen, betrachtete ich jeden gefangenen Schellfisch als eine bestimmte Quantität Silbererz, die ich nur in den nächsten Spanischen Hafen zu bringen brauchte, um sie sogleich, fertig gemünzt, wieder mit nach Hause zu nehmen.« Die Schatzgräberei, in welcher Gestalt sie auch erscheinen möge, das blinde Jagen nach Glücksgütern, das so Manchen schon verleitete, sein kleines, aber einträgliches Geschäft oder Gewerbe zu vernach-

mehr vielleicht der allgemeiner gehaltene und deßhalb hier aufgenommene Schluß des Aufsatzes.

lässigen oder ganz aufzugeben, ist unstreitig die größte Thorheit und Tollheit, die man sich denken kann.

Zum Schluß noch ein paar Worte meines Freundes Agricola an seinen Sohn, als er diesem eine gute Landstelle zur eigenen Bewirthschaftung übergab: »Mein Sohn,« sagte er, »ich gebe dir jetzt ein schönes Stück Land, wo ich durch fleißiges Graben eine beträchtliche Quantität Goldes gefunden habe; und so wohl kann dir's auch werden, wenn du mit Sorgsamkeit die Regel beachtest, nie mehr als spatentief zu graben.«

(Die vorstehenden Nummern des Busy body sind die einzigen, von denen man mit Sicherheit weiß, daß sie aus Franklin's Feder sind. Er schrieb sie in seinem drei und zwanzigsten Lebensjahre.)

---

2. Zuruf an junge Leute beim Antritt der Lebensreise.

An Dr. Mather in Boston *).

Passy, den 12. Mai 1784.

Zuletzt sah ich Ihren Vater im Jahr 1724, da ich ihn bei meinem ersten Ausfluge nach Pensylvanien besuchte. Er empfing mich in seiner Bibliothek und zeigte mir beim Abschiede einen kürzern Ausweg durch einen engen Gang, über welchen ein Querbalken lag. Als ich, von ihm begleitet und halb zu ihm hingewandt, mich zurückzog, rief er plötzlich: »Bück' dich, bück' dich!« Ich verstand ihn nicht, bis ich fühlte, daß mein Kopf gegen den Balken stieß. Er war ein Mann, der keine Gelegenheit unbenutzt ließ, Belehrungen zu ertheilen. Diesmal sagte er zu mir: »Du bist jung und hast die Welt noch vor dir, bück' dich, wenn du hindurch gehst, und du wirst manchem harten Schlage entgehen.« Dieser so in meinen Kopf hineingeschlagene Rath ist mir wohl

---

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

zu Statten gekommen, und oft dachte ich daran, wenn ich sah, wie der Stolz gekränkt ward, oder wie Menschen dadurch ins Unglück geriethen, daß sie ihre Nasen zu hoch trugen.

---

3. Ueber frühes Heirathen.

An John Alleyne, Esq. *)

Cravenstreet, den 9. August 1768.

Sie wünschen meine unparteiischen Gedanken über frühe Ehen zu hören, und zwar als Erwiederung auf die unzähligen Einwendungen, die so viele Menschen gegen die Ihrige erhoben haben. Sie erinnern sich wohl, daß ich — damals befragt — nichts einzuwenden hatte gegen Jugend auf beiden Seiten. Nach den mir bekannt gewordenen Ehen möchte ich wirklich glauben, daß die frühen die glücklichsten sind. Der Sinn und die Gewohnheiten der jungen Leute sind noch nicht so steif und unbiegsam, als in spätern

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

Jahren; sie fügen sich leichter in einander, und das beseitigt schon manche Veranlassung zum Ueberdruß. Und wenn sie auch weniger Klugheit besitzen, um ein Hauswesen zu führen, so sind doch gewöhnlich Verwandte oder ältere Freunde mit gutem Rath zur Hand, der jenen Mangel reichlich ersetzt. Durch frühes Heirathen wird die Jugend auch eher an ein regelmäßiges, nützliches Leben gewöhnt, und leicht können Zufälle oder Verbindungen, welche Gesundheit oder Ruf, oder Beides vielleicht gefährdet hätten, glücklich dadurch vermieden werden. Einzelne Verhältnisse einzelner Personen mögen es zuweilen rathsam machen, den Eintritt in den Ehestand zu verzögern; allein im Allgemeinen kann man, sobald die Natur den Körper dazu fähig gemacht hat, zu ihren Gunsten annehmen, daß sie keinen Fehler beging, indem sie das Verlangen danach in uns erregte. Und dann ist mit späten Ehen häufig auch noch die Unannehmlichkeit verknüpft, daß die Eltern nicht mit derselben Wahrscheinlichkeit die Erziehung ihrer Sprößlinge vollendet sehen können. »Späte Kinder sind frühe Waisen,« sagt ein Spanisches Sprüchwort; — ein trauriger Gedanke für die, welche sich in der Lage

befinden. Bei uns (in Amerika) fallen die Ehen gewöhnlich in den Vormittag des Lebens, daher sind unsere Kinder erzogen und versorgt, wenn der Mittag kommt, und so bleibt uns, nach vollendetem Tagewerk, ein heitrer, stiller Abend für uns selbst. Durch diese frühen Ehen sind wir überdies mit mehr Kindern gesegnet, und, in Folge der unter uns herrschenden naturgemäßen Sitte, daß jede Mutter ihre Kinder selber säugt und nährt, werden sie auch häufiger groß. Daher die schnelle Zunahme unserer Bevölkerung, — ohne Beispiel in Europa.

Genug, ich freue mich, daß Sie verlobt sind, und wünsche von Herzen Glück dazu. Sie sind jetzt auf dem Wege, ein nützlicher Bürger zu werden, und sind dem Schicksale einer lebenslänglichen Ehelosigkeit entgangen, dem Schicksale so vieler Ihrer Mitbürger, deren Absicht es nicht war, die aber den Wechsel ihrer Lage zu lange aufschoben, und am Ende finden, es sei nun zu spät, weßhalb sie denn ihr ganzes Leben in einem Zustande hinbringen, der den Werth eines Mannes bedeutend vermindert. Ein einzelner Band eines aus mehreren Bänden bestehenden Werkes hat bei weitem nicht den Werth seines Verhält-

nisses zum Ganzen, und — was meinen Sie von der Hälfte einer Scheere? Man kann nicht wohl damit schneiden, höchstens mag das Ding gut sein, einen hölzernen Teller abzuschaben.

Ihrer Braut meinen Gruß und die besten Wünsche. Von dem Rechte des alten Mannes, seinen jüngern Freunden Rath zu ertheilen, werde ich nur wenig Gebrauch machen. Behandeln Sie Ihre Frau stets mit Achtung, dadurch werden auch Sie sich Achtung erwerben, nicht nur bei ihr, sondern bei Allen, die es bemerken. Sprechen Sie nie ein geringschätzendes Wort gegen sie aus, auch nicht im Scherz, denn bei öfterer Wiederholung enden solche Scherze gar leicht mit verdrießlichem Ernst. Sein Sie emsig in Ihren Berufsgeschäften, das führt zu nützlichen Kenntnissen. Sein Sie betriebsam und sparsam, das führt zur Wohlhabenheit. Sein Sie nüchtern und mäßig, das erhält die Gesundheit. Sein Sie überhaupt tugendhaft, das führt zur Glückseligkeit. Wenigstens haben Sie bei solchem Betragen die meiste Aussicht auf solche Folgen. Ich bitte Gott, Ihnen Beiden seinen Segen zu verleihen.

---

4. Ueber Luxus und Mangel an nützlicher Thätigkeit *).

Sie fragen mich, lieber Freund, ob ich nicht ein Mittel wisse »gegen den zunehmenden Luxus meines Vaterlandes, der allen Englischen Reisenden, ohne Ausnahme, so großen Anstoß giebt.« Ich antworte, daß ich die Erzählungen dieser Herren für übertrieben halte, und daß Reisende überhaupt nicht gut beurtheilen können, ob unser Luxus wirklich im Wachsen oder im Abnehmen sei. Meine Landsleute sind gastfrei und setzen wirklich zu viel Werth darauf, den Ueberfluß und die Mannigfaltigkeit unserer Erzeugnisse ihren fremden Gästen auf der Tafel zur Schau zu stellen. Auch sind sie eitel genug, manchmal schönes Tischgeräth von Andern zu leihen, um glänzender serviren zu können. Fremde, die von Haus zu Haus eingeladen werden und jeden Tag ein Gastmahl erleben, bilden sich ein, das, was

*) Aus einem Schreiben an B. Vaughan, Esq., vom Juli 1784.

sie zu sehen bekommen, sei die alltägliche Lebensweise aller Familien, bei denen sie zu Gast waren; während in Wahrheit vielleicht jede dieser Familien eine ganze Woche von den Ueberbleibseln des gegebenen Diners lebt. Ich gestehe es gern, es ist eine Thorheit von meinen Landsleuten, den Englischen Reisenden solchen Anstoß zu geben.

Die erste Hälfte des Sprüchworts: »Narren geben Feste, zum Besten kluger Gäste,« ist dadurch bewahrheitet; ich wollte, daß in diesem Falle die andere Hälfte eben so wahr wäre. Man sollte denken, diese Reisenden könnten wohl andere Fehler finden, die sie uns mit mehr Anstand vorwerfen möchten, als die übertriebene Höflichkeit gegen sie, als Fremde.

Ueber ein Mittel gegen den Luxus habe ich wahrlich noch nicht nachgedacht; ich weiß auch nicht, ob es in einem großen Staate ein wirksames Mittel dawider geben könne, oder ob das Uebel an sich immer so groß sei, als es dargestellt wird. Angenommen, wir verstehen unter Luxus alle unnöthigen Ausgaben, so lassen Sie uns betrachten, ob Gesetze zur Verhinderung solcher Ausgaben in einem großen Lande ausführ=

bar sind, und wenn das, ob das Volk im Allgemeinen glücklicher, oder auch nur reicher dadurch werden würde. Ist nicht die Hoffnung, einst Gegenstände des Luxus erlangen und genießen zu können, ein scharfer Sporn zu Arbeit und Betriebsamkeit? Kann daher Luxus nicht mehr hervorbringen, als er verzehrt, wenn die Menschen, ohne einen solchen Sporn, müßig und träge sein würden, wozu sie doch von Natur geneigt sind? Da erinnere ich mich einer Begebenheit, deren Erzählung hier am rechten Orte scheint. Der Schiffer einer zwischen Cap May und Philadelphia fahrenden Sloop hatte uns mehrere kleine Dienste erwiesen, und wollte dafür keine Bezahlung annehmen. Meine Frau hatte erfahren, daß er eine Tochter habe, und sandte dieser zum Geschenk eine neumodische Haube. Drei Jahre später war dieser Schiffer mit einem seiner Passagiere, einem alten Landmann von Cap May, wieder bei mir, sprach von der Haube, wie seine Tochter darüber erfreut gewesen ꝛc., und fügte dann hinzu: »aber die Haube kam unserer Gemeinde theuer zu stehen.« Wie so? — »Als meine Tochter damit in der Kirche erschien, ward sie dermaßen bewundert,

daß alle Mädchen ohne Weiteres beschlossen, sich auch solche Hauben aus Philadelphia kommen zu lassen, und meine Frau und ich rechneten aus, daß im Ganzen nicht weniger als 600 Thaler dafür ausgegeben wurden.« — »»Sehr wahr,«« sagte der Landmann, »»aber Sie erzählen die Geschichte nicht zu Ende; ich meine, die Haube brachte uns doch noch Vortheil, denn sie war die erste Veranlassung für unsere Mädchen, wollene Handschuhe zu stricken und nach Philadelphia zum Verkauf zu schicken, um sich für den Ertrag Hauben und Bänder von dort zurückbringen zu lassen. Und Sie wissen, daß dieser Betrieb bis jetzt fortdauert und wahrscheinlich noch zunehmen und zu immer größerem Nutzen gereichen wird!«« — Im Ganzen kann ich an diesem kleinen Luxus nichts Arges finden, denn er machte nicht nur die Mädchen glücklicher, durch den Besitz der schönen Hauben, sondern auch die Philadelphier, durch die Versorgung mit warmen Handschuhen.

In unsern Handelsstädten an der Seeküste wird gelegentlich manches Vermögen erworben werden. Einige von den Reichgewordenen werden klug sein, mit gewissen Einschränkungen leben, und was sie gewonnen haben, für ihre

Nachkommen erhalten. Andere werden, aus Lust, ihren Reichthum sehen zu lassen, in den Tag hinein leben und sich zu Grunde richten. Das kann durch Gesetze nicht verhindert werden, und ist auch vielleicht für das Allgemeine nicht immer ein Uebel. Ein Thaler, den ein Narr vergeudet, kommt vielleicht in die Hände eines Klügern, der ihn besser zu gebrauchen weiß; er ist mithin nicht verloren. Ein eitler, einfältiger Mensch baut ein schönes Haus, möblirt es prächtig, lebt darin auf großem Fuß, und in wenigen Jahren ist er arm. Allein die Mauerleute, Zimmerleute, Schmiede und andere ehrliche Handwerker wurden durch ihn in den Stand gesetzt, ihr Hauswesen zu unterhalten und zu verbessern; auch der Landmann erhielt für das, was er in die Küche lieferte, Zahlung und Aufmunterung — und das Vermögen ist jetzt in bessern Händen. In einzelnen Fällen zwar kann manche Art des Luxus, in derselben Weise, wie sie ein Privatübel ist, auch ein allgemeines Uebel werden. Wenn z. B. ein Volk seine Einfuhr von Bordeaux-Wein und Porterbier mit Fleisch und Leinewand bezahlt *),

*) Irland ist vermuthlich gemeint.

während ein großer Theil dieses Volkes von Kartoffeln leben und ohne Hemden gehen muß, — worin unterscheidet sich's da von einem Trunkenbolde, der seine Familie hungern läßt und seine nothwendigsten Kleider verkauft, um Brannteweın bekommen zu können? — Ich gestehe es, unser Amerikanischer Handel ist (war 1784) auch ein wenig in dieser Art. Wir vertauschen unsere Lebensmittel gegen Rum und Zucker von den Westindischen Inseln, die wesentlichen Bedürfnisse des Lebens gegen dessen entbehrliche Genüsse. Allein wir haben vollauf und leben gut, obgleich wir bei größerer Mäßigkeit wohl noch reicher sein könnten.

Mit Hülfe der politischen Arithmetik hat man ausgerechnet, daß, wenn jeder Mann und jede Frau jeden Tag vier Stunden mit etwas Nützlichem sich beschäftigte, so würde die Summe dieser Thätigkeit hinreichend sein zur Anfertigung aller erforderlichen Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens; Mangel und Elend würden aus der Welt verbannt werden, und die übrigen zwanzig Stunden des Tages könnte Jeder sich hegen und pflegen. Was ist denn die Ursache so vieles Mangels und Elends? Es ist

die große Zahl derer, welche entweder durch ihre Thätigkeit weder Bedürfnisse, noch Annehmlichkeiten hervorbringen, oder gar nichts thun, sondern nur die von den Arbeitsamen erzeugten Bedürfnisse 2c. verbrauchen. Zur Erklärung Folgendes:

Die ersten Elemente des Wohlstandes werden, durch Arbeit, der Erde und den Gewässern abgewonnen. Ich habe Land und baue Korn; damit ernähre ich eine Familie, die nichts thut. Mein Korn wird verzehrt, und am Ende des Jahres bin ich nicht reicher, als ich am Anfang war. Wenn ich dagegen die Glieder meiner Familie nicht bloß nähre, sondern auch beschäftige, — diese mit Spinnen, andere mit Holzhauen und Brettersägen, andere mit Ziegelbrennen 2c. 2c., so wird der Werth meines Korns, das wir nicht verzehren, mir bleiben, und am Jahresschluß können wir uns Alle besser kleiden und besser wohnen. Und ferner: wenn ich einen Mann ernähre und beschäftige, aber nicht mit Holzhauen 2c., sondern dadurch, daß ich mir von ihm etwas vorgeigen lasse, so ist der Theil meines Korns, den er verzehrt, hin, und von seiner Thätigkeit bleibt mir nichts, um den Wohlstand

und die Behaglichkeit meiner Familie zu erhöhen; ich werde daher, dieses Fiedlers wegen, um so ärmer sein, wenn auch der Rest der Familie mehr arbeitet oder weniger verzehrt, um die durch ihn veranlaßte Ausgabe zu decken. — Blicken Sie umher in der Welt und sehen Sie die Millionen, welche nichts thun, oder etwas, das auf nichts hinausläuft, wenn von Lebensbedürfnissen oder Genüssen die Rede ist! Besteht das Ganze des Handels, um den so viele verheerende Kriege geführt werden, in etwas Anderm, als in dem Streben von Millionen nach Ueberfluß? Und ist der Verlust so vieler Menschenleben, durch die beständigen Gefahren auf der See, je im Stande gewesen, dieses Streben zu hemmen? Wie viele Arbeit wird nicht an den Bau und die Ausrüstung großer Schiffe verwandt, um aus China Thee, aus Arabien Kaffee, aus Westindien Zucker und aus Süd- und Nordamerika Taback zu holen! Diese Dinge können nicht Bedürfnisse des Lebens genannt werden, denn unsere Vorfahren lebten, ohne sie, ganz behaglich und zufrieden. — Vielleicht wird die Frage aufgeworfen: »Könnten alle die Menschen, welche jetzt beschäftigt sind, entbehrliche Dinge zu bauen,

zu verfertigen oder zu holen, ihren Unterhalt finden, wenn sie nichts als Bedürfnisse lieferten?« Ich meine: Ja. Die Welt ist groß; ein beträchtlicher Theil derselben noch unangebaut. Viele hundert Millionen Morgen Landes, in Asien, Afrika und Amerika, sind noch Waldungen, und selbst in Europa sind große Strecken unkultivirt. Hundert Morgen Waldland sind hinreichend, einen Landwirth zu ernähren, und hundert tausend Menschen, deren jeder seine hundert Aecker rodete (anstatt, wie es jetzt in Frankreich der Fall ist, Haare zu frisiren), würden an einer Stelle kaum so viel lichten, daß der Fleck groß genug wäre, um vom Monde aus (ausgenommen etwa durch Herschel's Teleskop) gesehen zu werden; — so groß sind noch die wüsten Strecken auf der Erde!

Einen Trost gewährt indeß die Bemerkung, daß im Ganzen die Masse der Betriebsamkeit und Klugheit unter den Menschen die Masse der Trägheit und Thorheit überwiegt. Daher der beständige Zuwachs guter Gebäude und kultivirter Ländereien, und die volkreichen, blühenden Städte in ganz Europa, die wenige Menschenalter früher nur am Mittelländischen Meere zu finden waren.

Und das trotz den stets wüthenden, tollen Kriegen, durch welche oft in einem Tage die Werke vieler Jahre des Friedens zerstört werden. Deßhalb dürfen wir hoffen, daß der Luxus einiger wenigen Kaufleute an der Küste nicht der Ruin von Amerika sein werde.

Noch eins — und dann schließe ich diesen langen Brief. Fast alle Theile unseres Leibes erfordern irgend eine Ausgabe. Die Füße wollen Schuhe, die Beine Strümpfe, der übrige Körper verschiedene Kleidungsstücke, und der Bauch eine hübsche Portion Lebensmittel. Unsere Augen, so unschätzbar ihr Nutzen auch ist, verlangen, vernünftiger Weise, doch nur die wohlfeile Hülfe der Brillen, was unsere Finanzen nicht stark belästigen könnte. Aber die Augen anderer Leute sind's, die uns zu Grunde richten. Wenn Alle außer mir blind wären, so brauchte ich weder schöne Kleider, noch schöne Möbeln, noch schöne Häuser. Adieu! *)

---

*) Vergl. weiter unten: Launige Briefe, Nro. 2, an Mistreß Bache.

5. Guter Rath für Mancherlei.

---

a. Für Schriftsteller.

An Dr. Ingenhouß.

Passy, im Juni 1782.

Es sollte mir leid sein, wenn ein Mißverständniß zwischen Ihnen und Dr. *** sich entspänne, was auch unter Freunden bei gegenseitiger Indiskretion sehr leicht möglich und nur zu oft wirklich der Fall ist. Wenn Dinge solcher Art zu öffentlichem Wortwechsel führen, so ergötzen sich die Unwissenden auf Kosten der Gelehrten. Daher hoffe ich, Sie werden in der beabsichtigten Ausgabe das polemische Stück weglassen, und von dem unziemlichen Betragen Ihres Freundes öffentlich keine Notiz nehmen; sondern ruhig mit ihren vortrefflichen Experimenten fortfahren, Thatsachen liefern, die Wissenschaft fördern und der Menschheit Gutes thun. Der Ruhm wird folgen und die kleinen Beleidigungen mitarbeitender Zeitgenossen werden vergessen. Mein Beispiel kann Ihnen Muth geben, sonst

würde ich so nicht davon sprechen. Sie wissen, als meine Papiere zuerst herauskamen, wurden sie in einem Literaturblatte, von dem damals hoch berühmten Abbé Nollet, scharf angegriffen. Man erwartete eine Antwort von mir, allein ich schrieb keine, weder auf diese, noch auf andere Schriften der Art. Jetzt sind sie alle vergessen, und die Wahrheit hat den Sieg davon getragen. Glauben Sie mir, man kann seine Zeit stets besser anwenden, als mit Polemisiren.

b. Für weniger geübte Leserinnen.

An Mistreß Stevenson.

London, im Mai 1760.

Hier sende ich Ihnen, mein gutes Mädchen, die versprochenen Bücher. Ich möchte Ihnen den Rath geben, mit der Feder in der Hand zu lesen, und Alles, was Ihnen wissenswerth oder nützlich scheint, kurz zusammengefaßt in ein kleines Schreibbuch einzutragen. Das ist der beste Weg, solche Dinge dem Gedächtniß einzuprägen, wo sie dann stets zur Hand sein werden, um entweder, wenn es Gegenstände des Nutzens sind, gelegentlich angewandt zu werden, oder, wenn

sie mehr der Neugier angehören, wenigstens die Unterhaltung zu zieren und zu verbessern. Und da Ihnen manche der wissenschaftlichen Ausdrücke bei Ihrer gewöhnlichen Lektüre nicht vorgekommen und daher nicht bekannt sein werden, so rathe ich Ihnen ferner, ein Wörterbuch bei der Hand zu haben, um sogleich nachzuschlagen, wenn ein Wort vorkommt, dessen genauer Sinn Ihnen nicht ganz klar ist. Das wird Ihnen vielleicht anfangs mühsam und unterbrechend scheinen; allein es ist eine Mühe, die sich täglich mehr vermindern wird, indem Sie täglich weniger des Wörterbuchs bedürfen werden; und mittlerweile wird das Lesen Sie im Grunde doch mehr befriedigen, weil Sie den Verfasser besser verstehen.

c. Für junge Kaufleute.

Beilage zu einem Briefe an Dr. Priestley, vom Februar 1780.

Wenn mein Rath darüber verlangt wird (ob A. seine Association mit B. brechen solle), so sage ich, er soll, trotz allen gegenwärtigen Unannehmlichkeiten, bis zum einmal bestimmten Termin ausdauern. Dann wird die Verbindung

einen natürlichen Tod sterben, und eben daher erwartet man dann auch keine besondern Gründe für die Trennung, mithin werden auch die, welche man angiebt, nicht beleidigen; die Freundschaft kann dabei bestehen und auf andere Art wieder gegenseitigen Nutzen bringen, und überdies wird die noch auszuharrende Zeit täglich kürzer und inzwischen vortheilhaft angewandt. Jedes Lebensverhältniß hat seine Unannehmlichkeiten; fühlen können wir aber nur die, welche mit unserer gegenwärtigen Lage verbunden sind, während wir die, mit einer anderen verknüpften, weder empfinden noch vorhersehen können. Daher die häufigen und beschwerlichen Veränderungen, durch welche nichts gewonnen und oft verloren wird.

d. Für diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen.

An den Grafen von Buchan.

Passy, im März 1783.

Die einzigen Vortheile, die wir den Fremden als Ermunterung anbieten können, sich bei uns in Amerika niederzulassen, sind: gutes Klima, fruchtbarer Boden, gesunde Luft, frisches Wasser,

Ueberfluß an Lebensmitteln und Feuerung, reichliche Bezahlung der Arbeit, freundliche Nachbarn, gute Gesetze, Freiheit und ein herzliches Willkommen. Das Uebrige hängt ab von eines Jeden Betriebsamkeit und Rechtschaffenheit. Die Ländereien sind wohlfeil, allein sie müssen gekauft werden. Alle Ansiedlungen werden auf Privatkosten unternommen; der Staat gewährt nichts als Schutz und Gerechtigkeit. Ich glaube jedoch nicht, daß man mit Wahrscheinlichkeit auf viele Auswanderungen aus einem Lande rechnen kann, das, wie das Ihrige (Schottland), durch den neulichen Krieg sehr menschenleer geworden sein muß; doch davon können Sie am besten selbst urtheilen, — und ich habe lange bemerkt, daß die Nüchternheit, Mäßigkeit, Betriebsamkeit und Ehrlichkeit Ihrer Landsleute selten in Amerika ohne Erfolg bleibt und ihnen gewöhnlich ein gutes Fortkommen unter uns verschafft.

Folgendes ward, als ein besonderer Aufsatz, ein Jahr später (1784) in London gedruckt; doch war es, wie er an B. Vaughan schreibt, nicht seine Absicht, daß es unter seinem Namen publicirt werde.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der Nord-

amerika genau kennt, hat von vielen Europäern, theils mündlich, theils brieflich, den Wunsch vernommen, auszuwandern, um sich dort niederzulassen. Die meisten dieser Menschen hatten sich jedoch von dem, was sie dort erlangen könnten, aus Unkunde, ganz irrige Begriffe und Erwartungen gebildet. Er glaubt daher, daß ein klarer, und insbesondere ein treuerer Bericht von diesem Lande, als die bisher bekannt gewordenen, von Nutzen sein könne, um Personen, die sich für die Verhältnisse der neuen Welt nicht eignen, ein unangenehmes, kostspieliges nnd zweckloses Ausziehen und Umherreisen zu ersparen. Er hat bemerkt, daß Viele sich vorstellen, die Bewohner Nordamerika's seien nicht nur reich genug, sondern auch geneigt, alle Arten des Kunstfleißes zu belohnen, und zugleich in allen Wissenschaften noch weit zurück; so, daß alle, mit Talenten, Kenntnissen und Fähigkeiten ausgestatteten, Fremden dort hoch geschätzt, und so gut bezahlt werden müßten, daß sie in kurzer Zeit selbst reich werden könnten; — ferner seien einträgliche Aemter in großer Anzahl unbesetzt, weil es unter den Eingebornen an tauglichen Geschäftsmännern zu diesem Behufe fehle, und

Fremde von gutem Herkommen stånden um so höher in Achtung, da es nur wenige Personen von Familie dort gebe; diese könnten also leicht die besten Aemter erhalten und so ihr Glück machen; die Regierung endlich wünsche die Ansiedlung von Europäern zu befördern, und bezahle deßhalb nicht nur die Kosten der Reise, sondern lasse auch unter die Fremden unentgeltlich Land vertheilen, mit Negersklaven, zur Verrichtung der schweren Arbeit, mit den zum Anbau erforderlichen Geräthschaften und dem nöthigen Viehstande.

Das sind lauter wilde Phantasien, und wer mit darauf gegründeten Hoffnungen nach Amerika geht, wird sich in Allem getäuscht finden *).

Die Wahrheit ist, daß in jenem Lande Wenige so elend sind, als die Armen in Europa; aber auch sehr Wenige, die man in Europa reich nennen würde; im Allgemeinen ist eine

*) Für manchen Leser dürfte die Bemerkung vielleicht nicht überflüssig sein, daß sich Vieles gar sehr veränderte, seit Franklin diesen Aufsatz schrieb. Allein wenn auch das Meiste auf Nordamerika nicht mehr paßt, so ist doch die Anwendung auf die Auswanderungssucht im Allgemeinen so leicht, daß der Aufsatz wohl aufgenommen zu werden verdiente.

glückliche Mittelstufe zwischen reich und arm vorherrschend. Es giebt wenig große Grundbesitzer und wenig Pächter; die Meisten bauen entweder ihr eigenes Feld, oder treiben ein Handwerk oder Handelsgeschäfte, und sehr Wenige nur sind reich genug, um müßig von ihren Zinsen zu leben und hohe Preise für Kunstwerke zu bezahlen, die mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen dienen. Wissenschaften, besonders die mathematischen, werden hoch geschätzt, aber nicht so selten angetroffen, als man sich vorstellt, da bereits neun größere und viele kleinere Akademien bestehen, die mit gelehrten Professoren wohl versehen sind. Wenn daher die Fremden auch eben sowohl Anspruch auf solche Stellen haben, als die Eingebornen, so täuschen sie sich doch sehr, wenn sie überall Vacanzen zu finden wähnen. Was aber die bürgerlichen Aemter betrifft, so giebt es deren nur wenige einträgliche, und gar keine entbehrliche, wie in Europa. In mehreren Staaten erheischen die Gesetze sogar, kein Amt so einträglich werden zu lassen, daß man befürchten könne, es werde sich Jemand, der Einkünfte halber, darum bemühen. Es wäre mithin eine große Thorheit, wenn Jemand, der in seinem Vaterlande sein

Auskommen hat, auswandern wollte, um in Amerika einen einträglichen Civildienst zu bekommen. Noch weniger kann man Jemanden rathen, dahin zu ziehen, der keine andere Eigenschaft zu seiner Empfehlung hat, als seine Geburt. In Europa hat diese allerdings ihren Werth; die Waare kann aber keinen schlechteren Markt finden, als Amerika, wo, in Bezug auf einen Ankömmling, nie gefragt wird: was ist er? sondern nur: was kann er *)? Wer eine nützliche Geschicklichkeit besitzt, ist willkommen; wer dabei thätig ist und sich gut aufführt, wird von Allen, die ihn kennen lernen, geachtet werden. Ein Mann von Stande aber, der bloß dieses Standes wegen auf Kosten des Staats einen Gehalt beziehen will, wird nur Geringschätzung oder Verachtung finden. Der Landmann steht dort in Ehren und eben so der Handwerker, weil sie nützliche Beschäftigungen treiben. Wie das Volk in dieser Hinsicht denkt, bezeichnet folgendes Sprüchwort: »Gott, der Allmächtige, ist selbst

*) Vor wenigen Jahren sind noch Adlige aus Teutschland nach Nordamerika gezogen, die den Franklin nicht gelesen hatten, und bald wieder nach Europa zurückkehrten.

ein Handwerker, und zwar der größte in der Welt, und wird mehr bewundert und verehrt, wegen der Mannigfaltigkeit, Eigenthümlichkeit und Anwendbarkeit seiner Arbeiten, als wegen des hohen Alters seiner Familie.« Auch wird die nachstehende Bemerkung eines Negers gerne gehört und oft erzählt: »Boccarorra (darunter versteht der Neger die Weißen) macht den schwarzen Mann arbeiten, macht den Pferd arbeiten, macht den Ochs arbeiten, macht Alles arbeiten; nur den Schwein nich. Er, der Schwein, nicks thun, essen, trinken, herum spasiren, schlafen gehn, wie gefällig; er leben, wie feine Herr.« Bei solchen Ansichten würde ein Amerikaner dem Genealogen, der ihm beweisen könnte, seine Vorfahren seien seit zehn Generationen Bauern, Schmiede, Zimmerleute, Weber oder Schuster ꝛc., also nützliche Glieder der Gesellschaft gewesen, weit dankbarer sein, als wenn er nur darthun könnte, daß sie vornehme Herren gewesen seien, die nichts von wahrem Werthe geleistet, sondern als bloße fruges consumere nati (zum Verzehren Geborne) müßig von Anderer Arbeit gelebt und so auch gar nichts genützt hätten, bis, nach ihrem Tode, die Güter — gleich dem hoch-

wohlgebornen Schweine des Negers — zerstückelt wurden.

Gute Gesetze und Freiheit — das ist im Grunde Alles, was Fremde zur Ansiedlung auffordern kann. Willkommen sind sie, weil für Alle Platz da ist, weßhalb also die alten Einwohner nicht eifersüchtig werden; auch werden sie durch die Gesetze hinlänglich geschützt, so daß sie der Gunst großer Herren gar nicht bedürfen, und daß Jeder in Sicherheit genießen kann, was er durch Betriebsamkeit verdient. Bringt aber Jemand kein Vermögen mit, so muß er thätig und fleißig sein, um zu leben; ein zweijähriger Aufenthalt giebt ihm alle Rechte eines Bürgers; aber die Regierung, was auch sonst etwa geschehen sein möge, bezahlt jetzt kein Handgeld und keine Ueberfahrt mehr, und giebt den Ankömmlingen weder Land, noch Geräthe, weder Sklaven, noch Vieh. Kurz, Amerika ist das Land der Arbeit, und wahrlich kein Schlaraffenland, wo die Straßen mit Semmeln gepflastert und die Häuser mit Pfannkuchen gedeckt sind, und die Vögel gebraten umherfliegen und schreien: kommt, eßt mich!

Von welcher Art müssen die Menschen denn

sein, wenn ihnen eine Auswanderung wirklich Vortheil bringen soll? Und welche Vortheile sind es, die sie vernünftigerweise erwarten können?

Land ist wohlfeil und fruchtbar. Junge, kräftige, arbeitsame Leute, welche die Landwirthschaft verstehen, können daher wohl wagen, sich dort niederzulassen. Ein kleines Ersparniß von dem hohen Taglohn, den sie von Anderen für ihre Arbeit erhalten können, setzt sie in den Stand, sich Land zu kaufen und ihre Anpflanzung zu beginnen, wobei sie von den Nachbaren gutwillig unterstützt werden. Auf diese Weise sind viele arme Leute aus England, Irland, Schottland und Teutschland in wenigen Jahren wohlhabende Landleute geworden, die in ihrem Vaterlande, wo alles Land besetzt und der Taglohn niedrig ist, nie im Stande gewesen wären, aus der niedrigen Lage, in welcher sie geboren wurden, sich zu erheben. Die große Zunahme der Bevölkerung in Amerika veranlaßt eine beständige Nachfrage nach solchen Handwerkern, die entweder zum Hausbau erforderlich sind, oder Hausgeräthe gröberer Art, welche die Fracht aus Europa nicht wohl tragen können, zu verfertigen wissen; daher werden leidlich gute Arbeiter in ei-

nem dieser Zweige (Mauer- und Zimmerleute, Tischler, Schmiede ꝛc.) leicht Beschäftigung finden, und wenn sie auch anfangs als Gesellen oder Tagelöhner dienen müssen, doch, falls sie nüchtern, fleißig und sparsam sind, bald so viel verdient haben, daß sie sich selbst etabliren und als achtbare Bürger ihre Familien ernähren können; wobei noch zu bemerken ist, daß in dieser Hinsicht für den Fremden gar keine Art von Beschränkung Statt findet, indem jeder die Freiheit hat, auch ohne Erlaubniß einzuholen, jedes beliebige Geschäft zu treiben, das er erlernt hat.

In den alten, längst kultivirten Ländern Europa's sind alle Zweige des Erwerbs so überfüllt, daß es unbemittelten Familien schwer wird, ihre Kinder so unterzubringen, daß sie ihren Unterhalt selbst verdienen, oder auch nur das dazu Erforderliche lernen können. Die Handwerker nehmen die Knaben nur gegen Lehr- und Kostgeld oder sonst hindernde Bedingungen in die Lehre, und die Kinder armer Leute wachsen gewöhnlich heran, ohne eine nützliche Geschicklichkeit zu erlernen, weßhalb sie dann genöthigt sind, ihr Brod als Soldaten, als Knechte, oder gar als Diebe zu suchen. In Amerika dagegen, wo, der

schnell wachsenden Bevölkerung wegen, keiner einen Nebenbuhler in seinem Geschäfte zu fürchten braucht, nimmt jeder Handwerker gern Lehrlinge auf, weil er, nach den ersten Lehrjahren, darauf rechnen kann, daß ihm ein bedeutender Vortheil aus ihrer Arbeit erwachsen werde. Daher wird es auch den ärmsten Eltern leicht, ihre Kinder etwas lernen zu lassen; ja, die Lehrlinge sind oft so gesucht, daß die Eltern noch Geld dazu erhalten, wenn sie die Bedingung eingehen wollen, daß die Knaben vom zehnten oder funfzehnten bis zum ein und zwanzigsten Jahre bei dem Meister bleiben sollen. Auf diese Weise haben manche arme Leute aus Europa bei ihrer Ankunft so viel Geld zusammen gebracht, daß sie im Stande waren, sich anzukaufen und ihre übrige Familie durch Ackerbau zu ernähren. Solche Kontrakte werden nach Vernunft und Gerechtigkeit vor einer Magistratsperson abgeschlossen, welche, im Interesse des Staats, um nämlich die Lehrlinge zu nützlichen Bürgern heranbilden zu lassen, darauf hält, daß der Meister sich förmlich verpflichtet, den Lehrling nicht nur während der festgesetzten Lehrjahre mit Essen und Trinken, Kleidung, Wäsche und Wohnung, und nach Ab-

lauf der Zeit mit einem vollständigen neuen Anzuge zu versehen, sondern auch im Lesen, Schreiben, Rechnen und außerdem in irgend einem Handwerke so gut unterrichten zu lassen, daß er künftig im Stande ist, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen und auch seinerseits eine Familie heranzuziehen. Jeder Kontrakt der Art wird bei der Obrigkeit deponirt, und abschriftlich dem Lehrling oder dessen Verwandten mitgetheilt, damit diese sich beschweren können, falls der Meister seine Verbindlichkeiten nicht genau erfüllen sollte. Auch finden sich oft Handwerker, die, um recht viele Hände zu ihrem Vortheil beschäftigen zu können, gern die Kosten der Ueberfahrt aus Europa für junge Leute beiderlei Geschlechts bezahlen, wenn diese sich verpflichten wollen, zwei, drei oder vier Jahre im Dienste zu bleiben, je nachdem sie mehr oder weniger Geschicklichkeit besitzen. Wer noch gar nichts gelernt hat, verpflichtet sich auf längere Zeit, um doch jedenfalls, wenn auch mit größerer Anstrengung, ein nützliches Handwerk zu erlernen, was ihm bei seiner Armuth in der Heimath nicht möglich gewesen wäre. Wenn daher Familienväter in Europa viele Kinder und ein geringes disponibles Ver=

mögen haben, so bietet Amerika ihnen mehr als eine Aussicht, diesen Kindern, oder einigen derselben, ein gutes Fortkommen zu verschaffen. Sie können sie entweder auf die eben erwähnte Weise in die Lehre geben und ein Handwerk lernen lassen, wodurch ihnen Fortkommen und Achtung gesichert wird; oder sie können für ihr Kapital wohlfeile Ländereien kaufen, deren Werth mit dem Zuwachs der Bevölkerung täglich steigt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat an der damaligen Grenze von Pensylvanien große Landstriche gekannt, die für sechzig Thaler per hundert Acker *) gekauft, und zwanzig Jahre später, als die Ansiedlungen sich weit über die alte Grenze ausgedehnt hatten, für achtzehn Thaler per Acker, also mit drei tausend Procent Gewinn, verkauft wurden, ohne daß dieses Land durch Kultur irgend eine Verbesserung erhalten hatte.

Zu warnen ist dagegen vor dem, seit mehreren Jahren verbreiteten, Wahn, daß der Kon-

---

*) Ein solcher Acker hält 38,703 Pariser Quadratfuß, ist also so viel, als 2 $^{4}/_{10}$ rheinländische oder 1 $^{3}/_{10}$ würtembergische Morgen. Doch sind so wohlfeile Waldländer jetzt freilich schon sehr weit im Innern von Nordamerika zu suchen.

greß der Vereinigten Staaten, nach dem Beispiel mehrerer Fürsten in Europa, sehr geneigt sei, Fremde, die in besondern Fächern des Manufaktur- und Fabrikwesens sehr bewandert zu sein vorgeben, nicht nur durch Vorschüsse und anderweitige Unterstützung, sondern auch durch mehrjährige Privilegien zu begünstigen. Wer sich die Mühe geben will, die Verfassungs-Urkunde der Vereinigten Staaten zu lesen, wird finden, daß der Kongreß dazu gar kein Recht habe. Nur die Regierungen einzelner Staaten dürfen dergleichen Vergünstigungen gewähren, was jedoch nur selten und immer zum Nachtheil der Unternehmer geschehen ist. Für eigentliches Fabrikwesen ist in Amerika die Arbeit viel zu theuer, und überdies sind die Leute nicht zusammen zu halten, weil Jeder so bald als möglich eine unabhängige Existenz zu erlangen sucht, was bei der Wohlfeilheit der Ländereien nicht schwer hält. Einige Unternehmungen der Art sind zwar geglückt, das waren aber Fabriken, die wenig Hände erfordern, indem die Arbeit meistens durch Maschinen verrichtet wird *). Dinge von großem

*) Die großen Fortschritte der neuesten Zeit im Maschinenwesen sind eben daher für Amerika von nicht

Umfang und verhältnißmäßig geringem Werthe können wohlfeiler im Lande verfertigt, als vom Auslande eingeführt werden, weil sie die Unkosten der Fracht nicht tragen können, und die Verfertigung solcher Dinge wird überall, wo Frage danach ist, vortheilhaft sein. Wolle und Flachs wird in Amerika in ziemlicher Menge gewonnen und verarbeitet, aber nur durch häusliche Beschäftigung zum Nutzen und Gebrauch der einzelnen Familien. Die Anlegung von Wollen- und Leinen-Webereien im Großen ist wiederholt versucht worden, aber nie geglückt, weil gleich gute Waare wohlfeiler vom Auslande zu beziehen war. Und wenn die Regierungen um Unterstützung und Begünstigung solcher Unternehmungen gebeten wurden, haben sie jede Einmischung beharrlich verweigert, nach dem Grundsatze: wenn ein Land für das Fabrik- und Manufakturwesen reif ist, wird dieses auch von Privatpersonen mit Vortheil betrieben werden, und wenn nicht, so ist es Thorheit, den Gang der

---

zu berechnendem Vortheile, weil dadurch Fabriken aller Art gedeihen können, ohne die Arbeiter, durch Entziehung der bisherigen Beschäftigung, brodlos zu machen.

Natur zwingen zu wollen. Große Fabriken erfordern viele Arme, die für geringen Taglohn arbeiten müssen, um zu leben. An solchen Armen fehlt es in Europa nicht; in Amerika aber wird man sie erst dann finden, wenn alles Land bewohnt und bebaut ist, und es den übrigen Menschen, die kein Land mehr bekommen können, an Beschäftigung fehlt. Seidenmanufakturen passen sich, ihrer Natur nach, für Frankreich, wie Wollenmanufakturen für England. Wenn aber England auch Seiden- und Frankreich auch Wollenmanufakturen anlegen will, so müssen Beide auf eine unnatürliche Weise durch Prohibitivgesetze erhalten werden, indem die Einfuhr der Fabrikate gegenseitig durch höhere Zölle erschwert und die Fabrikanten dadurch in den Stand gesetzt werden, von den einheimischen Konsumenten höhere Preise zu erzwingen, während der höhere Lohn die Arbeiter weder glücklicher, noch reicher macht, da sie verhältnißmäßig mehr zu trinken und weniger zu arbeiten pflegen. Deßhalb thut die Regierung zur Beförderung solcher Unternehmungen nichts, woraus den Bewohnern im Allgemeinen der Vortheil erwächst, daß sie weder von den Kaufleuten, noch von den Fabri-

kanten und Arbeitern übervortheilt werden *). Wenn Jene auf ausländische Schuhe zu viel verdienen wollen, so läßt man sich Schuhe machen, und wenn der Schuhmacher zu viel verlangt, so kauft man seinen Bedarf vom Kaufmann, so daß sich Beide fortwährend und gegenseitig in Schach halten. Im Ganzen aber kann der Schuster, so wie jeder andere Handwerker, in Amerika weit mehr durch seine Arbeit verdienen, als in Europa, da er seinen Preis um fast den ganzen Betrag der Fracht, der Assekuranz und aller übrigen Unkosten erhöhen kann, die der Kaufmann nothwendig berechnen muß. Daher können geschickte Handwerker gutes Muths nach Amerika wandern; sie werden dort besser leben und leichter für ihr Alter oder für die Kinder etwas erübrigen können, als in Europa.

Die fast allgemeine Wohlhabenheit der Amerikaner und die verhältnißmäßige Seltenheit großes Reichthums und großer Armuth zwingt fast jeden Einzelnen, zu seinem Unterhalt irgend ein Gewerbe oder Geschäft zu treiben, und trägt dadurch zur Verhütung derjenigen Laster, die aus

---

*) Vergl. Bd. III. Nro. 15: Ueber Ausfuhrverbote.

Müßiggang zu entspringen pflegen, nicht wenig bei. Die Jugend sieht daher weniger schlechte Beispiele — ein tröstlicher Gedanke für Eltern; und mit derselben Wahrheit kann man noch hinzufügen, daß wahre Religiosität, in welcher Form sie auch erscheine, nicht nur geduldet, sondern auch geachtet und geübt wird. Ein frommer Mann kann in Amerika sehr alt werden, ohne sich in seiner Frömmigkeit jemals durch Berührungen mit Atheisten oder Ungläubigen verletzt zu fühlen *). Und durch den außerordentlichen Segen, den Gottes Gnade dem ganzen Lande in so reichem Maße zu Theil werden ließ, scheint der Höchste selbst seine Billigung des Geistes der Duldung und Liebe, der die verschiedenen Sekten in allen gegenseitigen Berührungen und Verhältnissen beseelt, bezeugen zu wollen **).

e. Für diejenigen, die eine Seereise zu unternehmen denken ***).

Bist du Willens, eine lange Reise anzutre-

---

*) Diese letzten Bemerkungen wurden vielleicht mit besonderer Rücksicht auf Pensylvanien geschrieben.

**) Vergl. die letzte Nummer dieses Bandes: Ueber den Zustand von Amerika.

***) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

ten, so kannst du nichts Besseres thun, als deine Absicht bis zum Augenblick der Abreise geheim zu halten, sonst werden Freunde und Bekannte dich unaufhörlich mit ihren Besuchen plagen und stören, und dir nicht nur viel schätzbare Zeit rauben, sondern dich auch tausend Dinge vergessen machen, die du gern noch besorgt hättest. Wenn du dich dann eingeschifft hast, und ein günstiger Wind die Segel schwellt, werden dir, zu deinem Verdrusse, Geschäfte einfallen, die nicht abgemacht, Rechnungen, die nicht bezahlt und vielerlei Dinge, die nicht angeschafft oder nicht eingepackt worden sind, und die du täglich vermissen wirst. Besser wäre es, wenn man diese lästige Sitte abschaffte, den Reisenden erst ruhig seine Vorkehrungen treffen ließe, und dann, wenn Alles besorgt ist, ein paar Tage dazu bestimmte, von den Freunden Abschied zu nehmen und sich eine glückliche Reise und Rückkehr wünschen zu lassen.

Nicht immer steht es in deiner Macht, dir selbst einen Schiffskapitän zu wählen, obgleich das Glück und die Annehmlichkeit der Reise großen Theils von dieser Wahl abhängt, und obgleich du gezwungen bist, eine Zeitlang auf seine

Gesellschaft beschränkt zu sein und gewissermaßen unter seinem Befehle zu stehen. Ist er ein geselliger, verständiger, artiger und heiterer Mann, so wirst du dich um so wohler befinden. Zuweilen trifft man wohl Leute dieser Art, aber nicht immer; wenn aber auch dein Schicksal dir nicht so wohl will, und dein Kapitän nur ein guter Seemann ist, achtsam, sorgfältig und thätig bei der Führung seines Schiffes, so mußt du dich in das Uebrige finden, denn das sind die wesentlichen Eigenschaften.

Wenn du auch, zufolge der Uebereinkunft mit ihm, das unbestreitbarste Recht auf die Lebensmittel hast, die er zum Bedarf der Passagiere an Bord genommen, so ist es doch immer zweckmäßig, einen Privatvorrath mitzunehmen, von dem du gelegentlich nach Belieben Gebrauch machen kannst. Vor allen Dingen sorge für gutes Wasser, da das Schiffswasser oft schlecht ist, und thue es in Flaschen, weil es sonst bald verdirbt. Dann versehe dich mit gutem Thee, gemahlenen Kaffee, Chokolade, Wein von der Sorte, die dir am besten bekommt, mit Cyder, Rosinen, Mandeln, Zucker, Syrup, Citronen, Rum, in Oel getunkten Eiern, Bouillonkuchen und Zwie=

back. Nimmst du Hühner mit, so mußt du selbst für Futter sorgen, denn auf den Schiffen werden sie gewöhnlich vernachlässigt, und bekommen namentlich nicht genug zu trinken. Zweckmäßiger ist es, Schaafe und Schweine mitzunehmen. Sollte der Kapitän so wohl versehen sein, daß du deinen eigenen Vorrath nicht gebrauchst, so laß dich's nicht verdrießen; vielleicht sind andere, ärmere Passagiere an Bord, denen die schwere Matrosenkost nicht bekommt, und denen du durch Mittheilung von dem Deinigen eine wahre Wohlthat erweisen kannst, zumal wenn Kranke, Frauen oder Kinder unter ihnen sind.

Die Küche wird auf dem Schiffe gewöhnlich von allen Dingen am schlechtesten besorgt. Wenn der Koch gar zu ungeschickt und schmutzig ist, so wird es dir zu Statten kommen, wenn du einen kleinen Kessel mit einer Spiritus-Lampe zum Kochen und einen kleinen Blech-Ofen zum Braten mitgenommen hast. Bist du ein Freund von gesalzenem Fleisch oder Fisch, oder hast du vielleicht kein frisches mehr, so merke dir, daß nichts den dadurch entstehenden Durst so gut löscht, als Cyder. Weit besser und eben so haltbar als der

gewöhnliche Schiffszwieback ist gutes Weißbrod, das in Scheiben zerschnitten und dann noch einmal gebacken worden ist. Wenn die Erbsen, ein gewöhnliches Nahrungsmittel auf Seereisen, sich nicht gut zerkochen lassen, so lege nur eine zweipfündige Kugel in den Kessel, und du wirst sehen, daß diese, beim Hin- und Herschwanken des Schiffes, die härtesten Erbsen in einen feinen Brei zerarbeitet.

f. Für junge Geschäftsleute *).

An meinen Freund A. B.

Deinem Wunsche entsprechend, schreibe ich die folgenden Bemerkungen nieder, die mir von großem Nutzen gewesen sind, und es dir auch sein werden, wenn du sie beherzigen willst. Merke dir daher folgende Sätze:

Zeit ist Geld. Wer zwölf Groschen täglich durch seine Arbeit verdienen kann, aber lieber die Hälfte des Tages umherschlendert oder müßig sitzt, darf den einen Groschen, den er vielleicht während des Nichtsthuns verzehrt, nicht als die einzige Ausgabe in Rechnung bringen,

*) Aus dem schriftlichen Nachlaß.

denn er hat in der That noch sechs Groschen außerdem ausgegeben oder vielmehr weggeworfen, die er hätte erübrigen können.

Kredit ist Geld. Wenn du dein Geld, nachdem es fällig ist, noch in meinen Händen lässest, so schenkst du mir die Zinsen, oder dasjenige, was ich während der Zeit mit dem Gelde verdienen kann. Wenn du also guten, ausgebreiteten Kredit hast und denselben wohl zu benutzen weißt, so kannst du dir einen bedeutenden Gewinn dadurch verschaffen.

Die Natur des Geldes ist schaffend und fruchtbar. Geld kann Geld zeugen, und das erzeugte kann gleich mehr zeugen und so fort. Aus fünf Thalern werden durch Umsatz sechs, durch nochmaligen Umsatz sieben und ein Viertel, und so fort bis zu tausend Thalern. Je mehr vorhanden ist, desto mehr wird durch jeden Umsatz erzeugt, so daß die Summe stets schneller und schneller zunimmt. Wer eine trächtige Sau schlachtet, vernichtet ihre ganze Nachkommenschaft bis in die tausendste Generation. Wer einen Gulden todtschlägt, vernichtet Alles, was dieser erzeugen konnte, selbst Hunderte von Thalern.

Funfzehn Thaler jährlich ist nur ein Groschen täglich. Und diese kleine Summe, die man, an Zeit und unnützen Ausgaben, so leicht und unvermerkt von Tag zu Tag verlieren kann, ist hinreichend, dir, auf deine eigene Bürgschaft, den fortwährenden Besitz und Gebrauch von drei hundert Thalern zu sichern. Und mit einem solchen Kapital kann ein betriebsamer Mann durch raschen Umsatz in Kurzem viel verdienen.

Ein guter Zahler ist Herr über des Anderen Beutel. Wer sich den Ruf erworben hat, pünktlich und genau an den bestimmten Terminen zu zahlen, kann zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit über alles Geld disponiren, das seine Freunde entbehren können; was ihm oft von großem Nutzen sein kann. Nächst Betriebsamkeit und Sparsamkeit ist keine Eigenschaft für das Fortkommen eines jungen Mannes so förderlich, als Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in allen seinen Geschäften. Behalte daher geborgtes Geld nie eine Stunde länger, als bis zum versprochenen Zahlungstermin, damit nicht eine zufällige Verlegenheit deines Freundes Börse auf immer für dich verschließe.

Beachte auch den kleinsten Umstand, der deinem Kredit schaden könnte. Der Schall deines Hammers, den dein Gläubiger um fünf Uhr Morgens oder neun Uhr Abends vernimmt, kann ihn vielleicht bewegen, sich sechs Monate länger zu gedulden. Sieht er dich aber am Billard, hört er deine Stimme in der Schenke, da du noch an der Arbeit sein solltest, so wird er am nächsten Morgen sein Geld verlangen.

Hüte dich, Alles, was du besitzest, als dein Eigenthum zu betrachten, und danach den Zuschnitt deines Lebens zu machen. Das ist ein Fehler, in den man leicht verfällt, wenn man Kredit hat. Um ihn zu vermeiden, führe eine Zeitlang ängstlich genaue Rechnung über deine Ausgabe und Einnahme. Wenn du dir die Mühe nimmst, jede Kleinigkeit aufzuschreiben, so wirst du bald sehen, wie unbegreiflich schnell die kleinsten Ausgaben zu bedeutenden Summen anwachsen, und wie viel du bis dahin hättest, und künftig wirst ersparen können, ohne daß es dir sehr lästig werde.

Kurz, wenn du ernstlich willst, ist der Weg zum Wohlstande nicht beschwerlicher, als der Weg

zum Markte. Fast Alles beruht dabei auf den beiden Worten: Betriebsamkeit und Sparsamkeit; das heißt: verschwende weder Zeit noch Geld, sondern nutze Beides so gut du kannst. Ohne diese beiden Worte gelingt Nichts, mit ihnen — Alles; wenn das Wesen, das die Welt regiert, dessen Segen wir zu jedem rechtschaffenen Vorhaben erflehen sollten, in seiner göttlichen Weisheit nicht ein Anderes beschließt.

Ein alter Geschäftsmann.

---

6. Ein Mittel für Jedermann, immer Geld in der Tasche zu haben.

In unsern Tagen, da über die Seltenheit des Geldes so allgemein geklagt wird, ist es gewiß ein Liebesdienst, den Geldarmen zu zeigen, wie sie den geschwächten Beutel wieder stärken können. Ich will sie mit dem wahren Geheimniß des Geldfangens bekannt machen, und mit dem sichersten Mittel, leere Taschen zu füllen und voll zu erhalten. Mit zwei einfachen Re-

geln ist's gethan, wenn man sie nur genau befolgt.

Erstens: laß Ehrlichkeit und Thätigkeit deine beständigen Gefährten sein, und zweitens: gieb einen Groschen weniger aus, als den reinen Ertrag deines Verdienstes.

Dann wird deine magere Tasche bald fett werden und nie wieder vor Hunger über Leibweh klagen; dann wirst du nicht mehr von Gläubigern gedrängt werden, nicht mehr aus Mangel verkümmern und vor Blöße erstarren. Der ganze Himmel wird dir heller strahlen und dein ganzes Herz vor Freude hüpfen. Darum säume nicht länger, diese Regeln zu befolgen, und sei glücklich. Verbanne den bleichen Hauch des Kummers aus deiner Seele und lebe unabhängig. Dann wirst du ein Mann sein, und die Gegenwart eines Reichen dein Antlitz nicht verbergen, noch den Schmerz deiner niedrigen Lage empfinden, wenn die Söhne des Glücks zu deiner Rechten gehen; denn Unabhängigkeit, mit oder ohne Vermögen, ist ein Glück, und stellt dich auf eine Stufe mit den stolzesten Rittern vom goldenen Vließ. Darum, sei weise! Laß Thätigkeit dir zur Seite gehen, vom frühen Morgen

an, bis Abends die Stunde der Ruhe schlägt; laß Ehrlichkeit gleichsam den Athem deiner Seele sein, und wenn du Abends alle deine Ausgaben zusammenrechnest, so vergiß nie, daß ein Groschen von der Einnahme des Tages übrig sein soll. Dann wirst du den Gipfel des Erdenglücks erreichen, dann wird Unabhängigkeit dir Schild und Panzer, Helm und Krone sein; dann wird deine Seele sich erheben, und nie sich beugen vor dem seidenen Wicht, weil er reich ist, und keine Beleidigung deßhalb feige hinnehmen, weil die Hand, die sich drohend erhebt, einen Ring von Diamanten trägt.

---

7. Der arme Richard,
oder
der Weg zum Wohlstand *).

Lieber Leser!

Ich habe gehört, daß es keine größere Freude für einen Schriftsteller geben könne, als wenn

---

*) Ursprünglich eine Vorrede zu einem Almanach, den Franklin in Philadelphia herausgab, wie dem Leser

er hört, wie seine Werke von Andern mit Achtung citirt werden. Du kannst dir also wohl vorstellen, wie angenehm der Vorfall für mich sein mußte, den ich dir hier erzählen will.

Ich hielt neulich mein Pferd an einem Orte an, wo eine große Menschenmenge bei einer Versteigerung verschiedener Waaren versammelt war. Da die zum Verkauf anberaumte Stunde noch nicht geschlagen hatte, so ward inzwischen viel von schlechten Zeiten gesprochen, und Einer aus der Gesellschaft wandte sich an einen schlichten, reinlich gekleideten Greis mit schneeweißen Locken, mit den Worten:

»Hört, Vater Abraham, was meint Ihr von diesen Zeiten? Wird das Land durch die schweren Abgaben nicht ganz verarmen? Wie sollen wir jemals im Stande sein, so viel aufzubringen! Was rathet Ihr uns, dabei zu thun?« Vater Abraham erhob sich und antwortete:

---

schon aus seiner Lebensbeschreibung bekannt ist. Die Wirksamkeit dieses überall mit Eifer gelesenen Almanachs war so groß, daß man mit Grund behaupten kann, Franklin habe dadurch zur Bildung des National-Charakters der Amerikaner nicht wenig beigetragen. Er erschien zuerst im Jahre 1757.

»Wenn ihr meinen Rath begehret, so will ich ihn euch in der Kürze geben; denn für den Verständigen ist ein Wort genug, wie der arme Richard sagt.« Nachdem alle in dem Wunsche, ihm zuzuhören, sich vereinigt und sich deßhalb um ihn versammelt hatten, fuhr er folgendermaßen fort:

»Die Abgaben, ihr lieben Freunde, sind in der That sehr drückend. Wenn wir keine anderen zu bestreiten hätten, als die, welche die Regierung uns auferlegt, dann ließe es sich noch tragen; aber es kommen noch so viele andere hinzu, die für Einige unter uns noch weit drückender sind. Zweimal so hoch werden wir durch unsere Trägheit, dreimal so hoch durch unsern Stolz und viermal so hoch durch unsere Thorheit besteuert; und von dem Drucke dieser Auflagen können die Steuer-Einnehmer uns nicht durch Herabsetzung befreien. Jedoch, laßt uns nur dem guten Rathe Gehör geben, dann kann uns noch einigermaßen geholfen werden, — Gott hilft denen, die sich selber helfen, wie der arme Richard sagt.

Erstens: Eine Regierung, welche ihre Unterthanen um einen zehnten Theil der Zeit be-

steuern wollte, um diese zu ihrem Nutzen zu verwenden, würde großer Härte beschuldigt werden. Durch Trägheit aber werden manche von uns noch weit höher besteuert; durch Müßiggang, der die Ursache so mancher Krankheit ist, wird unser Leben unfehlbar verkürzt. Müßiggang, gleich dem Rost, verzehrt schneller, als Arbeit abnutzt, und ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank, wie der arme Richard sagt. Aber liebst du das Leben, so vergeude die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist, wie der arme Richard sagt. Wie viel mehr, als nöthig wäre, verschlafen wir nicht, weil wir nicht daran denken, daß der schlafende Fuchs keine Hühner fängt, und daß wir lange genug im Grabe schlafen werden, wie der arme Richard sagt.

Wenn die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, so muß, wie der arme Richard sagt, das Zeitvergeuden die größte Verschwendung sein, weil, wie er an anderem Orte uns vorhält, verlorene Zeit nie wieder gefunden wird, und, was wir Zeit genug nennen, immer wenig genug ist. So laßt uns denn bei der Hand sein und handeln, und zweckmäßig handeln; so

werden wir durch Fleiß mehr beschaffen und weniger in Verlegenheit kommen. Müßiggang macht Alles schwer, Betriebsamkeit macht Alles leicht; wer spät aufsteht, muß den ganzen Tag traben, und wird kaum bis zur Nacht das Versäumte einholen, Trägheit aber kommt so langsam vorwärts, daß gar bald die Armuth sie einholt. Treibe dein Geschäft, laß dieses dich nicht treiben; und früh zu Bett, früh wieder auf, giebt dem Menschen Gesundheit, Wohlstand und Weisheit, wie der arme Richard sagt.

Was hilft es denn, daß wir wünschen und hoffen auf bessere Zeiten? Wir können sie selbst besser machen, durch eigene Anstrengung. Betriebsamkeit braucht nicht zu wünschen, und wer von Hoffnung lebt, wird hungrig sterben. Kein Verdienst ohne Dienst, drum brauch' ich die Hand, denn ich habe kein Land, oder, wenn ich's habe, so ist es drückend schwer besteuert. Wer ein Geschäft hat, der hat Vermögen, und wer ein Gewerbe hat, der hat ein Amt, das ihm Nutzen und Ehre bringt, wie der arme Richard sagt; dann muß aber das Geschäft ordentlich besorgt und das Ge=

werbe mit Fleiß betrieben werden, sonst wird uns weder das Vermögen, noch das Amt in den Stand setzen, unsere Abgaben zu bezahlen. Wenn wir fleißig sind, werden wir nie verhungern, denn in des thätigen Arbeiters Haus kann der Hunger wohl hineinsehen, darf aber nicht hineingehen. Und eben so wenig der Gerichts- und der Polizeidiener, denn: Betriebsamkeit bezahlt die Schulden, Muthlosigkeit vermehret sie. Hast du keinen Schatz gefunden, haben reiche Verwandten dir nichts vermacht, — Fleiß ist die Mutter des Glücks und Gott giebt Alles der Betriebsamkeit.

Wenn's Faulen noch im Bett gefällt,
Bestelle sorgsam du dein Feld;
Dann bringt dein Korn dir Brod und Geld.

Heute sei thätig, da es noch Zeit ist, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen daran verhindert. Ein »heute« ist so gut, als zwei »morgen,« wie der arme Richard sagt, und: verschiebe nie auf morgen, was sich heute läßt besorgen. Wenn du ein Diener wärest, würdest du dich nicht schämen, dich von einem guten Herrn müßig finden zu lassen? Bist du also dein eigener Herr, so schäme dich, wenn du

dich selber müßig findest, da du doch für dich selbst, für deine Familie, dein Vaterland und deinen König so Vieles noch zu thun hast! Greife dein Werkzeug an, ohne Handschuh, und bedenke, daß die Katze mit Handschuhen keine Mäuse fängt, wie der arme Richard sagt. Wahr ist es, es giebt viel zu thun und vielleicht sind deine Hände schwach; doch bleibe nur standhaft dabei, und du wirst sehen, daß man viel leisten kann; denn unaufhörlicher Tropfenfall greift selbst Steine an; durch Geduld und Emsigkeit gelingt es der Maus, ein Ankertau zu durchfressen; und auch durch schwache Streiche fällt am Ende die stärkste Eiche.

Vielleicht fragen Einige von Euch: soll man sich denn gar keine Muße gönnen? Ich will dir erzählen, mein Freund, was der arme Richard sagt: Wenn du Muße haben willst, so wende deine Zeit gut an; und werfe keine Stunden weg, da du keiner Minute sicher bist. Muße ist übrige Zeit, um irgend etwas Nützliches zu thun. Solche Muße wird der fleißige Mann wohl finden, aber der träge nie, denn ein Leben voll Muße und ein Leben voll Müßiggang ist zweierlei. Manche möchten

ohne Arbeit, bloß mit ihrem Verstande, durchkommen, aber sie verkommen, aus Mangel an Vorrath. Durch Betriebsamkeit dagegen erwirbt man sich Ueberfluß, Bequemlichkeit und Achtung. Fliehe die Freuden, dann werden sie dir folgen; der fleißige Spinner hat reichliche Wäsche; und jetzt, da ich ein Schaf und eine Kuh habe, wünscht mir jeder einen guten Morgen.

Zweitens: Bei unserer Betriebsamkeit müssen wir aber auch stetig und ruhig ausharren, müssen sorgfältig unsere Geschäfte mit eigenen Augen übersehen und Andern nicht zu viel anvertrauen, denn, wie der arme Richard sagt:

Familien, die oft umzuziehen pflegen,
Und Bäume, die man häufig umpflanzt, treiben
Und wachsen nie mit so erwünschtem Segen,
Als wenn sie stets an einer Stelle bleiben.

Und ferner: dreimal Umziehen ist so schlimm, als einmal Abbrennen. — Versorge deine Werkstatt, dann wird die Werkstatt auch dich versorgen. — Willst du einen Auftrag wirklich ausgerichtet haben, so gehe selbst; liegt dir nichts daran, so schicke einen Andern.

Soll dich der Pflug zum Wohlstand führen,
So mußt du selbst die Glieder rühren,
Selbst Pflugschar oder Peitsche führen.

Des Herrn Auge schafft mehr, als seine beiden Hände. Mangel an Aufsicht schadet mehr, als Mangel an Einsicht.

Nicht auf seine Leute passen,
Heißt den Geldsack offen lassen.

Gar Manchem ist es schlecht gegangen, weil er zu viel auf die Sorgfalt Anderer baute, denn: in weltlichen Dingen macht der Glaube nicht selig, sondern der Mangel an Glauben; aber eigene Sorgfalt bringt Gewinn; wünschest du dir einen treuen Diener und einen, der dir lieb ist, so diene dir selbst. Kleine Sorglosigkeit kann große Sorgen bringen; weil ein Nagel fehlte, verlor das Pferd ein Hufeisen, weil ein Hufeisen fehlte, verlor der Reiter sein Pferd, weil ein Pferd fehlte, verlor die Welt einen Reiter, denn der Feind holte ihn ein und schlug ihn todt, und Alles das, weil nicht sorgsam genug nach dem Hufnagel gesehen ward.

Drittens: So viel, lieben Freunde, von der Betriebsamkeit und der Aufsicht über die ei=

genen Geschäfte. Dazu müssen wir uns aber noch der Sparsamkeit befleißigen, wenn wir mit einiger Sicherheit auf den Erfolg unserer Betriebsamkeit rechnen wollen. Wer nicht zu bewahren weiß, was er verdient, kann sein Leben lang mit der Nase überm Schleifstein sitzen, und doch sterben, ohne einen Heller werth zu sein. Eine fette Küche macht ein magres Testament, wie der arme Richard sagt; und

Wird nicht mehr gestrickt, genäht, gesponnen,
Weil die Weiber gern am Theetisch sitzen,
Wird mit Axt und Meißel nichts begonnen,
Weil die Männer nur beim Punschglas schwitzen, —
Dann heißt's, wie gewonnen, so zerronnen.

Willst du reich werden, denk an's Auskommen so gut, wie an's Einkommen. Amerika hat Spanien nicht reich gemacht, weil die Ausgabe immer größer war, als die Einnahme.

Weg denn mit euren kostspieligen Narrheiten! dann werdet ihr nicht mehr so viel Ursache haben, über harte Zeiten, schwere Abgaben und theures Hauswesen zu klagen; denn

Durch Betrug und Spiel, durch Weiber und Wein
Wird der Mangel groß und der Wohlstand klein.

Und ferner: Für das, was ein Laster kostet, kann man zwei Kinder groß ziehen. Vielleicht meint ihr: dann und wann ein wenig Thee und ein wenig Punsch, ein wenig besseres Essen, ein wenig feinere Kleider und ein wenig Gasterei, das kann so viel nicht machen; merkt Euch, was der arme Richard sagt: Viel Wenig macht Ein Viel. Drum nehmt Euch vor kleinen Ausgaben in Acht: Ein kleiner Leck versenkt ein großes Schiff.

Find'st du an Leckereien nur Geschmack,
So bleibt dir endlich nur der Bettelsack.

Und:

Narren halten offne Tafel,
Kluge Leute speisen dran.

Ihr Alle habt euch hier versammelt bei dieser Versteigerung von Putzkram und allerhand eitlem Tand. Ihr nennt sie Güter, aber, nehmt euch in Acht, sie können für euch wahre Uebel werden. Ihr erwartet, daß sie wohlfeil verkauft werden; da habt ihr Recht, vielleicht für weniger, als sie gekostet haben; wenn ihr sie aber nicht gebraucht, so müssen sie dennoch viel zu theuer für euch sein. Bedenkt, was der arme Richard sagt: Kaufe nur, was du nicht be-

darfst, und du wirst wahrlich bald deine Bedürfnisse verkaufen müssen. Und: Kannst du einen recht wohlfeilen Handel schließen, so besinne dich eine Weile. Er meint vielleicht, daß die Wohlfeilheit nur scheinbar, nicht wirklich sei; oder daß du, des guten Handels wegen, das Geld vielleicht dem nothwendigeren Geschäfte entziehen und dir so mehr schaden als nützen könntest. Denn ein andermal sagt er: durch wohlfeile Einkäufe hat Mancher sich zu Grunde gerichtet. Und: Thörig ist's, sein Geld auszugeben, um Reue einzukaufen. Und doch wird täglich auf Auktionen diese Thorheit begangen, weil man nicht an den Almanach denkt. Wie Mancher geht mit hungrigem Magen einher und läßt die Seinen darben, um sich den Nacken mit Putz zu beladen. Taft und Atlas, Sammt und Seide, löschen das Küchenfeuer aus, wie der arme Richard sagt. Diese Dinge kann man nicht die Bedürfnisse, kaum einmal die Annehmlichkeiten des Lebens nennen; und dennoch sehnen sich so Viele danach, bloß weil sie hübsch aussehen. Durch solche und ähnliche Thorheiten sind schon manche angesehene Männer in ihren Vermögens-Umständen so herunter-

gekommen, daß sie von Andern borgen mußten, die sie früherhin verachteten, die aber durch Fleiß und Sparsamkeit sich in ihrer Lage zu behaupten wußten, und da zeigt sich's denn recht klar, daß ein Bauer, der steht, höher ist, als ein feiner Herr, der kniet, wie der arme Richard sagt. Vielleicht waren sie die Erben eines kleinen Vermögens, wußten aber nicht, auf welche Weise dasselbe erworben ward, und meinten: die Sonne stehe hoch am Himmel und werde nie untergehn, und es sei nicht der Rede werth, wenn man von so Vielem ein wenig ausgebe; aber — wer immer aus dem Mehlfaß schöpft und nichts wieder nachfüllt, der kommt bald auf den Grund, und wenn der Brunnen trocken ist, lernt man erst das Wasser schätzen, wie der arme Richard sagt. Das könnten sie aber vorher gewußt haben, wenn sie seinen Rath befolgt hätten: Willst du den Werth des Geldes kennen, so geh und leihe dir welches; dann wirst du bald merken, daß Borgen macht Sorgen. Und eben so geht es denen, welche ihr Geld solchen Leuten geliehen haben, und es gerne wieder hätten. — Der arme Richard sagt ferner:

Der Thoren Modesucht
Hat Mancher schon verflucht;
Drum sei du nicht so eitel,
Frag' immer erst den Beutel.

Und:

Der Stolz bettelt so laut, als die Noth,
Doch wird er dabei so leicht nicht roth.

Hast du dir ein schönes Stück gekauft, mußt du noch zehn andere dazu kaufen, damit deine ganze Figur wie aus einem Schnitt erscheine; aber: leichter ist's, den ersten Wunsch sich zu versagen, als alle, die ihm nachfolgen, zu befriedigen, wie der arme Richard sagt. Der Arme, welcher dem Reichen nachäfft, ist eben so thörig, wie der Frosch, der sich aufbläst, um so groß wie ein Ochse zu werden.

Ein großes Schiff mag immer seewärts treiben.
Ein kleines Boot soll hübsch am Ufer bleiben.

Doch solche Thorheiten bleiben nicht lange unbestraft, denn: Dem Stolz wird Mittags Eitelkeit, Abends Verachtung aufgetischt, wie der arme Richard sagt, und: Der Stolz nimmt sein Frühstück mit dem Reichthum, sein Mittagsessen mit der Armuth, sein Abendbrod mit der Schande ein. Und wozu dient am

Ende dieser Scheinstolz, für den so viel gewagt und so viel geduldet wird? Er kann weder Gesundheit geben, noch Schmerzen nehmen, und eben so wenig den persönlichen Werth erhöhen; wohl aber Neid erregen und Unglück beschleunigen.

Welche Tollheit gehört aber dazu, dieser entbehrlichen Dinge halber Schulden zu machen. Nach den Bedingungen dieser Versteigerung wird uns auf sechs Monate Kredit angeboten, und das hat vielleicht Einige von uns bewogen, sich einzufinden, indem sie kein baares Geld übrig haben, und hoffen, sich hier, auch ohne das, recht schön machen zu können. Aber ich bitte euch, bedenkt, was ihr thut, wenn ihr Schulden macht: ihr gebt dadurch einem Anderen Gewalt über eure Freiheit. Wenn ihr zur bestimmten Zeit nicht zahlen könnt, so müßt ihr euch schämen, euch vor eurem Gläubiger sehen zu lassen, müßt euch scheuen, ihn anzureden, müßt klägliche, kriechende Entschuldigungen machen, und werdet allmählig dahin kommen, euere Wahrhaftigkeit zu verlieren und zuletzt bis zu niederträchtigen Lügnern herabzusinken, denn: das zweite Laster ist Lügen, das erste, Schulden machen, wie der arme

Richard sagt, und, in demselben Sinne: Schulden ziehn den Wagen, in welchem die Lüge fährt. Ein freigeborener Mann sollte sich nie schämen oder fürchten, irgend einem Lebenden in's Gesicht zu sehen oder ihn anzureden. Aber die Noth raubt manchen Menschen alle Geistes- und Willenskraft. Ein leerer Sack kann nicht wohl aufrecht stehen, wie der arme Richard sagt. — Was würdet ihr von einem Fürsten oder von einer Regierung halten, die ein förmliches Verbot erließe, daß keiner von euch sich wie eine Person von Stande kleiden solle, bei Strafe der Gefangenschaft oder Knechtschaft? Würdet ihr nicht sagen, ihr seiet freie Leute, könnet euch kleiden nach euerem Belieben; ein solches Gesetz sei ein Eingriff in euere Rechte und eine solche Regierung sei tyrannisch? Und doch seid ihr im Begriff, gegen euch selbst nicht weniger tyrannisch zu verfahren, wenn ihr, solcher Kleider wegen, euch in Schulden setzt! Der Gläubiger kann euch nach Gefallen die Freiheit nehmen und euch in den Schuldthurm stecken lassen, bis ihr im Stande seid, zu bezahlen. Wenn ihr nur mit eurem Einkauf zufrieden seid, denkt ihr vielleicht wenig an's Bezahlen; aber — des Gläubigers

Gedächtniß ist besser, als des Schuldners; denn die Gläubiger sind von einer gläubigen Sekte, die alle Kalendertage genau beobachtet. Der Tag kommt heran, ehe ihr euch dessen verseht, und die Forderung wird gemacht, bevor ihr die Anstalten zur Zahlung getroffen habt. Oder wenn auch die Schuld euch im Kopfe herumgeht, so wird doch der, anfangs so lang erscheinende, Termin euch zuletzt gewaltig kurz vorkommen, und die Zeit wird euch nicht nur an den Schultern, sondern auch an den Hacken beflügelt erscheinen. Wessen Schuld zu Ostern fällig ist, der hat kurze Fasten, wie der arme Richard sagt. Vielleicht denkt ihr gegenwärtig, eure Umstände seien in so gutem Fortgange, daß ihr schon ohne Nachtheil ein wenig über die Schnur hauen könnet; aber

> Bis Abends glänzet kein Morgenroth,
> Drum sparet bei Zeiten für Alter und Noth.

Der Gewinn kann vorübergehend und ungewiß sein, aber die Ausgaben sind dauernd und nur allzugewiß, so lange ihr lebet, und — leichter ist's, zwei Herde zu bauen, als einen beständig warm zu halten; besser ist's, ohne Abend=

brod zu Bette gehen, als mit Schulden wieder aufstehen, und —

> Erwirb dir, was du kannst, und was du hast, halt' fest,
> Dann weißt du, wie sich Blei in Gold verwandeln läßt,

wie der arme Richard sagt. Und habt ihr diesen Stein der Weisen erst gefunden, dann werdet ihr nicht mehr über schlechte Zeiten und nicht zu erschwingende Abgaben klagen.

Viertens: Das, liebe Freunde, sind Lehren der Weisheit und Vernunft; aber dennoch rathe ich euch, nicht gar zu viel auf eure eigene Betriebsamkeit, Sparsamkeit und Klugheit zu bauen; so vortrefflich diese Dinge auch sind, so können sie doch alle wie Seifenblasen vergehen, wenn der Segen des Himmels nicht dabei ist. Deßhalb bittet in Demuth um diesen Segen, und seid nicht hartherzig gegen die, welche desselben gegenwärtig zu ermangeln scheinen, sondern bringt ihnen Trost und Hülfe. Bedenkt, wie Hiob leiden mußte, und wie wohl es ihm später erging.

Und nun noch ein paar Worte zum Schluß: Die Erfahrung ist der theuerste Lehrmeister,

aber die Narren wollen bei keinem andern in die Schule gehen, wie der arme Richard sagt, — und kaum bei diesem; denn es ist wahr: wir können wohl den Rath geben, aber nicht die That. Doch merkt euch das: Wo der Rath vergebens klopft, ist der Hülfe die Thür verschlossen, und endlich:

Willst du der Vernunft dein Ohr verstopfen,
Wird sie dich bald auf die Finger klopfen,

wie der arme Richard sagt.«

So schloß der Alte seine Rede. Die Leute hörten ihm zu und lobten die guten Lehren, thaten aber augenblicks das Gegentheil, gerade, als ob es eine gewöhnliche Predigt gewesen wäre; — denn die Versteigerung begann und sie kauften unmäßig viel. — Ich sah wohl, daß der gute Mann meinen Almanach aus dem Grunde studirt und Alles verdaut hatte, was ich seit fünf und zwanzig Jahren gelegentlich über diese Dinge drucken ließ. Die häufige Erwähnung meiner muß wohl für jeden Andern recht langweilig gewesen sein; meiner Eitelkeit aber ward es über die Maßen wohl dabei, obgleich ich mir gestehen mußte, daß nicht der zehnte Theil der mir zugeschriebenen Weisheit mein Eigenthum sei, son-

dern fast Alles nichts als Brocken meiner Nachlese auf dem Felde des gesunden Menschenverstandes aller Völker und Zeiten. Ich, meines Theils, beschloß jedoch, mir dieses Echo nicht ungenützt verhallen zu lassen; und obschon ich anfangs Willens war, mir Zeug zu einem neuen Oberrock zu kaufen, ging ich meiner Wege mit dem Beschluß, den alten noch etwas länger zu tragen. Wenn du, lieber Leser, es eben so machen willst, so wirst du nicht weniger Vortheil davon haben, als dein

stets dienstwilliger

Richard Saunders.

---

8. Die Kunst, angenehm zu träumen.

(An Fräulein N. gerichtet und auf ihren Wunsch geschrieben *).

Da wir einen großen Theil unseres Lebens verschlafen, und während dieser Zeit bald angenehme, bald beängstigende Träume haben, so

---

*) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

kann es uns nicht gleichgültig sein, uns jene zu verschaffen und diese, wo möglich, zu vermeiden; denn Pein ist Pein und Lust ist Lust, gleichviel, ob sie in Wahrheit oder nur in unserer Einbildung vorhanden sind. Können wir schlafen, ohne zu träumen, so können wir uns freuen, der Beängstigung entgangen zu sein; können wir aber unsern Schlaf durch angenehme Träume versüßen, so haben wir so viel Lebensfreude rein gewonnen.

Diesen Zweck zu erreichen, ist es vor Allem nothwendig, durch gehörige Bewegung und große Mäßigkeit für die Erhaltung unserer Gesundheit zu sorgen; denn sobald wir krank sind, wird unsere Einbildungskraft sehr leicht durch unangenehme und mitunter schreckliche Bilder und Vorstellungen beunruhigt. Die beste Zeit, sich Bewegung zu machen, ist vor, nicht unmittelbar nach dem Essen; in jenem Falle befördert, in diesem hemmt sie die Verdauung, wenn sie nicht sehr mäßig ist. Wenn wir nach einer körperlichen Anstrengung nur wenig essen, so wird die Verdauung leicht und gut, der Körper frisch, die Stimmung heiter sein und keine der animalischen Funktionen wird uns belästigen. Wenn Schlaf

darauf folgt, wird er natürlich und ungestört sein, während körperliche Trägheit und Vielessen Alpdrücken und unbeschreibliche Beängstigungen zur Folge haben; — wir stürzen in bodenlose Tiefen, werden von wilden Thieren, oder Räubern, oder Gespenstern verfolgt, und auf alle mögliche Weise geplagt und gepeinigt. Beachten Sie aber wohl, daß das Maß der körperlichen Anstrengung und der Nahrung mit einander in Wechselwirkung stehen; wer sich viel bewegen muß, kann und muß auch mehr essen, als wer viel sitzt, und so umgekehrt. Im Allgemeinen jedoch essen die Menschen, seit der Verfeinerung der Kochkunst, fast zweimal so viel, als die Natur erfordert. Ein Abendessen kann nicht nachtheilig sein, wenn wir zu Mittag nichts genossen haben; aber ein reichliches Abendessen nach einem vollen Mittagsessen wird natürlich eine schlaflose Nacht zur Folge haben. Zwar ist die Körperbeschaffenheit so verschieden, daß einige Menschen auch nach solchen doppelten übertriebenen Mahlzeiten gut schlafen; sie bezahlen's nur mit einem beängstigenden Traum und einem Schlagflusse, dann schlafen sie bis an den jüngsten Tag. Nicht selten lies't man daher, unter den Todes-Anzei-

gen, Beispiele von Menschen, die, nach einem tüchtigen Abendessen, am nächsten Morgen todt im Bette gefunden wurden.

Ferner ist es zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig, stets für frische Luft in der Schlafstube zu sorgen. Mit großem Unrecht werden eingeschlossene Schlafräume und Bettstellen empfohlen, die rings mit Vorhängen umgeben sind. Keine Luft, die von außen eindringt, ist so ungesund, als die oft ein- und ausgeathmete Luft in einer dicht geschlossenen Kammer. So wie kochendes Wasser durch längeres Kochen keinen höheren Wärmegrad annimmt, wenn die heißer werdenden Theilchen (als Dampf) entweichen können; so gehen lebende Körper nicht in Fäulniß über, wenn die Theilchen, so wie sie faul werden, gleich ausgeschieden werden können. Aus unserm Körper treibt die Natur sie hinaus, durch die Poren der Haut und durch die Lungen, und die freie, offene Luft führt sie hinweg; ein eng eingeschlossener Raum aber bringt uns dieselben Theilchen immer wieder zurück, obgleich sie mehr und mehr verdorben werden. Durch viele Menschen, die in einem engen Raume zusammen gedrängt sind, wird auf diese Weise die Luft in

wenigen Minuten verdorben und sogar tödtlich, wie in der schwarzen Höhle in Calcutta. Ein einzelner Mensch, sagt man, verdirbt nicht mehr, als ein Gallon *) Luft in der Minute, also in beträchtlich längerer Zeit erst die in einem Zimmer enthaltene Luft; doch wird auch diese verhältnißmäßig verdorben und daher die Ursache mancher fauligen Krankheit. Methusalem, der das höchste Alter erreichte, mithin vermuthlich auch am besten seine Gesundheit zu bewahren wußte, soll immer in freier Luft geschlafen haben; denn, da er fünf hundert Jahre gelebt hatte, sprach ein Engel zu ihm: »Steh auf, Methusalem, und baue dir ein Haus, denn du sollst noch fünf hundert Jahre länger leben.« Methusalem aber antwortete und sprach: »Nicht länger denn fünf hundert Jahre noch? dann ist es der Mühe nicht werth, ein Haus zu bauen; ich will in der freien Luft schlafen, wie ich zu thun gewohnt bin.« Auch die Aerzte, die seit Jahrhunderten behaupteten, Kranke müßten vor freier Luft bewahrt

*) Englisches Flüssigkeitsmaß, ungefähr so viel, wie vier Mainzer Weinmaß oder zwei Nürnberger Visirviertel.

werden, haben endlich entdeckt, daß sie ihnen wohlthätig sein könne. Es ist zu hoffen, daß sie nun auch bald entdecken werden, daß die freie Luft auch den Gesunden nicht schädlich sei, und daß dann schwache Menschen von der peinigenden Luftscheu geheilt werden, von welcher sie dergestalt beherrscht sind, daß sie lieber ersticken und sich mit schlechter Luft vergiften, als das Fenster ihres Schlafzimmers oder ihrer Kutsche öffnen. Wenn eingeschlossene Luft einmal mit Ausdünstungs- oder Stickstoff *) gesättigt ist, so kann sie keinen mehr aufnehmen; dieser Stoff muß dann in unserm Körper bleiben und Krankheiten erzeugen; es giebt aber einige Zeichen, aus denen man entnehmen kann, wann derselbe anfängt, schädlich zu werden, nämlich eine, zuerst nur geringe, Unbehaglichkeit, die sich, in Rücksicht der Lunge, durch eine unbedeutende Beklemmung und, in Rücksicht der Poren, durch eine Art von Hautreiz äußert, der schwer zu beschreiben ist, und dessen Ursache die Wenigsten ahnen,

*) Man nimmt an, daß fünf Achtel der Nahrungsmittel, die der Mensch zu sich nimmt, in diesen Stoff verwandelt und durch Lungen und Poren abgesondert werden.

wenn sie ihn zuerst empfinden. Eine bekannte Sache ist es aber, daß man zuweilen des Nachts, zumal unter einer warmen Decke, plötzlich aufwacht und gar nicht wieder einschlafen kann, worauf man sich in beständiger Unruhe von einer Seite auf die andere legt. Dieses Drehn und Wälzen im Bette hat keine andere Ursache, als einen krankhaften Zustand der Haut, der durch Zurückhaltung des Stickstoffs entsteht. Um sich davon durch ein Beispiel zu überzeugen, braucht man nur, bei unveränderter Lage, die Bettdecke abzuwerfen, oder einen Theil des Körpers der frischen Luft auszusetzen, und man wird alsbald fühlen, wie die Luft diesen Theil erfrischt, indem sie den Stickstoff in sich aufnimmt und wegführt, und so die Haut von dieser beschwerlichen Last befreit. Denn jeder Theil der kühlen Luft, der sich der warmen Haut nähert, nimmt, zugleich mit der Ausdehnung, einen Theil der Wärme an, wodurch sie dünner und leichter wird, so daß sie zugleich mit dem aufgenommenen Stickstoff flugs der kältern, und deßhalb schwereren, frischen Luft weichen muß, welche für einen Augenblick ihre Stelle einnimmt und dann, gleichfalls verändert und erwärmt, wieder von

neuen Lufttheilen verdrängt wird. So will es das Gesetz der Natur, damit die thierischen Körper nicht durch ihre eigene Ausdünstung angesteckt werden. — Diese durch Ausdünstung verdorbene Luft ist eine große und allgemeine Ursache unangenehmer Träume; denn durch Unwohlsein des Körpers wird auch der Geist beunruhigt, was natürlich beängstigende Ideen während des Schlafes zur Folge hat. Die Mittel, dieses Uebel zu verhindern oder zu heilen, sind folgende:

1. Mäßigkeit im Essen, die schon oben, der Gesundheit halber, angerathen ward. Dadurch erlangen wir, daß in gegebener Zeit weniger Stickstoff sich bildet, daß wir daher länger ruhig schlafen können, bevor das Bett mit diesem Stoffe gesättigt ist, und den noch hinzukommenden nicht mehr aufnehmen kann.
2. Der Gebrauch leichter, nicht zu dichter Bettdecken, welche die schlechte Luft leichter durchlassen.
3. Wenn man, durch dieses unbehagliche Gefühl erweckt, nicht wieder einschlafen kann, muß man aufstehen, das Kopfkissen auf-

klopfen und kehren, die Decke tüchtig durchschütteln und zurückgeschlagen liegen lassen, damit das Bett kühl werde, und inzwischen ohne Kleider im Zimmer auf- und abgehen, bis die Haut erfrischt ist, was um so eher der Fall sein wird, je trockener und kälter die Luft ist. Wenn das Gefühl der Kälte zu unangenehm wird, gehe man wieder zu Bett, und man wird sich bald eines sanften, ruhigen Schlafs erfreuen, und auch die Phantasie wird nur mit angenehmen Bildern sich beschäftigen, die oft eben so unterhaltend sind, wie die Verwandlungen einer Oper. Ist man zu träge (oder zu schwach), um aufzustehen, so wird es auch von ähnlicher, wiewohl schwächerer, Wirkung sein, wenn man mit Armen und Beinen die Decke etwa zwanzigmal in die Höhe hebt, so daß frische Luft in's Bett dringen und die schlechte hinausziehen kann. — Wer sich zwei Betten halten kann, um im Fall einer solchen Schlaflosigkeit aus dem warmen in's kühle, frische zu steigen, kann freilich denselben Zweck noch bequemer erreichen.

Zum Schluß noch ein paar Regeln: Wenn Sie zu Bette gehen, müssen Sie mit Sorgfalt Ihr Kopfkissen so zurecht legen, daß der Kopf eine Ihnen behagliche Lage bekommt, und dann darauf sehen, daß kein Theil des Körpers zu hart auf den anderen drückt (wie z. B. die Knöchel der Füße); denn wenn auch eine unrichtige Lage anfangs wenig schmerzt oder kaum bemerkbar ist, so kann sie doch leicht durch die Dauer unangenehm werden und im Schlafe die Einbildungskraft beunruhigen. — Das sind die Regeln der Kunst; aber wenn diese sich auch in den meisten Fällen bewähren und zum beabsichtigten Ziele führen werden, so giebt es doch einen Fall, in welchem die pünktlichste Befolgung derselben durchaus vergeblich sein wird. Für Sie, meine liebe Freundin, ist die Erwähnung dieses Falles unnöthig, allein meine Abhandlung über die Kunst würde ohne dieselbe unvollständig sein. Ich meine den Fall, wenn die Person, welche sich angenehme Träume zu verschaffen wünscht, nicht dafür gesorgt hat, das Wichtigste von Allem sich zu bewahren, nämlich

ein gutes Gewissen.

9. Gespräch zwischen Franklin und der Gicht.

Den 22. Oktober 1780 um Mitternacht.

Franklin. Weh! o weh! Was hab' ich gethan, um so grausame Schmerzen zu verdienen?

Gicht. Mancherlei; du hast zu unmäßig gegessen und getrunken, und diesen Beinen zu viel Ruhe gegönnt.

F. Wer beschuldigt mich?

G. Das bin ich, die Gicht selbst.

F. Wie? mein Feind in eigener Person?

G. Nein, nicht dein Feind.

F. Ich wiederhole es, mein Feind; denn du möchtest nicht allein meinen Leib zu Tode quälen, sondern auch meinen guten Namen vernichten; du wirfst mir vor, ein Fresser und Säufer zu sein, und doch wird Jeder, der mich kennt, einräumen, daß ich weder das eine, noch das andere bin.

G. Die Welt mag von dir denken, was sie will; sie ist immer sehr gefällig gegen sich selbst und zuweilen auch gegen ihre Freunde; ich weiß

aber sehr wohl; daß eine Portion Essen und Trinken, welche für einen Menschen, der sich angemessene Bewegung macht, eben hinreicht, für einen anderen, der sich gar nicht bewegt, viel zu groß ist.

F. Ich mache mir — Au! Au! — so viel Bewegung — Au! — wie ich kann, Madame Gicht. Sie wissen, daß ich durch meine Geschäfte zum Sitzen genöthigt bin, und deßhalb, meine ich, könnten Sie mich wohl ein wenig verschonen, da Sie doch einsehen müssen, daß es nicht ganz meine eigene Schuld ist.

G. Verschonen? Nicht im Geringsten. Denn Beredsamkeit und Höflichkeit ist vergebens, und deine Entschuldigung hilft dir zu nichts. Wenn deine Geschäfte eine sitzende Lebensweise nöthig machen, so solltest du durch die Art deiner Vergnügungen und Erholungen den Mangel an Bewegung ersetzen. Du solltest gehen oder reiten, oder, wenn das Wetter zu schlecht ist, Billard spielen. Aber laß uns einmal deine Lebensweise untersuchen. Was thust du in den Morgenstunden, die dir Muße gewähren, spazieren zu gehen? Anstatt durch wohlthätige Bewegung dir zum Frühstück Appetit zu verschaf-

sen, vertreibest du dir die Zeit hinter Büchern, Flugschriften und Zeitungen, die gewöhnlich nicht des Lesens werth sind. Und doch nimmst du ein unmäßiges Frühstück ein, trinkst Thee mit Rohm und issest Butterbrod mit Rauchfleisch, lauter Dinge, die mir eben nicht leicht verdaulich scheinen. Gleich darauf setzest du dich an deinen Pult, um zu schreiben, oder dich mit Leuten zu unterhalten, die, Geschäfte halber, zu dir kommen. So vergeht der Vormittag, ohne alle körperliche Bewegung. Doch in Betracht deiner sitzenden Geschäfte, wie du sagst, wollte ich das Alles noch entschuldigen; was treibst du aber nach dem Mittagsessen? Verständige Menschen würden mit den Freunden, bei welchen sie zu Mittag aßen, in den schönen Gärten spazieren gehen; du hingegen ziehst es vor, dich an das Schachbrett zu setzen, wo man dich nach zwei oder drei Stunden noch finden kann. Das ist deine beständige Erholung, und gewiß für einen Mann von sitzender Lebensweise die unpassendste von allen, denn sie beschleunigt nicht nur nicht den Umlauf der flüssigen Substanzen, sondern erschwert ihn vielmehr durch die gespannte Aufmerksamkeit, die dabei erforderlich ist, und hemmt die

innere Sekretion. Vertieft in die Spekulationen dieses unnützen Spiels, verdirbst du deine Konstitution. Was kann man bei einer solchen Lebensweise anders erwarten, als einen von stehenden Säften angefüllten Körper, der jeden Augenblick eine Beute der gefährlichsten Krankheiten werden könnte, wenn ich ihm nicht gelegentlich zu Hülfe käme, indem ich diese Säfte durch Schütteln reinige und zertheile? Wenn du in einem Winkel oder Gange der Hauptstadt nach dem Essen ein Weilchen Schach spieltest, so möchte sich das entschuldigen lassen; aber du folgst derselben Neigung in der Umgegend, an Orten, wo die herrlichsten Gärten sind, reich an lieblichen Promenaden, reiner Luft, schönen Frauen und eben so angenehmer als belehrender Unterhaltung, und wo du dich aller dieser Dinge erfreuen könntest, wenn du spazieren gehen wolltest. Das verschmähst du aber, um des abscheulichen Schachspiels willen. Pfui, schäme dich, Franklin! Doch über meine Lehren hätte ich beinahe die Anwendung meiner heilsamen Besserungsmittel vergessen: jetzt muß ich dich wieder zwicken.

F. Au! o weh! Au! Belehrung, so viel Ihnen beliebt, Madame Gicht, und auch Vor=

würfe; aber die Strafen bitte ich zu verschieben.

G. Nein, mein Freund, nicht das Geringste werde ich unterlassen, das zu deinem Besten gereicht; deßhalb —

F. Au! Au! — Es ist unbillig, wenn Sie sagen, daß ich mir keine Bewegung mache; ich fahre doch oft genug in meinem Wagen zum Mittagsessen aus und Abends wieder nach Hause.

G. Das ist, wenn du von deinem in Federn hängenden Wagen redest, eine sehr unbedeutende und unwirksame Bewegung. Durch Beachtung des Wärmegrads, den man durch die verschiedenen Arten der Bewegung erlangt, kann man sich einen richtigen Maßstab ihrer Wirksamkeit bilden. So zum Beispiel, wenn du im Winter mit kalten Füßen das Zimmer verlässest und einen Spaziergang machst, werden sie in einer Stunde durch und durch warm sein; reitest du aus, so wirst du nach vierstündigem Trabe kaum dieselbe Wirkung verspüren; lässest du dich aber in einer Kutsche wiegen, so kannst du den ganzen Tag fahren, und wirst dich freuen, endlich ein Wirthshaus zu erreichen, um dir die Füße am Feuer zu erwärmen. Deßhalb schmeichle dir nicht, dir körperliche Bewegung gemacht zu haben, wenn

du dich eine halbe Stunde in deinem Wagen lüftest. Die Vorsehung gestattet nur Wenigen, in Wagen zu fahren, Allen aber hat sie ein Paar Beine gegeben, und das sind weit bessere und nützlichere Maschinen, als Wagen. Sei daher dankbar und mache ordentlichen Gebrauch von den deinigen. Willst du wissen, wie dieselben beim Gehen den Umlauf der Säfte befördern, so bemerke nur, wie das ganze Gewicht deines Körpers wechselsweise von einem Beine auf das andere übertragen wird; das veranlaßt einen großen Druck auf die Gefäße des Fußes und treibt die Säfte heraus. Von dem Drucke befreit, füllen sich die Gefäße wieder, und durch diesen Wechsel wird der Umlauf des Bluts beschleunigt. Die in einer gegebenen Zeit erzeugte Wärme beruht auf dem Grade dieser Beschleunigung, die Säfte werden geschüttelt und verdünnt, die Sekretion erleichtert und Alles geht gut. Die Wangen werden roth und die Gesundheit ist gesichert. Siehe deine schöne Freundin in Auteuil (Madame Helvetius), die Dame hat von der gütigen Natur mehr wahrhaft nützliche Wissenschaft empfangen, als ein halbes Dutzend solcher vorgeblicher Philosophen, wie du, aus allen ihren Bü-

chern heraus zu ziehen im Stande sind. Wenn sie dich mit einem Besuche beehrt, kommt sie zu Fuß. Sie geht zu jeder Tageszeit, und überläßt die träge Ruhe, mit ihrem Gefolge von Krankheiten, ihren Pferden. Und darin besteht das Präservativ ihrer Gesundheit und zugleich das ihrer Schönheit. Wenn du aber nach Auteuil willst, mußt du deinen Wagen haben, obgleich es nicht weiter von Passy *) nach Auteuil ist, als von Auteuil nach Passy.

F. Ihr Vortrag, Madame, wird sehr ermüdend.

G. Du hast Recht, ich will mich bessern, still schweigen und thun, was meines Amtes ist; nimm das und das —

F. O! nein! Au! Sprechen Sie weiter, ich bitte Sie.

G. Nein, nein; ich werde dich diese Nacht noch tüchtig zwicken, und du kannst sicher darauf rechnen, daß morgen die Fortsetzung folgt.

F. Wie, bei solchem Fieber? Ich werde den Verstand verlieren. Weh! o weh! Kann Keiner es für mich tragen?

---

*) Wo Franklin wohnte.

G. Verlange das von deinen Pferden; die haben dir bisher treu gedient.

F. Wie können Sie so grausam meiner Qualen spotten?

G. Spotten? — Ich spreche sehr ernst. Ich habe hier eine genaue Liste deiner Vergehen gegen deine eigene Gesundheit, und kann jeden Stoß, den ich dir versetze, rechtfertigen.

F. So lesen Sie mir meine Sünden vor.

G. Das Verzeichniß ist zu lang; ich will aber in der Kürze Einiges herausheben.

F. Wohlan, ich bin ganz Ohr.

G. Erinnerst du dich der häufigen Versprechen, die du dir gabst, am folgenden Morgen, in einem der benachbarten Gärten, spazieren zu gehen, und wie oft du diesen Vorsätzen untreu wardst, unter dem Vorwande, daß es entweder zu kalt oder zu warm, zu windig oder zu naß sei und dergleichen mehr, obgleich in Wahrheit nichts im Wege war, als deine unüberwindliche Liebe zur Gemächlichkeit?

F. Ich kann nicht leugnen, daß das gelegentlich der Fall war, vielleicht zehnmal des Jahres.

G. Dein Geständniß ist weit unter der

Wahrheit; denn dieser Fall trat in einem Jahre hundert und neun und neunzig Mal ein.

F. Ist das möglich?

G. So möglich, daß es eine Thatsache ist. Du kannst dich auf die Genauigkeit meiner Angabe verlassen. Du kennst Herrn B's Gärten mit den schönen Promenaden; du kennst die schöne Anhöhe, von welcher eine Treppe von hundert Stufen zum Rasenplatz hinabführt; du pflegtest die liebenswürdige Familie des Besitzers zweimal in der Woche Nachmittags zu besuchen, und hast selbst den Grundsatz aufgestellt, daß man sich eben so starke Bewegung mache, wenn man eine Meile trepp-auf und trepp-ab steige, als wenn man zehn Meilen auf ebenem Boden gehe. Welche schöne Gelegenheit hattest du hier, dir in beiderlei Weise Bewegung zu machen! Hast du sie benutzt? und wie oft?

F. Die Frage kann ich in diesem Augenblicke nicht beantworten.

G. Ich will's für dich thun; nicht einmal.

F. Nicht einmal?

G. Nein. Im Sommer gingst du um sechs Uhr dahin. Du fandest die reizende Hausfrau mit ihren lieblichen Kindern und Freunden,

alle bereit, mit dir zu gehen und dich in angenehmen Gesprächen zu unterhalten; und was thatst du? Ei nun, du machst dir das Vergnügen, dich auf der Anhöhe hinzusetzen, dich an der schönen Aussicht zu weiden und die Anlagen unter dir zu überschauen, ohne hinabzusteigen, und auch nur einen Schritt in denselben zu gehen. Im Gegentheil, du verlangst Thee und das geliebte Schachbrett, und siehe da, sitzend vertreibst du dir die Zeit bis neun Uhr Abends, obgleich du schon zwei Stunden Nachmittags gespielt hattest. Endlich, anstatt nach Hause zu gehen, was dich ein wenig angestrengt haben würde, steigst du wieder in deinen Federwagen. Wie kannst du so einfältig sein, zu glauben, daß du bei solcher Nachlässigkeit gesund bleiben könntest, wenn ich nicht zu Hülfe käme.

F. Jetzt bin ich überzeugt, daß der arme Richard Recht hat, wenn er sagt:

»Unsere Schulden und unsere Sünden sind immer größer, als wir denken.«

G. So ist es. Ihr Philosophen seid Weise in euren Grundsätzen und Thoren in eurer Handlungsweise.

F. Zählen Sie es denn aber zu meinen

Vergehungen, daß ich mich von Brillons nach Hause fahren lasse?

G. Gewiß. Dort hast du die ganze Zeit gesessen, kannst also nicht ermüdet sein und deßhalb zur Erholung eines Wagens bedürfen.

F. Wozu hab' ich denn aber meinen Wagen?

G. Zum Verbrennen, wenn's dir beliebt; so könnte er dir doch einmal dienen, dich zu erwärmen. Doch wenn dir der Vorschlag nicht gefällt, so weiß ich noch einen andern. Du hast gesehen, wie die armen Landleute in den Weinbergen und auf den Wiesen der Umgegend arbeiten. Jeden Tag kannst du unter diesen würdigen Leuten vier oder fünf alte Männer und Frauen finden, die durch die Last der Jahre und durch zu lange und zu schwere Arbeit gebeugt und vielleicht gelähmt sind. Nach saurem Tagewerk haben diese Leute noch eine halbe oder ganze Stunde bis zu ihren räucherigen Hütten zu gehen. Befiehl deinem Kutscher, diese nach Hause zu fahren; das wird deiner Seele und auch deinem Körper heilsam sein, wenn du nämlich selbst von Brillons zu Fuß nach Hause gehst.

F. Wie Sie langweilig sind.

G. So? Gut; dann zu meinem Amte;

es muß nicht in Vergessenheit kommen, daß ich Arzt bin. Da!

F. Au! Uh! Was ein Teufel von Arzt!

G. Wie kannst du so undankbar sein, das zu sagen! Habe ich nicht, als Arzt, vor Wassersucht und Schlagfluß dich bewahrt? Eins von beiden hätte dich längst in den Klauen, wenn ich nicht gewesen wäre.

F. Nun ja doch, ich will auch dankbar anerkennen, was vorüber ist; aber ich bitte inständig, die Besuche für die Zukunft einzustellen; denn wahrlich, ich will lieber sterben, als durch solche Schmerzen geheilt werden. Ich erlaube mir nur noch die bescheidene Bemerkung, daß ich auch nicht unfreundlich gegen Sie gewesen bin. Nie besolde ich einen Arzt oder Quacksalber irgend einer Art, um gegen Sie zu Felde zu ziehen; wenn Sie mich also nicht in Ruhe lassen, Madame, so kann man auch Ihnen den Vorwurf der Undankbarkeit machen.

G. Auch das kann ich kaum als einen Einwand gelten lassen. Was die Quacksalber betrifft, die verachte ich; dich können sie freilich um's Leben bringen, mir aber können sie nichts anhaben. Und die ordentlichen Aerzte sind endlich zu der

Einsicht gelangt, daß in einem Subjekt, wie du bist, die Gicht keine Krankheit, sondern ein Heilmittel sei; und weßhalb sollte man ein Heilmittel vertreiben? Also frisch an's Werk —

F. O! Au! Um des Himmels Willen, lassen Sie mich; ich will auch geloben, nie wieder Schach zu spielen, mir täglich Bewegung zu machen und immer mäßig zu sein.

G. Ja, ich kenne dich! Ein Versprechen kannst du geben; kaum bist du aber ein paar Monat gesund gewesen, so sind die alten Gewohnheiten wieder da, und von den schönen Versprechungen weißt du nicht mehr, als von den Formen der Wolken, die vor einem Jahre vor deinen Augen vorüberzogen. So will ich denn für diesmal die Rechnung schließen und gehen, doch mit dem bestimmten Versprechen, dich zu gelegener Zeit wieder zu besuchen; denn dein eigenes Wohl ist mein Zweck, und du hast jetzt eingesehen, daß ich deine wahre Freundin bin.

---

10. Die Pfeife.

(An Madame Brillon; geschrieben den 10ten Nov. 1779.)

Die beiden Briefe meiner lieben Freundin vom vorigen Mittwoch und Sonnabend habe ich erhalten. Heut' ist wieder Mittwoch; ich verdiene aber heute keinen Brief, weil ich die frühern noch nicht beantwortet habe. Allein, so träge und briefscheu ich auch bin, hat doch die Furcht, keinen Ihrer lieben Briefe mehr zu erhalten, wenn ich selber zur Korrespondenz nichts beitrage, mich bewogen, wieder zur Feder zu greifen, und da Herr B. mich freundlich benachrichtigt hat, daß er morgen zu Ihnen in die Stadt fahren werde, so will ich diesen Mittwoch-Abend, anstatt denselben, wie seine frühern Namensbrüder, in Ihrer bezaubernden Gesellschaft zu verleben, dazu anwenden, an Sie zu denken und zu schreiben, und Ihre Briefe wieder und wieder zu lesen. Ich bin entzückt von Ihrer Darstellung des Paradieses und von dem Lebensplane, den Sie dort ausführen wollen, und muß insbesondere den Schluß loben, daß wir in der

Zwischenzeit so viel Gutes aus dieser Welt ziehen sollten, als wir nur immer können. Nach meiner Ueberzeugung könnten wir viel mehr Gutes erleben und viel weniger leiden, wenn wir uns in Acht nehmen wollten, nicht zu viel für Pfeifen auszugeben. Denn die meisten der unglücklichen Menschen, denen wir begegnen, haben sich, wie mir scheint, durch Versäumung dieser Vorsicht ihr Schicksal zugezogen. — Sie verstehen mich nicht? — Nun, Sie lieben ja Geschichtchen, und werden's daher entschuldigen, wenn ich eine erzähle, die mich selbst betrifft.

Als ich ein Kind von 7 Jahren war, füllten mir an einem Festtage meine Freunde die Taschen mit Kupfergeld. Ich eilte sofort in einen Laden, wo Spielzeug feilgeboten ward, und, entzückt von dem Schalle einer Pfeife, die ich auf dem Wege dahin in den Händen eines anderen Knaben sah, gab ich meinen ganzen Reichthum dafür hin. Darauf kehrte ich zurück und ging pfeifend durch das ganze Haus, sehr erfreut über meinen Besitz, der aber der ganzen Familie ein Aergerniß war. Als meine Brüder und Schwestern den Handel erfuhren, den ich geschlossen hatte, belehrten sie mich, daß ich das

Vierfache des Werthes für meine Pfeife gegeben habe, hielten mir vor, wie viele gute Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und lachten mich meiner Thorheit wegen so lange aus, bis ich vor Aerger weinte, und die Freude an der Pfeife durch den Kummer der Reue ganz verdrängt war.

Später jedoch ist mir der Vorfall sehr nützlich geworden, weil er einen bleibenden Eindruck in meiner Seele hinterließ, so daß ich oft, wenn ich mich versucht fühlte, etwas Unnöthiges zu kaufen, zu mir selbst sagte: »gieb nicht zu viel für die Pfeife,« und mein Geld behielt.

Als ich heranwuchs, in die Welt kam und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich Viele, sehr Viele zu sehen, die zu viel für die Pfeife gaben.

Wenn ich einen Menschen sah, der zu sehr nach Hofgunst trachtete, und, um diese zu erlangen, seine Zeit in den Vorzimmern der Großen vergeudete, und seine Ruhe, Freiheit und Tugend, vielleicht auch seine Freunde verlor, sagte ich zu mir selbst: »der Mann giebt zu viel für seine Pfeife.«

Wenn ich sah, wie ein Anderer nach Volksgunst strebte, sich deßhalb fortwährend in die politischen Händel mischte, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigte und sich so zu Grunde richtete, sagte ich: »Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife.«

Wenn ich einen Geizhals traf, der jede Behaglichkeit des Lebens, alle Freuden, Anderen Gutes zu thun, alle Achtung seiner Mitbürger und das beseligende Gefühl wohlwollender Freundschaft aufgab — um Schätze zu sammeln, sprach ich: »Armer Mann, du giebst zu viel für deine Pfeife.«

Wenn mir ein Wollüstling begegnete, der jede löbliche Verbesserung seines Geistes und seines Vermögens dem bloßen Sinnenreiz aufopferte, und, um diesen zu befriedigen, seine Gesundheit zerstörte, sagte ich: »Du verirrter Mensch, du bereitest dir Qualen, anstatt Freuden, — du giebst zu viel für deine Pfeife.«

Wenn ich Jemanden sehe, der den äußern Schein liebt und für schöne Kleider, schöne Wohnung, schöne Mobilien, schöne Wagen und Pferde, über sein Vermögen ausgiebt, deßhalb

Schulden macht und seine Laufbahn im Schuldthurm endet, spreche ich: »Ach! der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt.«

Wenn ich sehe, daß ein schönes, sanftmüthiges Mädchen ihre Hand einem bösen, rohen Manne giebt, denke ich: »Wie Schade, daß sie so viel für eine Pfeife giebt.«

Kurz, ich gewahre, daß die Menschen einen großen Theil ihres Unglücks und Elends sich selbst bereiten, weil sie den Werth der Dinge irrig schätzen und »zu viel für ihre Pfeifen geben.«

Doch ich sollte Mitleid haben mit diesen unglücklichen Menschen, wenn ich bedenke, daß es bei aller dieser Weisheit, mit der ich mich brüste, doch gewisse so verführerische Dinge in der Welt giebt (wie z. B. die Aepfel des Königs Johann, die glücklicherweise nicht für Geld zu haben sind), daß, wenn sie öffentlich versteigert würden, ich mich leicht durch den Ankauf zu Grunde richten und so die Erfahrung machen könnte, daß ich nochmals »zu viel für die Pfeife gegeben hätte.«

B. F.

11. Bittschrift an Alle, denen die Aufsicht über die Erziehung anvertraut ist.

Ich wende mich an alle Freunde der Jugend und beschwöre sie, meinem unglücklichen Schicksale ihre mitleidigen Blicke nicht zu entziehen, um die Vorurtheile, deren Opfer ich ward, zu verdrängen. Meine Schwester und ich sind Zwillinge, und die beiden Augen eines Menschen können sich nicht ähnlicher sehen und nicht in besserm Einverständniß mit einander stehen, als wir beide, wenn nur die Parteilichkeit unserer Eltern nicht den kränkendsten Unterschied zwischen uns machte. Von meiner frühen Kindheit an mußte ich meine Schwester als ein Wesen höherer Art betrachten. Mich ließ man ohne allen Unterricht heranwachsen, während an ihrer Erziehung nichts gespart ward. Sie hatte besondre Lehrer, um Schreiben, Zeichnen, Sticken und andere schöne Künste zu lernen; wenn ich aber gelegentlich eine Feder, einen Bleistift oder eine Nadel ergriff, wurden mir bittere Vorwürfe gemacht, und mehr als einmal habe ich Schläge

bekommen, weil ich mich linkisch und unmanierlich benahm. Zwar kann ich nicht leugnen, daß meine Schwester mich bei einigen Gelegenheiten zu ihrer Gehülfin machte, aber sie verfehlte nie, die erste Rolle für sich zu behalten, und bediente sich meiner nur nothgedrungen, oder um an ihrer Seite zu figuriren.

Glauben Sie aber nicht, meine Herren, daß nur Eitelkeit der Grund meiner Beschwerden sei; — nein, meine Unzufriedenheit ist durch einen weit ernsteren Gegenstand veranlaßt. Es ist herkömmlich in unsrer Familie, daß die ganze Sorge für den Unterhalt auf meine Schwester und mich fällt. Wenn nun meine Schwester von irgend einer Krankheit heimgesucht würde — und, im Vertrauen gesagt, sie leidet mitunter an Gicht, Rheumatismus und Krämpfen, anderer Uebel nicht zu gedenken — was sollte da aus unsrer armen Familie werden? Müßten dann unsere Eltern nicht schmerzlich bereuen, zwischen so völlig gleichen Schwestern einen so großen Unterschied gemacht zu haben? Ach! wir würden aus Mangel sterben, denn ich wäre nicht einmal im Stande, eine demüthige Bitte um Unterstützung zu kritzeln, wie ich denn auch jetzt ge=

nöthigt war, mich der Hand eines Andern zu bedienen, um das Gesuch aufzusetzen, das ich Ihnen vorzulegen die Ehre habe.

Darum, meine Herren, haben Sie die Gewogenheit, meinen Eltern die Ungerechtigkeit einer ausschließlichen Liebe begreiflich zu machen, so wie die Nothwendigkeit, ihre Sorgfalt und Zuneigung gleichmäßig unter alle ihre Kinder zu vertheilen. Ich bin, mit tiefster Ehrfurcht,

meine Herren,

Ihre gehorsame Dienerin,
die linke Hand.

---

12. Das schöne und das häßliche Bein.

Es giebt zwei Arten von Menschen in der Welt, von welchen, bei gleichem Grade der Gesundheit, des Wohlstandes und anderer Vorzüge, die einen glücklich, die andern unglücklich werden. Dies beruht großentheils auf den verschiedenen Gesichtspunkten, aus welchen sie die Dinge, Personen und Begebenheiten betrachten, und auf

der Wirkung dieser Gesichtspunkte auf ihr eigenes Gemüth.

In jeder Lage, in welche die Menschen nur gelangen können, wird man Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten gewahren; in jeder Gesellschaft wird man mehr oder weniger angenehme Personen und Unterhaltungen finden; auf jedem Tische wird man Essen und Trinken von besserem und schlechterem Geschmack, so wie besser und schlechter servirte Schüsseln antreffen; unter jedem Himmelsstrich wird man gutes und schlechtes Wetter erleben; unter jeder Regierung wird man gute und schlechte Gesetze, so wie eine gute und eine schlechte Handhabung derselben bemerken; in jedem Gedichte, oder anderen Geistesprodukte, wird man Fehler und Schönheiten, und fast in jedem Gesichte und jeder Person wird man schöne und fehlerhafte Züge, gute und üble Eigenschaften entdecken können.

Unter diesen Umständen heften die beiden obenerwähnten Arten der Menschen ihre Aufmerksamkeit entweder auf die eine, oder auf die andere Seite. Wer die Anlage hat, glücklich zu werden, beachtet die Annehmlichkeiten der Dinge, die erfreulichen Theile der Unterhaltung, die

wohlbereiteten Schüsseln, die Güte der Weine, das schöne Wetter u. s. w., und genießt Alles mit Heiterkeit. Wer zum Unglück bestimmt ist, denkt und spricht nur über die entgegengesetzte Seite, ist daher selbst beständig unzufrieden, versauert durch seine Bemerkungen die Freuden der Gesellschaft, vergißt sich oft bis zu persönlichen Beleidigungen und macht sich überall unerträglich. Wenn diese Richtung des Gemüths in der Natur begründet wäre, dann würden die unglücklichen Menschen um so mehr zu bedauern sein. Allein da die Neigung zu kritisiren und Alles widerlich zu finden vielleicht ursprünglich durch Nachahmung angenommen und unvermerkt zu einer Gewohnheit geworden ist, die, unerachtet ihres gegenwärtigen, mächtigen Einflusses, dennoch geheilt werden kann, wenn die, welchen sie eigen ist, nur erst von der ihrem Glücke verderblichen Wirkung überzeugt sind; so hoffe ich, daß diese kleine Ermahnung ihnen zum Nutzen gereichen und sie bewegen könne, eine Gewohnheit abzulegen, die zwar in der Ausübung vorzüglich die Einbildungskraft beschäftigt, aber dennoch ernste Folgen für's Leben hat, da sie wahres Elend und Ungemach nach sich zieht. Denn

da Viele von diesen Leuten beleidigt werden und Keiner sie liebt, so beweis't ihnen auch Niemand mehr, als die allergewöhnlichsten Höflichkeiten, und kaum diese; wodurch sie denn häufig übler Laune und darauf in Streit und Zwist verwickelt werden. Wenn sie nach Erhöhung ihres Ranges und Verbesserung ihrer Umstände streben, wünscht ihnen Niemand Glück, viel weniger rührt Jemand Fuß oder Zunge, um ihre Absichten zu befördern. Wenn öffentlicher Tadel oder Unwille sie trifft, wird Niemand sie vertheidigen oder entschuldigen, vielmehr wird Mancher mit einstimmen, ihr Betragen in noch nachtheiligeres Licht zu stellen und sie ganz verächtlich zu machen. Wenn diese Menschen ihre schlechte Gewohnheit nicht ablegen und sich herablassen wollen, an dem Gefälligen Gefallen zu finden, ohne sich und Andere über das Gegentheil zu ärgern, so thun Andere wohl, ihren Umgang zu meiden, der immer unangenehm und zuweilen lästig ist, besonders wenn man in ihre Zänkereien verwickelt wird.

Ein alter, mir befreundeter Philosoph war aus Erfahrung in diesem Punkte sehr vorsichtig geworden und vermied ängstlich jede nähere Be-

kanntschaft mit solchen Leuten. Er besaß, gleich andern Philosophen, ein Thermometer und ein Barometer, um den Wärmegrad und die Beschaffenheit der Luft zu beobachten und daraus auf die wahrscheinliche Veränderung des Wetters zu schließen; da aber kein Instrument erfunden war, um auf den ersten Anblick diese unangenehme Gemüthsstimmung in einem Menschen zu entdecken, so bediente er sich zu diesem Zwecke seiner Beine, von denen das eine ungewöhnlich wohlgebaut, das andere, durch einen Unglücksfall, krumm geworden und entstellt war. Wenn ein Fremder, beim ersten Zusammentreffen, seine Blicke mehr auf das häßliche als auf das hübsche Bein richtete, so war er ihm verdächtig; sprach er aber von jenem, ohne das letztere zu beachten, so war das für meinen Philosophen hinreichend, sich nicht weiter mit ihm einzulassen. — Nicht jeder besitzt ein solches zweibeiniges Instrument; wer aber einiger Aufmerksamkeit fähig ist, der wird ohne Mühe gewisse Zeichen jener unzufriedenen, tadelsüchtigen Gemüthsstimmung bemerken und denselben Entschluß fassen, den Umgang der davon angesteckten Menschen zu meiden. Deßhalb ist mein Rath an diese krittelnden, streit-

süchtigen, mißvergnügten und unglücklichen Menschen, wenn ihrer Mitmenschen Achtung und Liebe und ihr eigenes Glück ihnen wünschenswerth scheint, künftig nicht mehr nach dem häßlichen Beine zu sehen.

---

13. Ein ökonomisches Projekt.

(An die Herausgeber des Journals von Paris.)

Meine Herren,

Sie unterhalten uns oft durch Berichte über neue Entdeckungen. Erlauben Sie mir, durch Ihr Blatt dem Publikum eine mitzutheilen, die ich neulich selbst gemacht habe, und die, wie ich glaube, von großem Nutzen sein kann.

Ich war neulich Abends in einer großen Gesellschaft, wo die neue Lampe der Herren Quinquet und Lange, ihres glänzenden Lichtes wegen, sehr bewundert ward. Man fragte aber allgemein, ob das vermehrte Licht verhältnißmäßig nicht auch so viel mehr Oel erfordere, in welchem Falle nichts dadurch erspart werden wür=

de. Keiner der Anwesenden konnte darüber Auskunft geben, die jedoch Allen nothwendig schien, weil es unfehlbar sehr wünschenswerth sei, wo möglich die Unkosten der Zimmererleuchtung zu vermindern, da die Ausgaben für alle übrigen Bedürfnisse des Haushalts so bedeutend gestiegen wären. Mich erfreute dieser allgemein ausgesprochene Sinn für Oekonomie, die ich außerordentlich liebe.

Drei oder vier Stunden nach Mitternacht ging ich nach Hause und zu Bett, den Kopf voll von diesem Gegenstande. Ein zufälliges, plötzliches Geräusch weckte mich um 6 Uhr Morgens, und ich erstaunte, mein Zimmer hell erleuchtet zu sehen. Anfangs glaubte ich, man habe mir eine Menge jener neuen Lampen gebracht; als ich mir aber die Augen rieb, ward mir's klar, daß das Licht durch's Fenster hineinfalle. Ich stand auf und sah hinaus, um die Ursache zu entdecken, und gewahrte, daß so eben die Sonne aufging und ihre Strahlen reichlich in mein Zimmer warf, indem die Dienstboten nachlässigerweise vergessen hatten, Abends zuvor die Fensterladen zuzumachen.

Ich sah nach meiner Uhr, welche sehr richtig

geht; es war wirklich erst 6 Uhr. Noch im Zweifel, ob die Sonne wirklich so früh aufgehen könne, nahm ich den Kalender zur Hand, und fand dieselbe Stunde für ihren Aufgang angegeben. Nun sah ich weiter nach und erfuhr, daß sie, bis gegen Ende Juni, täglich noch immer früher aufgehen werde und im Laufe des ganzen Jahres nie später, als acht Uhr Morgens. Ihre Leser, die bisher, so wenig wie ich, vor der Mittagsstunde ein Zeichen des Sonnenscheins erblickt haben werden, und selten einen Blick in den astronomischen Theil des Kalenders werfen, werden auch eben so verwundert sein, als ich es war, wenn sie von diesem frühen Sonnenaufgang hören, und um so mehr, wenn ich sie versichere, daß die Sonne auch gleich Licht giebt, so wie sie aufgegangen ist. Ich bin davon überzeugt. Ich bin von dieser Thatsache so gewiß, als man es von irgend einer Thatsache sein kann. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen; und als ich die Beobachtung an den drei folgenden Morgen wiederholte, zeigte sich stets genau dasselbe Ergebniß.

Und dennoch (so pflegt es ja zu gehen), wenn ich von dieser Entdeckung zu Anderen spreche,

lese ich in ihren Gesichtszügen, daß sie mir keinen vollen Glauben schenken, wenn sie ihre Zweifel auch nicht in Worten ausdrücken. Einer, ein gelehrter Naturphilosoph, behauptete sogar, daß ich, in Betreff des Hineindringens des Lichts in meine Stube, durchaus im Irrthum sein müsse; denn da es bekannt sei, wie er sagt, daß um die genannte Stunde draußen kein Licht sei, so könne auch unmöglich Licht von außen hineindringen; meine Fenster, welche zufällig offen standen, hätten daher keineswegs dazu gedient, das Licht herein-, sondern nur, die Dunkelheit hinaus zu lassen, und er bediente sich vieler geistreichen Beweisgründe, um mir zu zeigen, wie ich mich auf diese Weise getäuscht haben könne. Ich gestehe, daß er mich anfangs ein wenig irre machte; aber er konnte mich doch nicht überführen, und die folgenden Beobachtungen, deren ich erwähnte, bestätigten meine erste Meinung.

Dieses Ereigniß hat mich auf verschiedene ernste und wichtige Gedanken geführt. Wäre ich nicht so früh geweckt worden, so hätte ich sechs Stunden länger bei Sonnenschein geschlafen und dagegen in der folgenden Nacht sechs Stunden bei Kerzenlicht gewacht; da aber dieses weit kost-

spieliger ist, als jenes, so bewog mich meine Liebe zur Sparsamkeit, das Wenige, was mir von der Arithmetik zu Gebote stand, zusammen zu raffen und einige Berechnungen anzustellen, die ich Ihnen mittheilen werde. Zuvor nur noch die Bemerkung, daß, nach meiner Ansicht, die Nützlichkeit den Werth einer jeden Erfindung bedingt, und daß eine Entdeckung gar nichts taugt, wenn sie nicht zu einem bestimmten Zwecke taugt, nicht auf irgend eine Art nützlich angewandt werden kann.

Ich nehme an, daß in Paris 100,000 Familien seien, und daß jede Familie des Nachts im Durchschnitt stündlich ein halbes Pfund Wachs- oder Talglicht verbrenne. Ich glaube nicht, daß dieser Durchschnitt zu hoch angesetzt ist; wenn auch vielleicht Einige weniger verbrennen, so weiß ich doch gewiß, daß Viele weit mehr verbrauchen. Ferner nehme ich, als Mittelzeit zwischen dem Aufgang der Sonne und der Stunde, da wir uns erheben, sieben Stunden an, da die Sonne in den sechs kommenden Monaten sechs bis acht Stunden vor Mittag aufgeht; wir brennen mithin sieben Stunden hindurch Licht. Nun haben wir vom 20. März bis zum 20. September

183 Nächte; in jeder Nacht 7 Stunden, giebt 1281 Stunden für jede Familie, also für Paris 128,100,000 Stunden; in jeder Stunde ein halbes Pfund Licht, giebt 64,050,000 Pfund Wachs- und Talglicht; dieses, im Durchschnitt zu 30 sols gerechnet, macht die ungeheure Summe von 96,075,000 Livres tournois, welche die Stadt Paris jährlich ersparen könnte, wenn sie, anstatt der Kerzen, sich des Sonnenscheins bedienen wollte.

Wenn man dagegen einwendet, meine Entdeckung werde wenig fruchten, weil die Menschen gar zu fest an alten Gewohnheiten hingen, und es daher sehr schwierig sein würde, sie zu bewegen, vor Mittag aufzustehen, so ist meine Antwort: Nil desperandum. Ein jeder, der gesunden Menschenverstand besitzt, wird, sobald er aus diesem Aufsatze erfahren hat, daß es heller Tag ist, wenn die Sonne aufgeht, ohne Zweifel sich bestreben, mit ihr aufzustehen; und für die Uebrigen will ich folgende Zwangsmaßregeln in Vorschlag bringen.

Erstens: Eine Abgabe von Einem Louisd'or für jedes Fenster, das mit Laden versehen ist, um das Sonnenlicht auszuschließen.

Zweitens: Dieselbe heilsame Polizeiverfügung in Betreff der Lichter, die uns im vorigen Winter bewog, so sparsam mit Holz zu sein, nämlich einen Polizeidiener in jeder Bude, wo Wachs- oder Talglicht verkauft wird, mit dem Befehl, darauf zu sehen, daß keine Familie mehr als ein Pfund wöchentlich erhalte.

Drittens: Wachen in den Straßen, mit dem Auftrage, nach Sonnenuntergang alle Kutschen anzuhalten, wenn nicht Aerzte, Chirurgen oder Hebammen darin gefahren werden.

Viertens: Jeden Morgen bei Sonnenaufgang Glockengeläute von allen Kirchen, und, wenn das nicht hilft, Kanonendonner in jeder Straße, um die Faullenzer aufzuwecken und ihnen die Augen zu öffnen, daß sie ihr eigenes Beste wahrnehmen.

Alle Schwierigkeit liegt in den ersten zwei oder drei Tagen; dann wird die Reformation so natürlich und leicht sein, wie die jetzige Unregelmäßigkeit, denn: ce n'est que le premier cas qui coûte. Wer gezwungen ist, um vier Uhr Morgens aufzustehen, wird wahrscheinlich Abends acht Uhr gern zu Bette gehen, und wenn er dann acht Stunden geschlafen hat, wird er

am folgenden Morgen schon williger sein, um vier Uhr aufzustehen. Aber die erwähnte Summe von 96 Millionen Livres ist nicht Alles, was durch meinen ökonomischen Plan erspart werden kann. Sie werden bemerkt haben, daß ich nur eine Hälfte des Jahres berechnet habe; in der andern kann auch viel gespart werden, obgleich die Tage dann kürzer sind. Außerdem wird die große Masse von Wachs und Talg, welche während des Sommers unverbraucht bleibt, wahrscheinlich für die folgenden Winter die Lichter weit wohlfeiler machen, und auch den Preis niedrig erhalten, so lange die vorgeschlagene Aenderung beachtet wird.

Für die große Wohlthat dieser Entdeckung, welche ich dem Publikum so ohne Rückhalt mittheile, verlange ich weder Anstellung noch Pension, noch ausschließliches Privilegium, noch irgend eine andere Belohnung. Nur auf die Ehre will ich Anspruch machen. Doch es wird nicht an kleinlichen Neidern fehlen, die mir auch das nicht gönnen, und behaupten werden, daß meine Entdeckung schon den Alten bekannt war, welche Behauptung sie vielleicht gar mit Stellen aus alten Büchern belegen können. Ich will diesen

Menschen nicht abstreiten, daß den Alten die Stunden des Sonnenaufgangs bekannt gewesen; vielleicht hatten sie Kalender, wie wir, in welchen diese Stunden vorausberechnet waren; daraus folgt aber nicht, daß sie auch wußten, daß die Sonne gleich beim Aufgange Licht gebe. Das ist's, was ich als meine Entdeckung in Anspruch nehme. Wenn die Alten es wußten, so hat man es gewiß längst vergessen, denn den Neuern, wenigstens den Parisern, war es zuverlässig unbekannt, was aus folgendem, einfachen Beweisgrunde genugsam erhellt. Sie sind eben so unterrichtete, verständige und kluge Leute, als die Bewohner irgend eines andern Orts, und bekennen alle, wie ich, die Sparsamkeit zu lieben; auch haben sie, der vielen, schweren Abgaben wegen, die zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse von ihnen verlangt werden, gewiß sehr trifftigen Grund, sparsam zu sein. Ich erkläre es für unmöglich, daß so verständige Leute, unter solchen Umständen, so lange Zeit bei dampfendem, ungesunden und entsetzlich kostspieligen Kerzenlichte gelebt haben sollten, wenn sie wirklich gewußt hätten, daß sie eben so viel reines

Licht von der Sonne umsonst erhalten könnten. Ich bin ꝛc.

Ein Subscribent.

---

14. Bericht über das höchste Gericht in Pensylvanien, das Gericht der Presse.

(Für die Federal-Gazette, den 12. Sept. 1789.)

Die Macht dieses Gerichts.

Es kann Klagen aller Art gegen die Bürger des Staats aus allen Klassen und Ständen, und selbst gegen alle niederen Gerichtshöfe, annehmen und bekannt machen, und nicht allein einzelne Privatpersonen, sondern auch öffentliche Corporationen, mit oder ohne Untersuchung und Verhör, ganz nach eigener Willkühr, richten, verurtheilen und zur Infamie verdammen.

Zu wessen Gunsten und Vortheil dieses Gericht begründet worden ist.

Zu Gunsten eines Bürgers unter fünf Hunderten, der durch Erziehung und Uebung im

Schreiben, in Bezug auf Sprachregeln und Wortfolge, einen so leidlichen Styl sich erworben hat, daß seine Schreibereien allenfalls gedruckt werden können, oder der im Besitz einer Druckerpresse und einiger Lettern ist. Dieser fünfhundertste Theil der Staatsbürger hat das Privilegium, die übrigen vierhundert neun und neunzig Theile nach Gefallen anzuklagen und zu verläumden, oder seine Feder und seine Presse zu diesem Zwecke an Andere zu vermiethen.

Das Verfahren dieses Gerichtshofes.

Er richtet sich nach keiner der Regeln, die bei den gewöhnlichen Gerichtshöfen gelten. Der Beschuldigte genießt nicht der Wohlthat eines großen Geschwornen-Gerichts, um die Wahrheit der Anklage vor deren öffentlicher Bekanntmachung zu prüfen; er erfährt nicht den Namen des Anklägers, und erhält keine Gelegenheit, die Zeugen gegen ihn zu confrontiren, denn diese werden geheim gehalten, wie bei der Spanischen Inquisition. Selbst ein kleines Geschwornen-Gericht, zur Untersuchung der Beschuldigung durch seines Gleichen, ist ihm versagt. Auch ist das Verfahren oft so rasch, daß ein ehrlicher,

guter Bürger sich plötzlich und unerwartet angeklagt, und vielleicht an demselben Morgen gerichtet, verurtheilt und öffentlich für einen Spitzbuben oder Schurken erklärt sieht. Und dennoch nimmt jeder Beamte dieses Gerichts, wenn er eines amtlichen Verfahrens halber den geringsten Verweis bekommt, sogleich die verfassungsmäßigen Rechte eines freien Bürgers in Anspruch, verlangt, seinen Ankläger zu erfahren, die Zeugen confrontirt zu sehen und durch ein Geschwornen-Gericht aus seines Gleichen in aller Ordnung gerichtet zu werden.

Der Grund seiner Gewalt.

Diese soll sich auf einen Artikel der Staatsverfassung gründen, welcher die Freiheit der Presse zum Gesetz macht, eine Freiheit, für welche jeder Pensylvanier sein Leben wagen würde, obgleich von dem Wesen und Umfange derselben wol nur Wenige von uns klare Begriffe haben. Sie scheint in der That einige Aehnlichkeit mit jener Freiheit der Presse zu haben, welche nach dem gemeinen Recht in England den Verbrechern vor der Ueberführung die Wahl läßt, ob sie zu Tode gepreßt oder gehängt werden wol-

len. Wenn unter »Freiheit der Presse« nichts anderes verstanden würde, als die Freiheit, über die Zweckmäßigkeit öffentlicher Maßregeln und Richtigkeit politischer Ansichten öffentlich zu verhandeln, dann können wir nie zu viel davon haben; ist dagegen die Freiheit gemeint, sich einander zu beschimpfen, zu verläumden und zu entehren, so will ich, was mich betrifft, gern auf meinen Antheil daran verzichten, so bald es den Gesetzgebern beliebt, das Gesetz zu verändern, und will mit Freuden meine *Freiheit*, Andere zu mißhandeln, gegen das *Privilegium* vertauschen, selbst nicht mißhandelt zu werden.

Von wem dieser Gerichtshof ernannt oder constituirt ist.

Nicht durch den, mit der ausübenden Gewalt bekleideten höchsten Rath, der die Fähigkeiten, die Rechtlichkeit, die Kenntnisse ꝛc. der Personen, welchen die schwierige Aufgabe anvertraut werden soll, über den Charakter und Ruf der Bürger zu entscheiden, zuvor prüfen könnte, — denn dieses Gericht steht über jenem Rath, und kann denselben nach Gefallen anklagen, richten und verurtheilen. Auch ist die Richterwürde

nicht erblich, wie bei dem Court of dernier resort der Peers von England. Nein — jeder Mensch, der sich Feder, Tinte und Papier zu verschaffen weiß, nebst einer Druckerpresse, einigen Lettern und einem Paar großer Ballen zum Anschwärzen, kann sich selbst ernennen und seinen Gerichtshof sofort in den vollen Besitz seiner Rechte setzen. Denn erlaubst du dir die geringste Beschwerde über des Richters Betragen, so drückt er dir, wo er dich antrifft, seine schwarzen Ballen in's Gesicht und zeichnet dich als einen Feind der Preßfreiheit, um dich beim Publikum verhaßt zu machen, indem er noch überdies deinen Privatcharakter in Fetzen zerreißt.

Die natürliche Stütze dieses Gerichts

ist gegründet auf der Verderbtheit solcher Gemüther, die weder durch Religion, noch durch gute Erziehung veredelt sind.

»Kein Zauber kann die Lust im Menschen binden,
Laut seines Nachbars Schande zu verkünden.«

Daher:

»Die Schande fliegt umher in ew'ger Jugend;
Doch, kaum geboren, stirbt die edle Tugend.«

Dryden.

Wen's verdrießt, seines Nachbars Lob zu hören, den wird das Gegentheil erfreuen; und solcher Menschen, die daran verzweifeln, durch eigene Tugenden zur Auszeichnung sich zu erheben, und sich glücklich fühlen, wenn sie Andere zu ihrer seichten Ebene hinabdrücken können, giebt es in jeder großen Stadt eine hinreichende Anzahl, um durch ihre Subscription einen jener Gerichtshöfe zu unterhalten. Ein feiner Beobachter sagte einst: wenn man bei Glatteis auf den Straßen gehe, könne man die Wohnungen der wohlwollenden Menschen leicht an der Asche erkennen, die vor ihren Thüren ausgestreut sei; wahrscheinlich würde er über die Sinnesart derjenigen Personen, die er mit einer solchen Subscription beschäftigt fände, ein anderes Urtheil fällen.

Wirksame Beschränkungen des Mißbrauchs der Gewalt dieser Gerichte.

Bisher gab es deren keine. Da jedoch so Vieles über die Bundes-Verfassung geschrieben und gedruckt, und die Nothwendigkeit der Beschränkungen in allen übrigen Zweigen einer guten Regierung so klar und gründlich dargethan

ist, so fühle ich mich in so weit erleuchtet, daß ich vermuthen muß, auch für diesen Zweig möge es eine wirksame Beschränkung geben; nur wollte mir's nicht gelingen, irgend eine zu ersinnen, die nicht als ein Eingriff in die geheiligte Freiheit der Presse dargestellt werden könnte. Endlich aber glaube ich eine gefunden zu haben, wobei die allgemeine Freiheit nicht nur nicht verlieren, sondern gewinnen wird, nämlich, dem Volke eine Art der Freiheit, deren es durch unsre Gesetze beraubt worden ist, wiederzugeben, — ich meine die Freiheit des Prügels. Wenn in dem rohen Zustande der Gesellschaft, da es noch keine Gesetze gab, Einer den Andern durch Worte beschimpfte, antwortete der Beleidigte mit einer Ohrfeige, und wenn diese erwiedert ward, mit Prügeln, und zwar ohne gegen irgend ein Gesetz zu verstoßen. Jetzt ist uns aber das Recht einer solchen Vergeltung verwehrt und wird als Friedensbruch bestraft, während das Recht, zu schmähen, in voller Kraft geblieben ist, indem die dagegen bestehenden Gesetze durch die Freiheit der Presse unwirksam gemacht werden.

Mein Vorschlag ist daher, die Freiheit der Presse unangetastet, in ihrer vollen Ausdehnung,

Gewalt und Kraft bestehen, aber die Freiheit des Prügels gleichen Schritt mit ihr gehen zu lassen. Wenn dann, ihr lieben Mitbürger, ein unverschämter Schriftsteller euern Ruf antastet, der euch vielleicht theurer ist, als euer Leben, und seinen Namen unter die Anklage setzt, so könnt ihr eben so offen zu ihm hingehen und ihm die Knochen zerschlagen. Wenn er sich hinter den Drucker versteckt, und ihr könnt dennoch herausbringen, wer er ist, so dürft ihr ihm auf gleiche Weise bei Nacht auflauern, ihn von hinten überfallen und tüchtig durchprügeln. So weit geht mein Vorschlag in Betreff der Privat-Rache und Wiedervergeltung. Wenn aber das Publikum durch das Betragen solcher Scribenten sich beleidigt fühlte, wie es der Fall sein sollte, dann möchte ich nicht rathen, gleich zu diesen äußersten Mitteln zu schreiten; man sollte sich dann vielmehr damit begnügen, jene Menschen anzutheeren, mit Federn zu bewerfen und auf einer wollenen Decke zu prellen.

Sollte man vielleicht der Meinung sein, daß dieser Vorschlag die öffentliche Ruhe stören könne, dann möchte ich unsern Gesetzgebern ganz ergebenst anempfehlen, beide Freiheiten, die der Presse

und die des Prügels, in Erwägung zu ziehen, ihre Ausdehnung und Grenzen durch ein bestimmtes Gesetz zu bezeichnen, und künftig nicht allein für die Sicherheit der Person, sondern eben sowohl für die Sicherheit des Namens der Staatsbürger Sorge zu tragen.

---

15. Die Ephemere, oder Eintags-Fliege.

Ein Bild des menschlichen Lebens.

An Madame Brillon in Passy,

geschrieben im Jahre 1778.

Vielleicht, theure Freundin, ist es Ihnen noch erinnerlich, daß ich neulich, als wir in dem entzückenden Garten und der süßen Gesellschaft in Neu-Mühlen einen glücklichen Tag mit einander verlebten, auf einem unserer Spaziergänge stille stand und eine Weile hinter der Gesellschaft zurückblieb. Man hatte uns unzählige Leichen von einer besondern Art kleiner Fliegen gezeigt und uns erzählt, daß mehrere auf einander fol-

gende Generationen derselben innerhalb eines Tages ihr Leben begonnen und beschlossen.

Zufällig erblickte ich, auf einem Blatte versammelt, eine lebendige Gesellschaft solcher Thierchen, die sich mit einander zu unterhalten schienen. Ich verstehe alle niedern Thiersprachen, wie Sie wissen; mein zu großer Eifer bei der Erlernung derselben ist die einzige Entschuldigung, die ich in Betreff meiner geringen Fortschritte in Ihrer bezaubernden Sprache anzuführen weiß. Neugierig horchte ich dem Gespräche dieser kleinen Geschöpfe; in ihrer volksthümlichen Lebhaftigkeit sprachen aber gewöhnlich drei oder vier zugleich, so daß ich nicht gar viel verstehen konnte. So viel konnte ich indeß aus einzelnen, dann und wann hörbaren Aeußerungen entnehmen, daß sie in heftigem Streit waren über das Verdienst zweier fremder Musiker, einer Mücke und eines Muskito, und mit diesem Streite vergeudeten sie ihre Zeit, scheinbar so unbekümmert um die Kürze ihres Daseins, als ob sie die Gewißheit hätten, einen Monat zu leben. Glückliches Völkchen, dachte ich, du lebst ohne Zweifel unter einer weisen, gerechten und milden Regierung, da du über keinen öffentlichen Druck dich zu beklagen, und

keinen andern Gegenstand des Streites hast, als die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit fremder Musiker. Ich wandte mich von ihnen ab zu einem alten Graukopf, der einsam auf einem andern Blatte saß und ein für mich so unterhaltendes Selbstgespräch führte, daß ich es niederschrieb, mit der Hoffnung, es werde auch sie erfreuen, der ich für die ergötzlichste aller Freuden, für ihre bezaubernde Gesellschaft und ihre himmlische Harmonie, so unendlich verpflichtet bin. Der Alte sprach: »Nach der Meinung gelehrter Philosophen unsres Geschlechts, die lange vor meiner Zeit lebten und blühten, sollte das Dasein dieser weiten Welt, Neu-Mühlen, selbst nicht über 18 Stunden dauern, und ich glaube, diese Meinung hatte einigen Grund für sich, da das große Licht, welches die ganze Natur belebt, sich offenbar bewegt und zu meiner Zeit sich beträchtlich hinabgesenkt hat, dem großen Meere zu, an der äußersten Grenze unserer Erde, wo sein Lauf enden und sein Glanz in den uns umgebenden Wassern erlöschen muß, worauf Kälte und Finsterniß die ganze Welt überziehen und nothwendig allgemeinen Tod und Untergang zur Folge haben werden. Ich habe sieben solcher

Stunden gelebt, ein hohes Alter, nicht weniger als vier hundert und zwanzig Minuten der Zeit. Wie Wenige leben so lange! Ich habe Generationen entstehen, blühen und vergehen gesehn Meine jetzigen Freunde sind die Kinder und Enkel der Freunde meiner Jugend, welche jetzt, ach! nicht mehr sind. Und bald werde auch ich nicht mehr sein, denn obgleich ich mich noch gesund fühle, kann ich doch nach dem Laufe der Natur nicht erwarten, noch mehr als sieben oder acht Minuten zu leben. Wozu nützt jetzt alle meine Mühe und Arbeit, um den Honigthau auf diesem Blatte zu sammeln, den ich doch nicht mehr genießen kann? Wozu nützen die politischen Kämpfe, in die ich zum Besten meiner Mitbrüder, der Bewohner dieses Busches, mich verwickelte? Wozu endlich die philosophischen Forschungen zum Heil unseres Geschlechts im Allgemeinen? — Denn was die Politik betrifft, was vermögen Gesetze ohne Sitten? Das gegenwärtige Geschlecht der Ephemeren wird, gleich denen auf anderen und älteren Büschen, in einer Reihe von Minuten verderbt und mithin auch nicht weniger unglücklich sein. Und in Betreff der Philosophie — wie gering ist unser Fortschreiten. Ach!

die Kunst ist lang, das Leben kurz! Meine Freunde möchten mich mit dem Gedanken trösten, daß ich, wie sie sagen, einen Namen hinterlassen werde, und stellen mir vor, ich habe nach den Gesetzen der Natur sowohl, als für meinen Ruhm, lange genug gelebt. Was ist aber der Nachruf für eine Ephemere, die nicht mehr da ist? Und was wird aus aller Geschichte werden, wenn in der achtzehnten Stunde das ganze Weltall, ja ganz Neu-Mühlen, sein Ende erreicht und in der allgemeinen Zerstörung begraben wird?«

Mir bleiben, nach all' meinem eifrigen Streben, keine wahren Freuden mehr, als die Erinnerung eines langen, mit gutem Willen vollbrachten Lebens, die sinnige Unterhaltung einiger guten weiblichen Ephemeren, und dann und wann ein freundliches Lächeln und ein Wohllaut der ewig liebenswürdigen Brillante.

B. F.

---

16. Briefe freundschaftlichen und launigen Inhalts.

a. An Mistreß Thompson.

Paris, den 8. Febr. 1777.

Sie garstige Frau, wie können Sie so vorschnell und so frech sein, mich Rebell zu nennen? Sie sollten hübsch den Ausgang abwarten; dann wird sich's erst zeigen, ob es Rebellion, oder nur Revolution war. Hier (in Paris) sind die Damen höflicher, sie nennen uns Insurgenten — ein Charakter, der ihnen in der Regel gefällt; und mich dünkt, alle Frauen, welche unter der Tyrannei eines schlechten Eheherrn schmachten oder geschmachtet haben, sollten mit Revolutionsgrundsätzen vertraut sein und danach handeln. —

Bei meiner Rückkehr aus Canada, wo ich auf vierzehn Tage ein Stück von einem Gouverneur war, (und ich sollte meinen ein gutes) fand ich in Newyork die liebe Mistreß Barrow noch im ruhigen Besitze ihres Hauses. Sie lobte die gute Aufführung unserer Kriegsleute, insbe=

sondere gegen sie. Ich erwiederte: wenn die Leute Sie schlecht behandelt hätten, so wäre ich Tory geworden. »Dann wollte ich, sie hätten es« — sagte sie, mit der ihr so eigenthümlichen angenehmen Heiterkeit. Denn Sie müssen wissen, die Barrow ist Tory, so gut wie Sie, und kann eben so leichtfertig Rebell sagen. — Wie freut es mich, daß es C—s und H—s so gut geht! Bitte, wenn Sie's noch nicht gelernt haben, so lernen Sie, gleich mir, froh sein über Anderer Freude und glücklich in ihrem Glücke, wenn Ihnen selbst eben keines beschieden ist. Dann werden Sie vielleicht des Ortes, den Sie selbst zu Ihrem Aufenthalt wählten, nicht so bald überdrüssig werden und nicht mehr so gerne umherstreichen, um Ihrem Ennui zu entgehen. Ich glaube, Sie haben den Grund selbst getroffen, weßhalb Ihnen St. Omer zuwider war, — Sie waren nicht bei Laune, und das ist die natürliche Folge von Vollaufhaben und Nichtsthun. Nur einen Monat in Bridewell bei Wasser und Brod Hanf klopfen, das würde Ihnen Gesundheit und Lebensmuth geben und, für die Zukunft, Heiterkeit und Zufriedenheit mit jeder andern Lage. Daher, meine Theuerste, muß ich Ihnen,

aus reinem, guten Willen, eine solche Lebensweise verordnen, und zwar ohne Arbeitslohn. Und, das lassen Sie sich ein für alle Mal gesagt sein, wenn Sie nicht besserer Laune werden, wird Ihnen weder Brüssel noch Lille behagen. Sie erkundigen sich nach der Theurung an diesen Orten, — davon weiß ich wahrlich nichts, bin aber gewiß, daß eine einzelne Frau, wie Sie, mit 200 Pfund Sterling jährlicher Einnahme, sich bei einiger Oekonomie überall behaglich ernähren könnte, und mich noch obendrein. Doch, laden Sie mich nicht zu ernstlich ein, zu kommen und mit Ihnen zu leben; denn da ich hier angestellt bin, so dürfte ich nicht einwilligen, und bin doch nicht gewiß, ob ich im Stande wäre, es abzuschlagen. — Den beiden Damen C. und H. meine Empfehlung; ob ich gleich nicht die Ehre habe, sie zu kennen, so müssen sie doch gescheite Frauen sein, weil sie, wie ich von Ihnen höre, Freundinnen der Amerikanischen Sache sind. — Ich weiß, Sie möchten mich gerne sehen; da das aber nicht angeht, so will ich mich selbst hier beschreiben. Stellen Sie sich mein Bild vor — eben so frisch, als vormals, und eben so kräftig und derbe, nur ein paar Jahre

älter; sehr einfach gekleidet, mit meinem schlichten grauen Haar, das unter meiner einzigen Coëffure, einer feinen Pelzkappe, hervorguckt, welche meine Stirn fast bis zur Brille bedeckt. Denken Sie sich, wie das aussehen muß zwischen den gepuderten Köpfen von Paris! Ich wünschte, alle Damen und Herren in Frankreich erzeigten mir die Artigkeit, sich nach meiner Mode zu richten, ihre Haare selbst zu kämmen, wie ich die meinigen, ihre Friseurs zu entlassen, und mir die Hälfte von dem Gelde zu geben, das diese bisher erhielten. Sehen Sie, die feine Welt könnte das wohl prästiren; ich würde dann alle jene Friseurs (und deren giebt es wenigstens 100,000) enrolliren und von dem erwähnten Gelde besolden lassen, und dann mit ihnen einen Besuch in England machen, um die Köpfe Ihrer Minister und — zu dressiren, die, wie ich merke, ein wenig derangirt sind. Adieu, Tollkopf!

b. An Mistreß Bache (Franklins Tochter).

Passy, d. 3. Juni 1779.

— Entzückt hat mich die Erzählung von Deinem Fleiße, von der selbstgesponnenen Tisch-

wäsche rc., aber der Nachsatz, daß Du Leinwand aus Holland bestellt habest, weil Flachs und Weberlohn bei Euch so theuer geworden wären, ach! das kühlte mein Entzücken bedeutend ab, und Dein Auftrag, Dir lange schwarze Nadeln und Spitzen und Federn! aus Frankreich zu schicken, machte mich so übel, als ob Du mir die Erdbeeren mit Salz bestreut hättest. — Das Spinnrad, sehe ich, ist auf die Seite geschoben, und Du willst Dich zu einem Balle ankleiden. Du scheinst also nicht zu wissen, liebe Tochter, daß von allen kostbaren Dingen in der Welt, Unheil ausgenommen, die Eitelkeit das kostbarste ist. — Als ich den Anfang Deines Berichts über die hohen Waarenpreise las: »ein Paar Handschühe 7 Dollars, eine Yard Gaze 24 Dollars«, und, daß jetzt ein beträchtliches Vermögen dazu gehöre, um eine Familie auf ganz schlichtem Fuß zu unterhalten, — da erwartete ich, Du würdest mir zum Schlusse sagen, jeder Mensch sei deßhalb fleißig und mäßig geworden, und kaum wollte ich meinen Augen trauen, als ich weiter las, daß noch nie so viel Putz und Lustbarkeit im Gange gewesen sei, und daß Du selbst schwarze Nadeln und Federn! aus Frankreich begehrst,

um, wie ich mir denke, nach der Mode zu erscheinen. Dies führt mich auf die Vermuthung, daß wohl im Grunde nicht sowohl die Waaren theuer, sondern daß vielmehr das Geld wohlfeil geworden sei, wie das immer der Fall zu sein pflegt, wenn ein Gegenstand in großem Ueberfluß vorhanden ist; daß mithin die Leute vielleicht noch eben so wohlhabend sind, als da man ein Paar Handschuhe für eine halbe Krone kaufen konnte. Der Krieg kann allerdings in gewissem Grade die Preise der Waaren steigern, und die hohen Abgaben, die zur Führung des Krieges nothwendig sind, können uns Sparsamkeit zur unerläßlichsten Pflicht machen. Das ist es eben, was ich stets gepredigt habe, und daher kann ich, des Gewissens und des Anstands halber, nicht durch mein Beispiel das Gegentheil befördern, indem ich meine Kinder mit närrischen Luxus- und Mode-Artikeln versehe. Deßhalb sende ich Dir alle von Dir verlangten Dinge, welche nützlich und nothwendig sind, und die anderen lass' ich weg. Du schreibst, Du würdest recht stolz darauf sein, etwas zu tragen, das ich Dir gesandt hätte, und es der Welt zu zeigen, als Deines Vaters Geschmack; daher muß ich mich

hüten, Dir Gelegenheit zu geben, dies mit Spitzen oder Federn zu thun. Wenn Du Handkrausen von Cambrik trägst, wie ich, und Dich nur nicht darauf einlässest, die Löcher auszubessern, so werden mit der Zeit Spitzen daraus; und Federn, mein gutes Kind, kann man in Amerika aus jedem Hahnenschwanz bekommen.

c. An Miß Alexander.

Passy, den 24. Juni 1782.

Es ist mir gar nicht unlieb, daß die Dedication, womit wir bedroht waren, in die Luft geflogen ist, denn alle solche Schau- und Maskenstücke sind mir zuwider. Welchen hohen Ruhm die literarische Republik auch erworben haben mag, — der Dedications-Vertrieb hat gewiß nichts dazu beigetragen. Ich habe nie eine geschrieben, und eben so wenig gewünscht, daß irgend jemand eine an mich schreiben möge. Wenn ich mich nicht weigerte, diese anzunehmen, so unterblieb das nur in Folge meiner alten übeln Gewohnheit, Alles zu thun, was liebenswürdige Damen von mir begehren. Der Madame La Marc, und auch Ihnen, kann man nichts abschlagen.

Ich habe dieser liebenswürdigen Frau meine Aufwartung gemacht, nicht allein weil ich ihr die Höflichkeit schuldig war, sondern auch weil ich wirklich viel von ihr halte, weßhalb ich's denn auch entschuldige, daß sie mich nicht annahm. Aus demselben Grunde würde ich Ihre Fehler entschuldigen, wenn sie deren hätten. Ihren Papa habe ich seit dem Empfange Ihres freundlichen Briefes nicht gesehen, konnte also auch in Betreff des Wagens noch nichts mit ihm besprechen. — Wie kam es Ihnen in den Sinn, mir über Heizung und Kamine zu schreiben, bei solchem Wetter, wie das gegenwärtige? Jetzt ist es Zeit für die ökonomische Frau, von welcher Sie sprachen, sich einen Vorrath von Wärme für den Winter zu sammeln, wie man Eis für den Sommer aufzubewahren pflegt. — Wirthschaftlichkeit im Hauswesen ist eine bereichernde Tugend, die ich mir aber nie selbst zu eigen machen konnte. Einst war ich glücklich genug, sie in einer Frau zu finden, die dadurch ein wahrer Schatz für mich ward. Besitzen Sie diese Tugend? Wenn das wäre, und ich zwanzig Jahre jünger, so wollte ich Ihrem Vater tausend Guineen für Sie geben. Ich weiß es

zwar, daß Sie mir als Haushälterin mehr als das werth sein würden, aber ich bin gewinnsüchtig und liebe einen guten Handel. Adieu, meine liebe Freundin.

d. An Herrn F. Hopkinson in Philadelphia.

Passy, d. 24. Dec. 1782.

Ich mag unsere Zeitungen gar nicht mehr ausleihen, bevor ich sie durchgesehen und diejenigen zurückgelegt habe, die ein nachtheiliges Licht auf uns werfen, und Fremde veranlassen könnten, zu bemerken, was einst ein Herr N. zu zwei Zänkern sagte, die er zufällig in einem Wirthshause traf. Nachdem diese mit Schelmen, Spitzbuben, Schuften, Schurken rc. sich freigebig regalirt hatten, schienen sie ihren Streit auf Herrn N. übertragen zu wollen. »Ich weiß nichts von Eurem Streit«, sagte dieser, »ich sehe nur, daß Ihr Euch einander kennt.« — Der Herausgeber einer Zeitung sollte sich, dünkt mich, gewissermaßen als den Hüter des Rufes seines Vaterlandes betrachten, und nichts aufnehmen, was denselben verletzen kann. Wenn

Leute ihre Schmähungen gegen einander durchaus drucken lassen wollen, so sollten sie das in kleinen Flugblättern thun und diese nach Gefallen vertheilen. Die ganze Welt damit zu belästigen, ist abgeschmackt, und die Zeitungen mit so unnützen und unangenehmen Dingen zu füllen, ist ungerecht gegen entfernt lebende Subscribenten.

e. An Dr. Priestley.

Passy, den 7. Juni 1782.

Wie sehr würde ich mich freuen, wenn ich noch einmal Muße fände, mit Ihnen die Werke der Natur zu untersuchen, — ich meine den unbeseelten, nicht den beseelten oder vielmehr den moralischen Theil derselben. Jemehr ich von jenem erforschte, desto mehr mußte ich ihn bewundern; jemehr ich von letzterm weiß, desto mehr ekelt er mich an. Die Menschen scheinen mir eine Art sehr schlecht konstruirter Wesen zu sein, gewöhnlich weit leichter erzürnt, als versöhnt, weit geneigter, sich zu schaden, als zu entschädigen, viel leichter getäuscht, als enttäuscht, und mehr Stolz und Freude findend am Vernichten, als am Erzeugen. Denn ohne Schaamröthe ver-

sammeln sie sich am hellen Tage in ganzen Heeren, um zu verheeren, und wenn sie so viel als möglich todtgeschlagen haben, übertreiben sie in den Berichten die Anzahl, um ihren eingebildeten Ruhm zu erhöhen. Dagegen verkriechen sie sich in Winkel und verbergen sich im Dunkel der Nacht, wenn sie erzeugen wollen, als schämten sie sich einer tugendhaften Handlung. Ja wahrlich! Tugend würde es sein, zu zeugen, und Laster, zu tödten, wenn das Geschlecht der Erzeugung und Erhaltung wirklich werth wäre; aber das fange ich an zu bezweifeln. Ich weiß es wohl, Sie haben solche Zweifel nicht, weil Sie, in Ihrem Eifer für das Wohl der Menschen, sich's recht sauer werden lassen, ihre Seelen zu erretten. In höherem Alter werden Sie das vielleicht als ein hoffnungsloses Projekt ansehen, oder als einen nichtigen Zeitvertreib, und werden es dann bereuen, in mephitischer Luft so viele ehrliche und harmlose Mäuse gemordet zu haben, und wünschen, daß Sie, anstatt dieser Thierchen, Knaben und Mädchen zu ihren Experimenten genommen hätten. — In welchem Lichte wir höheren Wesen erscheinen, kann man aus einem Stücke der neuesten Westindischen Nach-

richten ersehen, das vielleicht nicht in Ihre Hände gekommen ist. Ein junger, ausgezeichneter Engel, zum ersten Male in gewissen Geschäften auf diese Welt gesandt, hatte einen alten erfahrenen Geisterboten zum Führer erhalten. Sie langten, gerade während einer hitzigen Seeschlacht zwischen Rodney und de Grasse, über den Gewässern von Martinique an. Als jener durch Rauchwolken das Feuer der Kanonen erblickte, und bald darauf sah, wie viele Schiffe mit todten oder sterbenden Körpern, oder einzelnen Gliedern bedeckt waren, während andere sanken, brannten, oder in die Luft flogen, und wie das noch lebende Schiffsvolk beeifert war, noch immer mehr Qual, Elend und Verderben unter sich zu verbreiten, wandte er sich im Zorn zu seinem Führer und sprach: »Du verkehrter Dummkopf, verstehst du dein Geschäft nicht besser? Du übernahmst es, mich zur Erde zu führen und hast mich in die Hölle gebracht!« Nein, Herr, antwortete der Führer, ich habe keinen Irrthum begangen; dies ist wirklich die Erde, und das sind Menschen. Die Teufel gehn so grausam nicht mit einander um; sie haben mehr Gefühl und mehr von dem, was die Menschen mit Unrecht Menschlichkeit nen=

nen. — Doch, Scherz bei Seite, lieber alter Freund, ich liebe Sie so innig als je, und liebe alle die ehrlichen Seelen, die in London Coffeehouse zusammenkamen; nur wundere ich mich, wie es möglich war, daß diese, so wie meine andern Freunde in England, inmitten einer so verderbten Generation so gute Geschöpfe werden konnten.

f. An Mistreß Bache.

Ueber den Cincinnatus-Orden ꝛc.

Passy, den 26. Jan. 1784.

Meine liebe Tochter,

Sehr angenehm ist es mir, die Zeitungen so regelmäßig durch Dich zu erhalten. Kapitän Barney brachte mir einige Blätter, die sich auf den Cincinnatus-Orden beziehen. Meine Ansicht von diesem Institute kann zwar nicht in Betracht kommen, nur befremdet's mich, daß, obgleich die vereinte Weisheit der Nation in den Bundes-Artikeln der Einführung eines Adelsstandes sich zuwider erklärt hatte, dennoch eine Anzahl von Privatpersonen daran denken kann,

mit Autorisation des Kongresses oder eines einzelnen Staats, sich und ihre Nachkommen vor ihren Mitbürgern auszuzeichnen und, in directem Widerspruch gegen den feierlich ausgesprochenen Willen des Volkes, einen erblichen Ritterorden zu stiften. — Die Stifter mögen wol durch die Bänder und Kreuze in den Knopflöchern der fremden Offiziere geblendet worden sein, ich sollte aber doch meinen, daß die Sache dem gesunden Verstande der meisten Männer entgegen sein müßte, die vielleicht nur der Ueberredungsgabe jener nicht zu widerstehen vermochten. Und ich vermuthe, daß auch diejenigen, welche die Sache wirklich mißbilligen, bisher nur wenig Widerstand leisteten, etwa aus dem Grundsatze: »wenn Menschen über Kleinigkeiten sich freuen können, so wär' es Sünde, ihnen die Freude nicht zu gönnen.« So pflegte nämlich deine gute Mutter zu sagen, in Bezug auf jene pedantischen Menschen, die stets kleine Höflichkeitsbezeugungen von Anderen verlangen. Aus diesem Gesichtspunkte würde auch ich vielleicht, wenn man mich um Rath gefragt hätte, nichts dagegen eingewandt haben, daß sie selbst nach Belieben ihre Bänder und Kreuze trügen, gewiß aber gegen das Ver-

erben derselben, als einer Ehre, auf die Nachkommenschaft. Denn jede würdig erworbene Ehre (wie die unserer Offiziere) ist ihrer Natur nach persönlich, und deßhalb nur denen zu ertheilen, welche wirklich Antheil am Verdienst hatten. Bei den Chinesen, diesem ältesten und erfahrensten Volke, geht die Ehre nicht auf die Nachkommen, sondern auf die Vorfahren über. Wenn ein Mann, seiner Gelehrsamkeit, Weisheit oder Tapferkeit wegen, vom Kaiser zum Mandarin erhoben wird, so sind dessen Eltern auf der Stelle berechtigt, alle Achtungsbezeugungen vom Volke zu verlangen, welche hergebrachtermaßen dem Mandarin selbst zukommen, weil man voraussetzt, nur die Erziehung, die Lehre und das gute Beispiel seiner Eltern habe ihn dahin gebracht, dem Staate so nützlich werden zu können. Diese Ehre in aufsteigender Linie ist daher vortheilhaft für den Staat, indem sie die Eltern ermuntert, ihre Kinder zu guten, tüchtigen Menschen zu erziehen. Aber die absteigende Ehre, auf eine Nachkommenschaft, welche keinen Antheil an der Erlangung haben kann, ist nicht nur grundlos und abgeschmackt, sondern oft auch für die Nachkommen selbst unheilbringend, weil sie dadurch leicht

so stolz werden, daß sie es unter ihrer Würde halten, ein nützliches Geschäft zu treiben, und daher in Armuth versinken, welche dann Erniedrigung und Elend aller Art nach sich zieht; ein Fall, der ja auch in Europa unter den Familien des Adelstandes nur zu oft eintritt. Wenn aber, um die Würde der Familie aufrecht zu erhalten, die Grundbesitzungen dem ältesten männlichen Erben ganz zufallen, so entsteht daraus eine andere Pest für die Betriebsamkeit und die Verbesserung des Landes, welche jenes abscheuliche Gemisch von Stolz, Bettelei und Müßiggang nach sich zieht, wodurch in Spanien Bevölkerung und Kultur zur Hälfte herabgesunken sind, indem einerseits fortwährend einzelne Familien aus Heirathsscheu erloschen, und andererseits jede Verbesserung der Ländereien versäumt ward. Daher ist es mein Wunsch, daß die Cincinnatus-Ritter, wenn sie ihren Plan wirklich ausführen, verfügen möchten, ihre Ordenszeichen sollten, anstatt auf die Kinder übertragen zu werden, lieber von den Vätern und Müttern getragen werden. Das wäre ein gutes Beispiel, und könnte gute Folgen haben. Auch wäre es keine Neuerung, sondern nur eine Art der Befolgung des vierten Gebots,

worin Gott uns befiehlt, Vater und Mutter zu ehren, während Er nirgends geboten hat, die Kinder zu ehren. Und gewiß! — keine Art, die unmittelbaren Schöpfer unseres Daseins zu ehren, kann wirksamer sein, als: lobenswerthe Handlungen zu vollführen, welche Ehre zurückwerfen auf die, denen wir unsere Erziehung verdanken; und keine kann geziemender sein, als: durch irgend ein öffentliches Bekenntniß oder Zeichen auszudrücken, daß wir ihrer Lehre und ihrem Beispiel das Verdienst unserer Handlungen zuschreiben.

Allein die Absurdität der erblichen Ehre ist nicht eine bloße Sache der Meinung und Ansicht, sondern sie läßt sich mathematisch beweisen. Eines Mannes Sohn z. B. ist nur halb von der Familie dieses Mannes, indem die andere Hälfte der Familie seiner Frau angehört. Der Sohn heirathet wieder in eine andere Familie, und so ist der Antheil des ersteren an seinem Enkel nur $1/4$ und, nach demselben Verhältniß fortschreitend, am Urenkel nur $1/8$, und in den später folgenden Generationen $1/16$, $1/32$, $1/64$, $1/128$, $1/256$ &c., so daß in neun Generationen, welche nur einen Zeitraum von dreihundert Jah-

ren füllen, mithin noch kein sehr hohes Alter für eine Familie herbeiführen, der Antheil eines jetzigen Cincinnatus-Ritters an dem dann existirenden nur $1/_{512}$ beträgt. Angenommen also, man könne sich der, für die Gegenwart unbezweifelten, Treue der Amerikanischen Frauen, durch alle neun Generationen hinab, vergewissern, so ist doch dieses Resultat so unbedeutend, daß, nach meiner Meinung, kein vernünftiger Mann sich deßhalb den unangenehmen Folgen der Eifersucht, des Neides und der Mißgunst seiner Landsleute blosstellen würde. Laß uns jetzt von diesem jungen Adeligen, dem fünfhundert und zwölften Theile des gegenwärtigen Ritters, durch die neun Generationen rückwärts rechnen bis zum Stiftungsjahre. Er muß Vater und Mutter gehabt haben, das sind 2, diese hatten beide wieder Vater und Mutter, sind 4; — so erhalten wir für die früheren Generationen 8, 16, 32, 64, 128, 256, und in der neunten 512, welche jetzt leben, und alle ihren Antheil hergeben müssen zu dem künftigen Ritter. Diese 512 mit den Vätern und Müttern der folgenden Generationen zusammengezählt, geben, nach obigen Zahlen, eine Gesammtzahl von 1022 Männern und

Frauen, die alle beitragen müssen zur Erzeugung eines Cincinnatus-Ritters. Um in der 9ten Generation 1000 solcher Ritter zu erhalten, müssen also jetzt und in der Folge eine Million und zwei und zwanzig Tausend Väter und Mütter existiren, die zu ihrer Erzeugung mitwirken; es sei denn, daß einzelne unter ihnen mehr als einen Ritter fabricirten. Wir wollen, in Erwägung dieser mehrfach Thätigen, 22,000 wegstreichen, und dann überlegen, ob, nach einer billigen Schätzung der Anzahl von Narren, Spitzbuben, Schurken und lüderlichen Personen, die nothwendig mit dazu gehören, um die Million der Vorfahren voll zu machen, ob da die Nachkommenschaft vielen Grund haben wird, mit dem edeln Blute der dann existirenden Ritter sich zu brüsten. Die künftigen Genealogen werden auch, beim Beweise der geraden Abstammung ihrer Ehre durch so viele Generationen (selbst in der Voraussetzung, daß Ehre ihrer Natur nach vererbt werden könne), nichts beweisen, als den geringen Antheil dieser Ehre, der von jedem derselben mit Grund in Anspruch genommen werden kann, indem es nach obigem einfachen Rechenexempel ganz klar ist, daß, in demselben Verhältniß, worin

das Alter der Familie zunimmt, das Recht auf die Ehre des Vorfahren abnehmen müsse; — und noch ein Paar Generationen mehr würden sie zu einer Kleinigkeit herabbringen, die nahe an völliges Nichts gränzte. Ich hoffe daher, die Cincinnatus-Ritter werden diesen Theil ihres Planes aufgeben, werden, gleich den Europäischen Rittern vom Hosenband-, Bath-, Diestel-, St. Louis- und andern Orden, sich begnügen mit der lebenslänglichen Freude an ihren kleinen Zeichen und Bändern, und die Auszeichnung sterben lassen mit denen, welche sie verdient haben. Das — denke ich — wird keinen Anstoß geben; mir wenigstens wird es vielmehr angenehm sein, in einer Gesellschaft, wo ich vielleicht nichts als unbekannte Gesichter sehe, an diesen Zeichen erkennen zu können, ob etwa einer oder der andere eine besondere Achtungsbezeugung verdiene, und den bescheidenen Tapfern wird es die Mühe ersparen, uns erst zur Achtung aufzufordern, indem sie durch linkische Umschweife andeuten, sie hätten zu jener Zeit auch als Offiziere gedient.

Der Herr, welcher nach Frankreich kam, um

die Bänder und Medaillen *) zu besorgen, hat seinen Auftrag ausgerichtet, und, wie mir scheint, recht gut; doch Alles wird kritisirt. Einige tadeln das Latein, dem es an klassischer Eleganz und Korrektheit fehlen soll, und sagen: wenn unsere neun Universitäten nicht im Stande wären, besseres Latein zu schreiben, so hätte man lieber Englische Motto's wählen sollen. Andere haben am Titel auszusetzen, daß im Grunde nur Washington und noch einige Wenige, die ohne Besoldung gedient hätten, sich denselben aneignen könnten. Wieder Anderen ist der kühne Adler **) nicht recht, er gleiche gar zu sehr einem Truthahn. Was mich betrifft, so wünschte ich, man hätte den kühnen Adler nicht zum Repräsentanten unseres Landes gewählt, denn das ist ein Vogel von schlechtem moralischen Charakter, der seinen Unterhalt nicht auf ehrliche Weise erwirbt. Vielleicht hast du selbst eher gesehen, wie er, auf einem vertrockneten Baume sitzend und zu faul, um selbst zu fischen, nur auf den Erfolg der Thätigkeit des Fisch-Aars lauert, und

---

*) Für die Cincinnatus-Ritter.
**) Falco leucocephalus.

wenn dieser emsige Vogel, nach langer Mühe, einen Fisch gefangen hat, und ihn seinem Weibchen und seinen Jungen in's Nest tragen will, wie jener dann herabschießt und den armen Fischer verfolgt, bis er ihm seinen Fang geraubt hat. Bei all dieser Ungerechtigkeit geht's ihm nimmer wohl, er ist vielmehr, gleich den Menschen, die von Stehlen und Rauben leben, fast immer arm und oft sehr lausig. Ueberdies ist er eine rechte Memme; der kleine Königsvogel *), nicht größer als ein Sperber, greift ihn keck an und jagt ihn aus seinem Bezirke hinaus. Er ist daher keineswegs ein passendes Emblem für die tapfern und ehrlichen Cincinnatus-Ritter von Amerika, welche alle Königsvögel aus unserm Lande vertrieben haben; aber ganz wie geschaffen für die Ritter, welche die Franzosen Chevaliers d'industrie (Glücksritter) nennen, weßhalb es mir gar nicht unlieb ist, wenn das Bild auf der Münze nicht für einen kühnen Adler erkannt wird, sondern mehr einem Puter oder Truthahn gleicht; denn dieser ist wahrlich ein weit respektablerer Vogel, und noch dazu ein ächt-ursprüng-

*) Laucus tyrannus.

licher Amerikaner. Adler hat man in allen Ländern gefunden, aber der Puter war dem unsrigen eigenthümlich. Den ersten Vogel dieser Gattung, den man in Europa sah, brachten die Jesuiten aus Canada nach Frankreich, wo er die Hochzeitstafel Karls des 9ten zierte. Wenn er auch ein wenig eitel und einfältig ist, so thut ihm das, als Emblem Amerika's, keinen Schaden, und übrigens ist er voller Muth, und würde ohne Scheu jeden Grenadier von der Britischen Garde attackiren, der sich's gelüsten ließe, in seinem rothen Rocke auf den Hühnerhof zu gehen.

Auf kritische Bemerkungen über das Lateinische will ich mich hier nicht weiter einlassen. Die letztern Amerikanischen Offiziere haben vielleicht nicht das Verdienst, große Gelehrte zu sein, aber ohne Zweifel verdienen sie, als brave Soldaten, von ihrem Vaterlande belohnt zu werden, und sollten daher nicht mit dem bloßen Ruhme, als einzigem virtutis praemium (Lohn der Tapferkeit, wie das eine ihrer Motto's lautet), abgespeist werden. Ihr esto perpetuo (daure ewig! ein anderes Motto) ist ein vortrefflicher Wunsch, wenn er sich auf ihr Vaterland (patria) bezieht, aber ein schlechter, wenn er ihrem Orden

(ordo) gelten soll. Die vereinigten Staaten sollten ihnen nicht nur die Omnia ihres ersten Motto's (omnia reliquit servare rempublicam, er opferte Alles dem Vaterlande) was manche von ihnen verlassen und verloren haben, erstatten, sondern sie auch ordentlich bezahlen und großmüthig belohnen, und nicht dulden, daß sie, mit all ihrem neugeschaffenen Ritterthume, gänzlich in der Lage jenes Herrn blieben, an welchen ihr omnia reliquit mich erinnert. Du weißt, Alles erinnert mich an irgend eine Geschichte. Dieser Herr hatte ein sehr schönes Haus gebaut und dadurch sein Vermögen bedeutend geschmälert. Dennoch fand er seinen Stolz darin, es allen seinen Bekannten zu zeigen. Einer von diesen bemerkte, nachdem er Alles besehen hatte, ein Motto über der Thüre: Oīa vanitas. Was bedeutet dieses Oīa? fragte er; das Wort verstehe ich nicht. Das will ich Ihnen sagen, erwiederte der Herr. Ich hatte mir's in den Kopf gesetzt, dieses Motto, in schönen Marmor eingehauen, über meiner Thüre zu haben; allein der Raum zwischen den Verzierungen war zu klein, wenn die Buchstaben groß genug sein sollten, um von unten gelesen zu werden. Deßhalb bediente ich

mich einer ehemals in lateinischen Manuscripten sehr üblichen Contraction, der zufolge man die Buchstaben m und n inmitten der Wörter ausließ, und diese Auslassung durch einen kleinen Strich andeutete, wie Sie es dort sehen. Das Wort heißt also omnia — omnia vanitas. »Aha,« sagte der Freund, »jetzt verstehe ich den Sinn Ihres Motto's; es soll sich auf Ihren Bau beziehen und andeuten, daß, wenn Sie auch Ihre omnia verkürzten, Sie nichts destoweniger Ihre vanitas in voller Länge lesbar ließen.«

---

17. Reden, welche Franklin nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Philadelphia gehalten hat.

---

a. Ueber Gehalte *).

Mein Herr!

Nur mit Zagen erhebe ich mich, um eine Mißbilligung irgend eines Artikels desjenigen

---

*) Aus der Biographie ist den Lesern vielleicht erinnerlich, daß 1787 eine Generalversammlung der Vereinigten Staaten berufen ward, um die Bundesverfassung zu revidiren. Franklin hielt daselbst, als Abgeordneter für Pensylvanien, diese und die folgenden Reden in seinem 81sten Lebensjahre.

Planes auszusprechen, für welchen wir dem ehrenwerthen Herrn, der ihn uns vorgelegt hat, so vielen Dank schuldig sind. Von der ersten Vorlesung an habe ich demselben meinen Beifall geschenkt und guten Fortgang gewünscht. Allein in Betreff des einen Punktes, der Gehalte für die Beamten der Executiv-Gewalt, kann ich dem Plane nicht beipflichten. Ich gestehe, daß meine Ansicht vielleicht neu und unausführbar erscheinen könne; allein in der Ueberzeugung, daß sie die richtige sei, halte ich es dennoch für meine Pflicht, sie vorzutragen. Der Ausschuß wird meine Gründe beurtheilen, so bald er sie vernommen hat, und sein Urtheil wird vielleicht das meinige umbilden. Die Bewilligung der Gehalte könnte, meiner Ansicht nach, große Nachtheile, die Verweigerung dagegen gar keine haben; wohl aber recht große Vortheile.

Mein Herr, es giebt zwei Leidenschaften, die einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten der Menschen ausüben. Sie heißen Ehrsucht und Geiz, — oder die Liebe zur Macht und die Liebe zum Gelde. Getrennt hat jede für sich eine große Kraft, die Menschen zur Thätigkeit zu spornen; wenn aber in Hinsicht auf denselben Gegenstand beide vereint wirken, so sind sie im

Stande, manche Gemüther auf das heftigste zu erregen. — Man eröffne nur einem solchen Menschen die Aussicht auf einen Posten, der ihm Ehre und zugleich Vortheil verspricht, und er wird Himmel und Erde in Bewegung setzen, um ihn zu erlangen. Die große Zahl solcher Posten ist es, wodurch die Regierung von Großbritannien so stürmisch wird. Das stete Streben und Ringen danach ist die Quelle aller jener Faktionen, welche nicht nur unaufhörlichen Zwiespalt der Bürger zur Folge haben, und die Behörden und Räthe verwirren, sondern auch nicht selten zu unnützen und unheilbringenden Kriegen führen, oder die Annahme schimpflicher Friedensbedingungen nothwendig machen.

Und was für Menschen sind es, die durch ungestüme Kabalen und heftigen Wettstreit diesen vortheilbringenden Vorrang erstreben, und bei den unaufhörlichen gegenseitigen Verläumdungen der Parteien den Charakter der besten Mitbewerber in den Staub treten? Nicht die Weisen und Gemäßigten, nicht diejenigen, welche Frieden und Ordnung lieben, und mithin zur Verwaltung jener Aemter am tauglichsten wären; nein, sondern Menschen von verwegenem, heftig-leiden-

schaftlichen Charakter und von einer in Bezug auf ihre selbstischen Zwecke unermüdlichen Thätigkeit. Diese werden sich eindrängen in eure Regierung, und eure Herrscher sein; aber sie werden sich in der Erwartung ihrer glückseligen Lage bald getäuscht sehen; denn ihre gleichgesinnten, nach gleichen Triebfedern handelnden, besiegten Mitbewerber werden unaufhörlich dahin trachten, ihnen die Verwaltung ihres Amtes zu verkümmern, ihren Maßregeln Hindernisse in den Weg zu legen, und sie selbst dem Volke gehässig zu machen.

Außer diesen Uebeln wird sich's nur zu bald zeigen, daß die Gehalte, die wir zwar anfangs niedrig ansetzen können, nicht lange so bleiben werden. Um Erhöhungen in Vorschlag zu bringen — dazu wird es nie an Gründen fehlen, so wie stets eine Partei dafür gestimmt sein wird, den Machthabern mehr zu geben, damit diese im Stande seien, ihnen wiederum mehr zu bewilligen. Aus diesen Gründen ist in allen Staaten und Königreichen, wie uns die Geschichte lehrt, fortwährend eine Art von Krieg geführt worden zwischen den Regierenden und den Regierten, indem die Einen dahin strebten, zum Staatsunterhalt mehr zu bekommen, die Anderen — weni-

ger zu bezahlen; und dieser Streit war hinreichend, große Erschütterungen, ja wirkliche Bürgerkriege zu erzeugen, die entweder mit der Entthronung des Fürsten oder mit der Sklaverei des Volkes endeten. Gewöhnlich, das ist nicht zu leugnen, trägt die herrschende Macht den Sieg davon, und wir sehen, wie die Einkünfte der Fürsten stets wachsen, und wie sie selbst dennoch nie befriedigt sind, sondern immer noch mehr erlangen wollen. Je größer, drückender Abgaben wegen, die Unzufriedenheit des Volkes wird, desto mehr bedarf der Fürst, um Geld unter seine Anhänger zu vertheilen und um seine Truppen zu besolden, die jeden Widerstand niederdrücken, ihn selbst aber ermächtigen sollen, nach Willkühr zu nehmen. Unter hundert Königen ist kaum Einer, der, wenn er nur könnte, nicht dem Beispiele Pharao's folgen würde, nämlich: erst aller Unterthanen Geld, dann ihre sämmtlichen Ländereien zu erhalten, und endlich sie und ihre Nachkommen auf ewig zu Sklaven zu machen. Man wird einwenden, daß es ja nicht unsere Absicht sei, Könige zu erwählen; ich weiß es; aber die Menschen haben eine natürliche Neigung für die monarchische Regierungsform. Diese befreit sie

zuweilen von aristokratischer Herrschaft; und sie hätten doch lieber einen Tyrannen, als fünf hundert. Die Monarchie giebt den Bürgern mehr den Schein der Gleichheit, und das lieben sie. Ich bin daher besorgt — vielleicht zu besorgt — daß die Regierung dieser Staaten in Zukunft doch in eine monarchische Form übergehen möge. Dieser Wechsel aber kann, nach meiner Meinung, gar sehr verzögert werden, wenn wir uns in Acht nehmen, in den Grund und Boden unserer neuen Verwaltung den Samen des Zwiespalts, Parteigeistes und Aufruhrs zu säen, indem wir nämlich unsere Ehrenposten zu einträglichen, vortheilhaften Aemtern machen. Thun wir das, so fürchte ich, daß unser Plan, Mehreren und nicht einem Einzigen die Zügel anzuvertrauen, vergebens sein werde. Die Mehreren werden bald verdrängt sein. Denn dadurch nähren wir nur den Foetus eines Königs (wie der geehrte Herr aus Virginien sehr treffend sich ausdrückte), und um so eher werden wir einem Könige huldigen.

Es sind vielleicht Einige der Meinung, daß der von mir jetzt angedeutete Plan in's Schlaraffenland gehöre, und daß wir nie für den Dienst der ausübenden Gewalt Männer finden

werden, wenn wir ihnen keine Besoldung für ihre Dienste anbieten. Diese Meinung halte ich aber für durchaus irrig; mir sind Thatsachen bekannt, die mich geneigt machen, das Gegentheil anzunehmen. Das Amt eines Oberrichters (high sheriff) einer Grafschaft in England ist ein Ehrenamt, aber es bringt nichts ein; im Gegentheil, es erfordert Aufwand, und ist daher nicht gesucht. Dennoch werden diese Aemter stets verwaltet, und gut verwaltet, und in der Regel durch die angesehensten Männer der Grafschaft ꝛc. Kurz, die Freude, Gutes zu thun und dem Vaterlande zu dienen, und der darauf begründete Anspruch auf Achtung sind für einige Gemüther hinreichende Beweggründe, dem Staate einen bedeutenden Theil ihrer Zeit zu widmen, auch ohne die niedrige Triebfeder des pecuniären Vortheils. Ein ähnliches Beispiel giebt uns eine achtungswürdige Gesellschaft, in welcher bereits über hundert Jahre dergleichen Ehrenämter ohne Besoldung verwaltet werden; — ich meine die Quäker. Ihre Gerichte bestehen aus Ausschüssen ihrer jährlichen Volksversammlungen, und die dazu erwählten Männer verwenden viele Zeit darauf, alle vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten,

ohne eine andere Triebfeder, als das Gefühl für ihre Pflicht und für die Achtung, die einer nützlichen Thätigkeit gezollt wird, denn sie empfangen nie Gehalte oder Sporteln. Und wahrlich, bei jedem Staatsdienste ist die Ehre um so größer, je geringer der Vortheil ist.

Und, um uns die Sache noch näher zu bringen, haben wir nicht gesehen, daß unser höchster und wichtigster Posten, der Oberbefehl über unsere Armeen, ohne den geringsten Gehalt acht Jahre lang von einem Volksfreunde verwaltet ward, dem ich jetzt durch anderweitiges Lob nicht zu nahe treten will? Und das bei den größten Anstrengungen und Beschwerden, die er gemeinschaftlich mit den andern braven Männern, seinen militärischen Freunden und Gefährten, ertrug, und bei allen den Sorgen, die seine besondere Stellung fortwährend begleiteten? Wie sollten wir denn daran zweifeln, in allen Vereinigten Staaten drei oder vier Männer finden zu können, die hinreichenden Gemeingeist haben, um eine eben so lange Zeit im friedlichen Rathe zu sitzen, nur um unsere bürgerlichen Angelegenheiten zu leiten, und darauf zu sehen, daß unsere Gesetze gehörig vollzogen werden! Nein, ich hege

eine bessere Meinung von meinem Vaterlande. Nie wird uns eine hinreichende Anzahl weiser und guter Männer fehlen, die das fragliche Amt gern übernehmen und treu verwalten werden.

Die Ersparung der Gehälte, welche anfangs etwa bewilligt werden mögen, scheint mir kein Gegenstand von Wichtigkeit zu sein. Das Unheil, was später aus der Bewilligung hervorgehen kann, das ist es, was ich fürchte. Und diese Furcht hat mich bewogen, eine Abänderung in Vorschlag zu bringen. Wird sie nicht angenommen, so bleibt mir doch wenigstens die Genugthuung, meine Meinung frei geäußert und meine Pflicht gethan zu haben.

b. Antrag, die Versammlungen jeden Morgen mit einem Gebete zu eröffnen.

Herr Präsident!

Die geringen Fortschritte, die wir, trotz unsern täglichen Sitzungen und fortwährenden Berathungen über die Grundsätze der allgemeinen Verfassung, in vier oder fünf Wochen gemacht haben, wobei unsere Ansichten über fast jegliche Frage so verschieden waren, daß die Zahl der Stimmen für und wider nicht selten gleich aus-

fiel, sind, meines Bedünkens, ein trauriger Beweis von der Unvollkommenheit des menschlichen Verstandes. Es scheint in der That, als fühlten wir unseren eigenen Mangel an politischer Weisheit, da wir, in der Hoffnung, sie zu finden, nicht müde werden, überall danach zu suchen. In die Geschichte des Alterthums sind wir zurückgegangen, und haben, um zu einem Musterbilde einer guten Regierung zu gelangen, die Verfassungen jener Republiken geprüft, welche, den Samen ihrer eigenen Auflösung ursprünglich in sich tragend, längst aufhörten zu sein. Darauf haben wir alle neueren Staaten Europa's untersucht, ohne jedoch irgend eine Form zu finden, die für unsere Verhältnisse geeignet wäre.

Wie war es aber möglich, daß wir unter solchen Umständen, während die ganze Versammlung, so zu sagen, im Finstern tappt, um politische Wahrheit zu finden, und diese kaum zu erkennen vermag, wo sie den Blicken sich darstellt, — wie war es möglich, sage ich, daß wir noch nicht ein einziges Mal daran gedacht haben, den Vater des Lichts in Demuth zu bitten, unsern Geist zu erleuchten? Im Anfange unseres Kampfes mit England, als wir der Gefahr uns

bewußt waren, haben wir in eben diesem Saale täglich den göttlichen Beistand uns erfleht. Und unsere Gebete wurden gnädig erhört. Wer von uns in jenen Kampf verwickelt war, kann in vielen Fällen die zu unserm Heile waltende Hand der Vorsehung unmöglich verkannt haben. Derselben gütigen Vorsehung verdanken wir diese glückliche Gelegenheit, über die Mittel zur Begründung unseres künftigen Nationalwohls hier in Frieden uns zu berathen. Haben wir denn jetzt jenen allmächtigen Freund vergessen? oder wähnen wir, seiner Hülfe nicht länger zu bedürfen? Einen langen Zeitraum habe ich durchlebt, und je länger ich lebe, desto mehr werde ich, durch stets neue Beweise, von der Wahrheit überzeugt, daß Gott die Angelegenheiten der Menschen lenkt! Wenn aber kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen, wie ist es denkbar, daß ein Reich sich erheben sollte ohne seinen Beistand? Es ist uns gesagt worden in der heiligen Schrift: »Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so mühen die sich vergebens, die es bauen.« Das ist mein fester Glaube, und eben so fest glaube ich, daß es uns, ohne seine Mitwirkung, bei diesem politischen Bau

nicht besser ergehen werde, als den Erbauern Babels. Unsere Einigkeit wird zerschellen an kleinen örtlichen Interessen, unsere Pläne werden mehr und mehr in Verwirrung gerathen, und wir selbst bis in die fernste Zukunft der Gegenstand eines tadelnden Sprüchworts sein. Was aber noch schlimmer ist, die Menschheit wird, in Folge dieses unseligen Beispiels, an der Möglichkeit verzweifeln; durch menschliche Weisheit eine gute Regierung zu begründen, und das Schicksal der Staaten dem Zufall, dem Kriege und der Eroberung anheim stellen.

Deßhalb sei es mir erlaubt, darauf anzutragen:

daß von jetzt an jeden Morgen, bevor wir zu unsern Geschäften schreiten, in gemeinschaftlichen Gebeten die Hülfe und der Segen des Himmels für unsere Berathungen erfleht, und ein Geistlicher dieser Stadt ersucht werde, diesem Gottesdienste amtlich beizuwohnen.

c. Am Schluß der Berathungen des Konvents, zur Revidirung der Bundes-Verfassung.

Herr Präsident!

Gestehen muß ich es, daß ich gegenwärtig diesen Verfassungs-Entwurf nicht durchaus gut

heißen kann; allein ich bin nicht sicher, ob ich demselben immer meine Bewilligung versagen werde; denn ich habe mich, während meines langen Lebens, öfter genöthigt gesehen, meine Meinung zu ändern, weil ich entweder besser von der Sache unterrichtet ward, oder gründlicher darüber nachgedacht hatte, und das ist mir bei den wichtigsten Grundsätzen widerfahren, die ich einst für recht hielt und doch später als unrecht erkannte. Daher kommt es, daß ich von Jahr zu Jahr geneigter werde, die Richtigkeit meines Urtheils über Andere zu bezweifeln. Die meisten Menschen, wie die meisten religiösen Sekten, glauben wirklich sich selbst im Besitz der vollen Wahrheit, und Andere, so fern sie von ihnen abweichen, im Irrthum. Ein Protestant, Namens Steele, sagt in einer Dedikation an den Papst, der einzige Unterschied zwischen beiden Kirchen, in Betreff ihrer Meinung von der Zuverlässigkeit ihrer Lehren, bestehe darin, daß »die Römische Kirche unfehlbar und die Englische nie im Irrthum sei.« Wenn aber auch viele Privatpersonen von ihrer eigenen Unfehlbarkeit eine eben so hohe Meinung haben, als von der ihrer Kirche, so wird dies doch von Wenigen mit

solcher Natürlichkeit ausgesprochen, als von einer gewissen französischen Dame, die, in einem Wortwechsel mit ihrer Schwester, sagte: »Je ne trouve que moi qui aie toujours raison« (ich kenne, außer mir, keinen Menschen, der immer Recht hätte).

Diese Ansichten bewegen mich, dem vorliegenden Verfassungs-Entwurfe, mit allen seinen Fehlern — wenn er deren wirklich hat — meine Beistimmung nicht zu versagen, weil ich der Meinung bin, daß eine gemeinschaftliche Regierung nothwendig für uns sei, und daß es keine Regierungsform gebe, die nicht dem Volke zum Segen gereichen könne, wenn sie gut gehandhabt wird; und weil ich ferner glaube, daß diese vorliegende Form wahrscheinlich auf eine Reihe von Jahren eine gute Verwaltung finden werde, und nur mit Despotismus enden könne — wie das früher mit andern Formen der Fall war — wenn das Volk so entartet ist, daß es, für jede bessere Regierung untauglich, wirklich der Despotie bedarf. Auch zweifle ich, ob irgend eine andere Versammlung, die wir berufen könnten, im Stande wäre, eine bessere Verfassung zu entwerfen; denn wenn wir eine Anzahl von Männern versammeln, um uns des heilsamen Ergebnisses

ihrer vereinten Weisheit zu erfreuen, so werden wir unfehlbar mit diesen Männern auch ihre Vorurtheile versammeln, so wie ihre Leidenschaften und Irrthümer, ihre örtlichen Interessen und selbstischen Absichten. Kann von einer solchen Versammlung etwas Vollendetes erwartet werden? Daher kann ich es nur bewundern, daß dieser Entwurf der Vollendung so nahe gebracht werden konnte, als er es wirklich ist; und ich denke, auch unsere Feinde werden darüber erstaunen, die mit Zuversicht die Nachricht erwarten, daß wir bei unsern Berathungen, wie jene beim Thurmbau zu Babel, in unsinnige Verwirrung gerathen, und daß unsere besonderen Staaten im Begriffe wären, sich zu trennen, um nur in der Absicht wieder zusammen zu treten, sich einander die Hälse zu brechen.

So gebe ich denn meine Stimme für diese Verfassung, weil ich keine bessere erwarte, und weil ich keine Gewißheit habe, daß diese nicht die beste sei. Meine Ansichten über die Fehler derselben opfere ich dem allgemeinen Besten auf. Nie ist außerhalb dieser Versammlung eine Sylbe darüber meinen Lippen entschlüpft. Innerhalb dieser Mauern ward mein Widerspruch geboren und hier soll er auch sterben. Wenn Jeder von

uns bei seiner Heimkehr die Einwürfe, die er selbst dawider erhoben, seinen Wählern berichten, und sich bemühen wollte, Anhänger für seine besondern Ansichten zu gewinnen, so könnten wir leicht die allgemeine Zustimmung verhindern, und somit alle die heilsamen Wirkungen und großen Vortheile verlieren, die bei fremden Nationen, wie unter uns selbst, aus unserer wahren oder scheinbaren Einmüthigkeit natürlich zu unsern Gunsten entspringen müssen. Ein großer Theil der Kraft und Wirksamkeit jedweder Regierung, um das Heil des Volkes zu fördern und zu sichern, beruht auf Meinung, auf der allgemeinen, öffentlichen Meinung von der Güte dieser Regierung sowohl, als von der Weisheit und Rechtschaffenheit der Regierenden. Ich hoffe daher, zum Besten unserer selbst, als eines Theils des Volkes, und für das Wohl unserer Nachkommen, daß wir aufrichtig und einstimmig dahin trachten werden, diese Verfassung, so weit unser Einfluß reicht, zu empfehlen, und daß unser künftiges Sinnen und Streben nur auf die Mittel gerichtet sein werde, die zu einer guten Vollziehung derselben führen können.

Alles erwogen, kann ich nicht umhin, den

Wunsch auszusprechen, daß jedes Mitglied dieser Versammlung, das noch im Herzen eins oder das andere gegen die Verfassung zu erinnern hat, bei dieser Gelegenheit, gleich mir, ein wenig an seiner eigenen Unfehlbarkeit zweifeln, und, um unsere Einstimmigkeit zu beglaubigen, diese Akte mit seinem Namen unterzeichnen wolle.«

Darauf ward der Antrag gemacht, die Urkunde mit den Worten zu schließen: »Geschehen in der Versammlung durch einstimmigen Beschluß« ꝛc.; und dieser Zusatz ward genehmigt.

---

18. Parodie einer Rede zur Vertheidigung des Sklavenhandels.

An den Herausgeber der Federal Gazette.

Den 30. März 1790 *).

Mein Herr!

Als ich gestern Abend, in Ihrem vortrefflichen Blatte, Herrn Jacksons im Kongreß gehaltene Rede gegen das Einschreiten desselben in die Angelegenheiten des Sklavenhandels, und gegen

*) Also, wie Band II, Seite 94 erwähnt wird, nur 18 Tage vor Franklin's Tode geschrieben.

die Versuche, den Zustand der Sklaven zu verbessern, gelesen hatte, erinnerte ich mich einer ähnlichen Rede, die ein Mitglied des Algierischen Divans, Sidi Mehemet Ibrahim, vor etwa hundert Jahren hielt, wie aus Martin's Bericht, über sein Konsulat vom Jahre 1687, erhellt. Er sprach gegen die Bewilligung einer Bittschrift, in welcher die Sekte der Erica, oder Puristen, Seeräuberei und Sklaverei als ungerecht darstellten und um deren Abschaffung baten. Herr Jackson citirt diese Rede nicht; vielleicht ist sie ihm nicht zu Gesicht gekommen. Wenn er dennoch in seinem beredten Vortrage in mehreren Gedanken mit Ibrahim zusammentrifft, so beweiset dies nur, daß die Angelegenheiten und Einsichten der Menschen, unter ähnlichen Umständen und Gesichtspunkten, in allen Ländern und Zonen wunderbar ähnliche Wirkungen hervorbringen und an sich selbst erfahren. — Folgendes ist eine Uebersetzung der Rede des Afrikaners.

»Allah Bismillah 2c. — Gott ist groß und Muhammed ist sein Prophet.«

»Haben diese Erica die Folgen der Bewilligung ihrer Petition wohl bedacht? Wenn wir

unsere Streifzüge gegen die Christen einstellen, wie sollen wir da zu den für uns so unentbehrlichen Erzeugnissen ihrer Länder gelangen? Wenn wir ihre Leute nicht mehr zu Sklaven machen, wer soll da in diesen heißen Gegenden unser Land bebauen? Wer soll die täglichen Arbeiten in der Stadt und in den Häusern verrichten? Müssen wir dann nicht unsere eigenen Sklaven sein? Und sind wir uns, als Muselmännern, nicht mehr Mitleid und Fürsorge schuldig, als diesen Christenhunden? Wir haben jetzt in und um Algier über 50,000 Sklaven! Wenn diese Anzahl nicht durch neue Zufuhr verstärkt wird, so muß sie nothwendig bald sich verringern und allmählig ganz zusammenschmelzen. Wenn wir also aufhören wollten, die Schiffe der Ungläubigen zu nehmen und zu plündern, und die Matrosen und Passagiere zu Sklaven zu machen, so würde, aus Mangel an Arbeit, der Werth unserer Ländereien auf Nichts herabsinken, die Hausmiethe in der Stadt um die Hälfte fallen, und die, aus dem Antheil an den Prisengeldern entspringenden, Einkünfte der Regierung würden gänzlich aufhören. Und warum? Um der Laune einer launenhaften Sekte zu genügen, die nicht nur verlangt, daß

wir keine Sklaven mehr machen, sondern auch die vorhandenen freilassen sollen. Wer soll aber die Herren für ihren Verlust entschädigen? Wird der Staat das thun? Ist unser Schatz dazu hinreichend? Wollen oder können die Erica es thun? Oder wollen sie, um eine vermeintliche Gerechtigkeit gegen die Sklaven zu üben, eine weit größere Ungerechtigkeit gegen die Eigenthümer derselben begehen? Und wenn wir unsere Sklaven frei lassen, was sollen wir dann mit ihnen machen? Wenige nur werden in ihre Heimath zurückkehren; sie kennen die größeren Beschwerden zu wohl, denen sie dort unterworfen sind; sie werden nicht zu unserer heiligen Religion sich bekehren und nicht unsere Sitten annehmen; und eben so wenig werden die Unsrigen durch Verheirathung mit Jenen sich verunreinigen. Sollen wir sie als Bettler auf unsern Straßen unterhalten, oder unser Eigenthum ihrer Raubsucht Preis geben? Denn Menschen, die einmal an Sklaverei gewöhnt sind, werden ohne Zwang ihren Unterhalt durch Arbeit nicht verdienen. Und was ist denn in ihrer jetzigen Lage so erbarmenswerth? Waren sie nicht in ihren Geburtsländern auch Sklaven? Werden

Spanien, Portugal, Frankreich und die Italienischen Staaten nicht von Despoten regiert, die alle ihre Unterthanen, ohne Ausnahme, in der Sklaverei erhalten? Selbst England behandelt seine Matrosen wie Sklaven, denn, so oft es der Regierung beliebt, werden sie ergriffen, in Kriegsschiffe eingesperrt, und gezwungen, nicht nur zu arbeiten, sondern Krieg zu führen, und das für einen Lohn, der ihnen keinen bessern Lebensunterhalt sichert, als wir ihn unsern Sklaven auch gewähren. Ist also ihre Lage dadurch schlimmer geworden, daß sie uns in die Hände fielen? Nein, sie haben nur eine Sklaverei gegen eine andere vertauscht, und ich darf sagen, gegen eine bessere; denn hier sind sie in einem Lande, wo die Sonne des Islam ihre Strahlen verbreitet und in vollem Glanze scheint, wo sie mithin Gelegenheit haben, sich mit der wahren Lehre bekannt zu machen und so ihre unsterblichen Seelen zu retten. Denen, welche in ihrer Heimath bleiben, wird dieses Glück nicht zu Theil. Die Sklaven nach Hause schicken, wäre daher nichts anderes, als sie aus dem Lichte in die Finsterniß verbannen.

Ich wiederhole die Frage: was sollen wir mit ihnen machen? Ich habe von einem Plane

gehört, sie in die Wildnisse zu senden, wo Land in Menge für sie vorhanden sei, und wo sie, in einen Freistaat vereinigt, ein ersprießliches Leben führen könnten. Ich fürchte aber, sie sind zu unthätig, um ohne Zwang zu arbeiten, und zu unwissend, um eine gute Regierung zu begründen, und würden bald von den wilden Arabern überfallen und aufgerieben oder wieder zu Sklaven gemacht werden. So lange sie uns dienen, werden sie mit allem Nöthigen versehen und mit Menschlichkeit behandelt. Die Arbeiter in ihren eigenen Ländern werden, wie ich aus guten Quellen weiß, nicht so gut gehalten, ernährt und gekleidet. Ihre Lage ist daher in den meisten Fällen schon zu ihrem Vortheil verändert und bedarf keiner weitern Verbesserung. Ihr Leben ist hier in Sicherheit; sie werden nicht für den Kriegsdienst gepreßt, nicht, wie in ihren Heimathsländern, gezwungen, sich einander ihre Christenhälse abzuschneiden. Wenn einige verrückte Religionsschwärmer, die uns jetzt mit ihren einfältigen Petitionen plagen, in einem Anfall blinden Eifers ihre Sklaven freigegeben haben, so war es nicht Großmuth, nicht Menschlichkeit, was sie zu dieser Handlung bewog, sondern die Qual des Ge-

wissens unter dem Druck einer schweren Sünden-
last, und die Hoffnung, wegen des eingebildeten
Verdienstes einer so guten Handlung, von der
Verdammniß befreit zu werden. Wie gröblich ir-
ren sie, wenn sie meinen, der Koran verbiete
die Sklaverei? Die beiden Gebote: »Ihr Her-
ren, behandelt eure Sklaven mit Freundlich-
keit; — ihr Sklaven, dienet euren Herren mit
Freudigkeit und Treue,« — sind das nicht klare
Beweise vom Gegentheil? Auch kann das Plün-
dern der Ungläubigen in jenem heiligen Buche
nicht verboten sein, da wir aus demselben wohl
wissen, daß Gott die Welt, und Alles, was
darin enthalten ist, seinen gläubigen Muselmän-
nern gegeben hat, welchen der Nießbrauch von
Rechtswegen zukommt, sobald sie Etwas erobert
haben. Drum lassen Sie uns kein Wort mehr
von diesem abscheulichen Vorschlage hören, die
Christensklaven frei zu lassen; die Annahme dessel-
ben würde den Werth unserer Ländereien und
Häuser verringern, und vielen guten Bürgern
auf diese Weise beträchtlichen Schaden verur-
sachen, demzufolge allgemeine Unzufriedenheit er-
zeugen, und vielleicht zu Unordnungen und Um-
trieben führen, die dem Staate gefährlich werden

könnten. Ich kann nicht daran zweifeln, daß ein weiser Rath das Wohl und die Ruhe eines ganzen Volkes von Rechtgläubigen der Laune einiger wenigen Erica vorziehen und deßhalb der letzteren Petition verwerfen werde.«

In Folge dieser Rede kam, wie Martin erzählt, der Divan zu folgendem Beschluß: »Die Lehre, daß es ungerecht sei, die Christen zu plündern und zu Sklaven zu machen, ist höchstens problematisch; daß aber die Fortdauer des Gebrauches diesem Staate zum Vortheil gereiche, ist klar; daher ist die Petition zu verwerfen.«

Und sie ward wirklich verworfen. — Da gleiche Beweggründe in den Gemüthern der Menschen gleiche Meinungen und Entschließungen zu erzeugen pflegen, könnten wir's nicht wagen, Herr Brown, nach dem Ausgange dieser Erzählung zu prophezeien, daß die an das Parlament von England, so wie an die gesetzgebenden Behörden anderer Staaten, gerichteten Petitionen um Abschaffung des Sklavenhandels, und die Debatten darüber zu ähnlichen Resultaten führen werden? — Ich bin, mein Herr, Ihr treuer Leser und ergebener Diener

Historicus.

Inhalts-Verzeichniß
zum
vierten Bande.

